Vom Haidehaus.

Das Loos der Wittwe. Der Blaubart. Knospenstudie.
Londoner Ausstellungsfahrt.

Von

F. W. Hackländer.

Stuttgart.

Druck und Verlag von Eduard Hallberger.

1865.

Vorwort.

Dem geneigten Leser glaube ich eine Erklärung schuldig zu sein über den Titel dieses Buches, der ihm sonst etwas zu willkürlich erscheinen möchte.

Haidehaus ist ein kleines Haus bei Stuttgart auf der Höhe der Berge gelegen, wo ich seit vielen Jahren die Sommermonate zuzubringen pflege, wo die vorliegenden Geschichten größtentheils entstanden, durchgesehen und zusammengestellt wurden.

Es ist ein einfaches, schmuckloses Haus von einer kaum denkbaren Unregelmäßigkeit, anmuthig versteckt zwischen Reben und Epheu — eine bescheidene Wohnung, aber mit einer wundervollen Aussicht in das herrliche Neckarthal mit seinen üppigen Rebgeländen, mit seinen reichen Fruchtfeldern, seinen Schatten und Obst spendenden Baumgruppen, und dazwischen lieblich zerstreut mehr als sechzehn Ortschaften, die Zeugen des wohlhabenden, glücklichen Schwabenlandes, auf welches dort so

freundlich herabschaut die Kapelle, in der mein edler König ruht — der erhabene, freisinnige Fürst, der wie sein Ahn

Im Frieden gut und stark im Feld,

ein Mann war in der vollsten Bedeutung des Worts. Dankbar ruht mein Auge auf jenem rebenumsäumten Berge, von dem einst der Württemberger Stammschloß in das Neckarthal hinabschaute, und der nun den edelsten Sohn dieses Geschlechts in seinem Schooße trägt.

Doppelter Zauber fesselt mich jetzt an mein bescheidenes Haidehaus, von dem ich hoffe, noch manches Blatt in die weite, weite Welt fliegen lassen zu können, und das ich Dir widmen will, geneigter Leser, wie die vorliegenden Blätter.

Haidehaus, am 28. August 1864.

F. W. Hackländer.

Das Loos der Wittwe.

Das Loos der Wittwe.

Wer die Frau Steuerdirektor Scheppeler mit ihrem Gemahl, dem Herrn Steuerdirektor, auf der Straße sah und mit einiger Aufmerksamkeit den Gang und Wandel dieses würdigen Ehepaares betrachtete, der konnte nicht lange im Zweifel bleiben, welches von Beiden den Andern eigentlich spazieren führte.

Die Frau Steuerdirektorin war eine große, stattliche Frau mit rundem, etwas geröthetem Gesicht, ziemlich stark athmend, und sah, an der Seite ihres Gemahls, eines schmächtigen, dürren Mannes, — wenn wir uns eines solchen gewagten Vergleichs bedienen dürfen, — wie ein mit voller Kraft dahinfahrender Dampfer aus, der einen schwachen Nachen am Schlepptau hinter sich drein zieht, oder wie eine Sonne, der der dazu gehörige Trabant in anständiger Entfernung folgt, etwa wie der Mond, welcher freundlich die Erde umkreist. Doch hatte Herr Scheppeler nichts vom Monde an sich, er wechselte nie, hatte auch noch nie in seinem Gesicht das gezeigt, was man Vollmond nennt, sondern blieb immer im ersten Viertel, auch war seine Physiognomie nicht mürrisch, wie uns das Gesicht des Mondes erscheint, sondern lächelte beständig freundlich, namentlich wenn man ihn in Begleitung seiner Gattin sah, und was er allenfalls mit dem Monde gemein haben konnte, war, daß er die Steuerdirektorin fortwährend herzlich und forschend betrachtete, wie unser schönes leuchtendes Gestirn die ernste nächtliche Erde.

Dieses forschende Betrachten und die beständige Aufmerksamkeit auf seine Gattin hatten indessen ihre guten Gründe, denn Madame Scheppeler liebte es nicht, den Gemahl zweimal auf etwas aufmerksam zu machen

oder auf eine Antwort zu warten. Wenn sie sagte, Scheppeler, sieh' einmal die Kastanienbäume an, so erwartete sie die umgehende Erwiederung: wunderschön, mit prächtigen Blüten; oder wenn sie bemerkte: hast Du wieder gesehen, Scheppeler, wie auffallend geputzt die Regierungsräthin war? so mußte die blitzesschnelle Antwort kommen: unerhört, die Frau richtet ihren Mann zu Grund.

Dabei können wir aber nicht behaupten, daß bei Fragen des Steuerdirektors die Antwort in derselben Art und Weise erfolgt wäre. Vielfach schien Madame Scheppeler eine solche Frage zu überhören, was man ihr nicht übel nehmen konnte, da ihr Gemahl eine gar zu dünne Stimme hatte. Häufig erfolgte die Antwort, wenn das Paar schon verschiedene Schritte zurückgelegt hatte, und nie klang die Antwort beistimmend.

Sagte zum Beispiel der Steuerdirektor, sieh' einmal den schönen Kastanienbaum, so entgegnete sie nach ziemlich langer Zögerung, ich sehe dieses Jahr nichts Außerordentliches daran, namentlich sind die Blüten nicht der Rede werth. Sprach er von dem auffallenden Putze der Regierungsräthin, so entgegnete sie mit einiger Bitterkeit: natürlicher Weise, wenn sich eine anständige Frau gut anzieht, das könnt ihr nicht vertragen, Andere dürfen freilich thun, was sie wollen.

Wer mit diesen „Anderen" eigentlich gemeint war, darüber kam der Herr Steuerdirektor nie in's Klare; meinte seine Gattin sich selbst oder vielleicht andere Damen, die keine Berechtigung hätten geputzt einherzugehen?

Madame Scheppeler ging auf dem Trottoir, dessen größere Hälfte sie einnahm, gerade aus, und überließ ihm, ohne ihren Schritt zu mäßigen, den Entgegenkommenden so geschickt auszuweichen, daß er dabei doch nicht von ihrer Seite kam. Blieb er einmal etwas auffallend zurück, was sie augenblicklich bemerkte, da sie das Talent hatte rückwärts zu schauen, auch ohne den Kopf stark zu wenden, so mußte er die genaueste Auskunft geben, mit wem er vielleicht gesprochen, oder nach wem er gesehen: „O, es war Doktor Knauser, Du weißt, liebes Kind, der kann nie vorbeigehen, ohne ein paar Worte zu wechseln."

„Und lernt nie, daß es sich nicht schickt, den Mann anzureden, so lange er mit seiner Frau spazieren geht."

„Es ist ein guter Kerl.“

„O ja in eurem Sinn, aber keine passende Bekanntschaft für Dich; der Erste im Wirthshaus und der Letzte, der nach Hause geht; ich sollte seine Frau sein.“

„Nun, er ist einmal nicht anders, aber ein wackerer Mann, der Abends zur Erholung seinen Wein trinkt, wenn er sich den ganzen Tag über geplagt hat.“

„Das nennst Du also eine Erholung, Scheppeler, stundenlang im Wirthshaus sitzen in dem furchtbaren Tabaksqualm, und das sauer verdiente Geld so mit vollen Händen hinauszuwerfen, — eine schöne Erholung. Da wäre es doch weit erholender nach Hause zu kommen, Pantoffeln und Schlafrock anzuziehen, und sich mit seinen Kindern zu unterhalten. Wenn ich die Regierung wäre, ich verböte alle Wirthshäuser.“

„Du weißt, ich liebe das Wirthshausleben auch nicht besonders, aber hie und da muß man doch nach seinen Freunden sehen.“

„Mach' mir nichts weiß, Scheppeler, es ist euch sehr wenig daran gelegen, euch gegenseitig zu sehen, da sind immer ganz andere Ursachen, die euch in dieses oder jenes Wirthshaus hinziehen.“

„Nun ja, wo der Wein gut ist, und wo es angenehme Gesellschaft gibt.“

„Ja, angenehme Gesellschaft, das ist das Richtige, die findest Du auch im Kreuz, wo Du so gerne hingehst. Mir hat neulich die Rechnungsräthin erzählt, eine würdige, brave Frau, die ohne Grund Niemanden etwas Schlimmes nachsagt, sie habe ihrem Mann das Kreuz verboten.“

Die Bemerkung, daß der arme Rechnungsrath dafür das Kreuz zu Haus doppelt finde, schwebte dem an sich jovialen und munteren Steuerdirektor auf der Zunge, doch hätte er um Alles in der Welt nicht gewagt, sie hier laut werden zu lassen.

„Das Kreuz,“ fuhr Madame Scheppeler in sehr strengem Tone und mit einem bezeichnenden Seitenblick fort, „hat sein Renommé nur durch höchst leichtsinnige Kellnerinnen, das wirst Du auch wohl wissen.“

„Ich?“ sagte der Steuerdirektor fast erschrocken, „wie sollte ich das wissen? es fällt mir nicht ein, nach den Kellnerinnen zu sehen.“

Wir können hier die bestimmteste Versicherung geben, daß Herr Scheppeler nicht in Folge eines bösen Gewissens erschrak, da er in der That das Kreuz nur wegen des guten Weins und der angenehmen Gesellschaft liebte: er hätte es auch fern von seiner Gattin nicht gewagt, sein Auge zu einer hübschen Kellnerin zu erheben, sondern er erschrak, da er voraussah, daß das angenehme und behagliche Wirthshaus zum Kreuz in Folge der Aeußerung der Rechnungsräthin in Verruf gethan würde — ach, und er hatte in Folge ähnlicher vertrauter Mittheilungen schon so oft sein Weinhaus wechseln müssen.

„Das zieht euch an, und nicht der Wein," sagte Madame Scheppeler mit großer Entschiedenheit, und würde dieses Thema wahrscheinlich noch mit Bitterkeit eine Zeit lang variirt haben, wenn nicht einige säbelklirrende junge Offiziere gerade in ihren Weg getreten wären, und sie, die Hand an der Mütze, mit zusammengeschlagenen Absätzen, freundlich gegrüßt hätten.

Die Steuerdirektorin liebte es, kleine, hübsche Gesellschaften zu geben, wo man gut soupirte und wo nach dem Klavier getanzt wurde; sie hatte zwei unverheirathete Schwestern, welche sie auf diese Art in die Welt brachte und präsentirte.

„Gnädige Frau haben hoffentlich vortrefflich geschlafen," fragte der eine der Offiziere, worauf er süß lächelnd hinzusetzte, „wir haben uns gestern bei Ihnen göttlich amüsirt."

„Famos," sagte der Andere.

Auf die Versicherung der Frau Steuerdirektor, daß sie nach einem so angenehm verlebten Abend, wie der gestrige, selten schlecht schlafe, hoffte der Offizier, welcher zuerst gesprochen, die gnädige Frau heute Abend im Theater zu sehen. „Sie wissen," sagte er, „wir haben ein amüsantes Stück: ‚Der Goldbauer, von der Birch-Pfeiffer', eine gute Komödie."

„Superb," sagte der andere Offizier.

„Die kleine Schwarzmann spielt außerordentlich."

„Immense."

„Auch Herr Kramer ist nicht schlecht."

„Famos," meinte der Andere.

„Werden wir das Vergnügen haben, gnädige Frau, Sie im

Theater zu sehen, vielleicht auch Ihre Fräulein Schwester Klara, es wäre recht liebenswürdig von Ihnen?"

„Ganz famos liebenswürdig."

„Schwerlich kann ich mir heute Abend das Theater erlauben," entgegnete Madame Scheppeler mit einem freundlichen Seitenblick auf den schüchtern dabei stehenden Gemahl. Der gute Steuerdirektor wußte sich so gar nicht in die Konversation dieser jungen Welt zu finden; er hatte sich bei ähnlichen Veranlassungen, wenn er so gar nichts mitzureden wußte, gefragt, bin ich dumm, oder sind es die Andern? und da er zu bescheiden war, diese Frage rasch und richtig zu erledigen, so schwieg er lieber still.

„Mein Mann," sagte seine Gattin, „ist ziemlich strenge, meine Herren, und er sieht es nicht gerne, wenn ich zu sehr dem Vergnügen nachgehe."

Hierauf schenkten die Offiziere dem Steuerdirektor einen kleinen, lächelnden Blick, in welchem sich ein gewisses Mitleid zeigte, worauf ihn der erste Offizier fragte: „Sollten Sie wirklich so grausam sein?" und der zweite hinzusetzte: „So famos grausam?"

„Meine Herren, Scherz bei Seite," schloß Madame Scheppeler das Gespräch, „ich bin heute Abend wirklich verhindert, das Theater zu besuchen; Haushaltungsgeschäfte, Kindererziehung — wenn Sie einmal älter sind," setzte sie schalkhaft lächelnd hinzu, „so werden Sie einsehen, daß eine Hausfrau nicht so dem Vergnügen nachgehen darf."

Sie neigte freundlich ihr Haupt, und da sie hierauf ruhig weiter schritt, so setzte sich auch der Steuerdirektor an ihrer Seite wieder in Gang.

„Ich dachte," sagte dieser nach einer kurzen Weile schüchtern.

„Was dachtest Du?" fragte sie in ernstem Tone.

„Nun ich dachte, Du hättest heute Abend Deinen Theekranz."

„Und wenn dem so wäre, was denkst Du darüber?"

„Nun, es freut mich recht sehr, ich dachte schon, er wäre ausgesetzt, da Du vorhin von Haushaltungsgeschäften sprachst, die Dich abhielten, in's Theater zu gehen."

Madame Scheppeler zuckte leicht mit den Achseln, ehe sie erwiederte, „was braucht man denen da Alles auf die Nase zu binden, und sich

so in's Gerede zu bringen, und es ist wahrhaftig nichts leichter, als bei euch Männern in's Gerede zu kommen, ich kenne das; wenn eine arme Frau, die sich Jahr aus Jahr ein, Tag aus Tag ein hart und schwer herumplagt, sich auch nur hie und da einmal eine ganz kleine Erholung erlaubt, so heißt es gleich, sie sei vergnügungssüchtig. Mit Recht kann man das freilich von mir nicht sagen, denn Du lieber Gott, was habe ich auf der Welt, hie und da einmal ein Theater, ein ermüdendes Konzert, eine Spazierfahrt mit den Kindern, eine Gesellschaft zu Haus, wo Klara und ich uns abplagen müssen wie die Dienstboten, und wöchentlich je einmal ein Kaffee- und ein Theekränzchen, oder die langweilige Silberburg, wo man nie einen Platz findet — das ist Alles. Glaube mir, Scheppeler, ihr da bei eurem Wein habt wahrhaftig keine Idee davon, welches Leben eine Hausfrau führen muß, die nach dem Rechten zu sehen hat und sich bestrebt, das Ihrige in Ordnung zu halten — nein, keine Idee — ah, guten Tag, Frau Rechnungsrath!"

„Guten Tag, liebe Steuerdirektor."

Es war die furchtbare Rechnungsräthin, welche das Kreuz verabscheute: ihrem Ansehen nach mußte sie auch sonst noch allerlei verabscheuen. Sie sah finster und gallsüchtig aus, als hätte sie etwas Unverdauliches im Magen, ihre spitze, scharf gebogene Nase schien von der Natur dazu gemacht, die Leute in Schrecken zu versetzen, und ihre grauen, stechenden Augen bohrten sich unheimlich in die erschreckte Seele, ihr Mund mit scharfen, großen Zähnen bewaffnet, konnte als Hauptorgan gelten und machte diesem Platze alle Ehre.

„Grüß' Sie Gott, Frau Steuerdirektor," sagte sie mit essigsaurem Lächeln und einem stechenden Blick auf Herrn Scheppeler, „es thut Einem in der jetzigen verderbten Welt ordentlich wohl, wenn man einmal eine Frau mit ihrem Manne spazieren gehen sieht, ich bin in dem Punkte eine vollkommene Wittwe, Sie haben es gut."

Die Steuerdirektorin machte unter leichtem Achselzucken ein Gesicht als wollte sie sagen: wüßtest Du, wie es in meinem Innern aussieht, dann sprach sie in Wirklichkeit: „o liebe Rechnungsräthin, was das anbelangt, so kann ich mit Ihnen das gleiche Lied singen; daß ich und mein Mann spazieren gehen, ist ein seltener Fall, und wenn es einmal

vorkommt, so führt er mich gewiß auf die Königsstraße, daß mich alle Welt sieht und ihn so für das Muster aller Ehemänner hält."

„Das kannst Du eigentlich nicht sagen," meinte Herr Scheppeler ernsthaft, „gehen wir nicht jeden Tag spazieren, wenn es das Wetter erlaubt, oder wenn ich nicht meinen Bericht für den Departementschef zu machen habe?"

Die beiden Frauen lächelten einander zu, — es war ein furchtbares Lächeln des Einverständnisses und hieß in's Menschliche übersetzt: „wir kennen diese Ausreden", worauf diese armen Schlachtopfer männlicher Grausamkeit die Achseln zuckten und zu einem andern Gesprächsthema übergingen. Da wurden Gefühle ausgetauscht über die Schlechtigkeit der Dienstboten, und wer trug die Schuld dieser Verderbniß? Die Männer, welche in diesem Punkte mit Allem zufrieden sind und nie durch kräftiges Auftreten die Autorität der Frau zu wahren wissen.

„Hat doch der Meine," sagte die Rechnungsräthin pikirt, „als ich heute Mittag mit vollem Rechte behauptete, daß die Suppe versalzen sei, die Bemerkung aufgestellt, er finde das durchaus nicht."

„Ich würde nie eine so junge und schöne Köchin bei mir dulden," sagte die Steuerdirektorin mit einem Tone, auf den selbst der Mund ihrer felsenharten Freundin sich empfindlich verzog, doch faßte sich diese gleich wieder und parirte den Hieb glücklich ab, indem sie mit großer Ruhe sagte, „liebe Steuerdirektor, alt oder jung ist in dem Falle gleichviel, Ihr Bäbele war auch nicht mehr in der ersten Jugendblüte, als sie so schnell aus dem Hause mußte, reden wir nicht mehr darüber."

Hätte sie nur diese letzten Worte nicht mit einem so ausdrucksvollen Blicke auf Herrn Scheppeler begleitet, der sich im Interesse der ganzen Männerwelt bei diesem Zungengefechte vorkam wie ein armes Stück Zeug zwischen der Schere.

„Es ist überhaupt nichts wie Qual und Noth in dem Leben," meinte die Rechnungsräthin, „wie muß man sich mit den Kindern abplagen; glauben Sie wohl, liebe Scheppeler, daß sich mein Mann darum bekümmert, wenn sie jeden Tag einen reinen Anzug schmutzig machen oder ihre Aufgabe nicht lernen?"

„Da siehst Du, Scheppeler," entgegnete die Steuerdirektorin in vorwurfsvollem Tone gegen ihren Mann gewandt, „was ich Dir so

oft sage, aber ihr bekümmert euch um gar nichts, ihr denkt nur an euer Vergnügen — an das Wirthshaus."

„Ja, wenn das Kreuz nicht wäre," meinte hohnlachend die Rechnungsräthin; „sieht der Herr Steuerdirektor," setzte sie nach einer Pause boshaft hinzu, „dort auch nach den schönen Kellnerinnen?"

„O nein," antwortete für den Gefragten seine Frau, „Scheppeler geht nicht mehr in's Kreuz, die Wirthschaft dort ist ihm zu toll und unsolid."

Armer Steuerdirektor! Dieser Ausspruch, von dem keine Appellation mehr galt, schnitt ihm tief in die Seele. Er ging gerne in's Kreuz, weil es da angenehme Gesellschaft und guten Wein gab, weil es ein kleines, niedriges, gemüthliches, ruhiges Lokal war, wo man an kühlen Abenden so warm beisammen saß. Er hatte sich wahrhaftig nie um Kellnerinnen bekümmert, ja es war ihm gleichviel, ob ihm sein Schoppen vom Wirthe selbst oder von der hübschen Pauline gebracht wurde; er sollte von nun an das Kreuz meiden. Was hatte ihm nun seine felsenfeste Tugend geholfen, ihm, der es nie gewagt, beim Bezahlen der Zeche ihren kleinen Finger zu berühren, ja ihm, der erschrocken war, wenn ein Anderer es gewagt, seinen Arm um ihre schlanke Taille zu legen.

„Adieu Rechnungsräthin," hatte Madame Scheppeler gesagt, „kommen Sie heute Abend nicht zu spät, die wenigen Stunden, die uns armen Frauen vergönnt sind, fliegen so rasch vorüber."

„Das weiß Gott — bis heute Abend also."

Darauf ging das Ehepaar mit einander fort, und sie sagte nach einer kleinen Weile zu ihrem Manne, „ich habe wohl Dein Gesicht bemerkt, Scheppeler, als ich zur Rechnungsräthin sagte, Du würdest das Kreuz nicht mehr besuchen; nun ich denke doch wahrhaftig, Du brauchst nicht gleich finstere Mienen zu ziehen, wenn Du Deiner armen Frau einmal ein kleines Opfer bringen sollst. Nicht wahr, von mir verlangt man alle Opfer und will noch, daß ich dabei heiter sei und lache — natürlich wir sind zum Dulden auf der Welt, ihr seid die Herren der Schöpfung."

„Ich will ja nicht sagen, liebes Kind," entgegnete Scheppeler nachgiebig, „daß es von mir gerade ein ungeheures Opfer wäre, das Kreuz nicht mehr zu besuchen; aber was hast Du denn eigentlich gegen dieses vollkommen anständige Haus?

„Anständig? nun Du muthest mir viel zu, wenn ich das glauben soll: hast Du nicht gehört, was die Rechnungsräthin sagte? und die ganze Stadt spricht so, die ganze Stadt — wahrhaftig es ist eine Schande, und die Polizei sollte sich darein mischen. Weißt Du, Scheppeler," setzte sie in sehr strengem Tone hinzu, „wenn man Frau und Kinder hat, muß man nicht in solche Häuser gehen, wo sich solche Frauenzimmer aufhalten; ja wenn man unverheirathet ist, hat man freilich Niemand als sich selbst Rechenschaft abzulegen, aber Du bist verheirathet."

„Ja," seufzte Herr Scheppeler.

„Du hast eine brave Frau, die Dir große Opfer gebracht hat."

Was diese letztere Redensart anbelangte, so hatte sie der gute Steuerdirektor schon oft gehört, hatte tief darüber nachgedacht, und war so schlecht und undankbar, um es sich selbst nicht einmal eingestehen zu wollen, welch' große Opfer seine Frau gebracht, als sie ihm das Glück anthat, Madame Scheppeler zu werden. Sie war die älteste Tochter eines verarmten Kaufmanns, als sie dazumal den Steuersekretär Scheppeler heirathete; außer ihrer Schönheit brachte sie ihm nichts Nennenswerthes mit in die Ehe, während er ein kleines von den Eltern ererbtes Vermögen besaß. Daß es den meisten Mitgliedern ihrer Familie schlecht erging, war ein Unglück, für welches sie ihren Mann gerne verantwortlich gemacht hätte, wenn das nicht gar zu widersinnig gewesen wäre. Er war aber auch in dieser Richtung ein Muster des Wohlwollens und der Gutmüthigkeit, und ertrug es sogar geduldig, wenn sich seine Gattin auf den Standpunkt stellte, als hätte ihr Vater, statt Bankerott zu machen, eine hübsche Million erworben, oder als sei ihr Bruder, der es im Heere nur bis zum Unteroffizier gebracht hatte, kommandirender General irgend eines Armeekorps geworden. Hatte er sich ja einmal unterstanden, hierin das Wenn und Aber zu erläutern, so wurde ihm Herzlosigkeit vorgeworfen, ja man setzte sogar bei ihm ein stilles, heimliches Vergnügen voraus, daß es mit ihrer Familie so und nicht anders gekommen sei, und doch war er an Allem dem so unschuldig wie ein neugeborenes Kind.

Nach dieser Schilderung der Frau Steuerdirektor Scheppeler könnte man die Vermuthung aufstellen, dieselbe sei eine böse, herzlose Person gewesen, was aber eigentlich nicht der Fall war. Als älteste Tochter

ihres Vaters hatte sie den Wohlstand desselben kennen gelernt, hatte nicht vergessen, daß ihre Eltern ein großes Haus geführt, Sommers ihre Badreise gemacht, ja sogar eine Zeit lang Equipage gehalten. Die nachfolgende Zeit der Armuth war nicht im Stande, sie von ihrem Standpunkte herunterzubringen, und als sie den Kanzleisekretär Scheppeler mit ihrer Hand beglückte, that sie das mit dem Gefühl einer reichen Erbin.

Glücklicher Weise war Scheppeler einer der tüchtigsten Arbeiter seines Departements, der das vollkommene Vertrauen seines Chefs genoß, und so ziemlich rasch zu der Stellung eines Steuerdirektors emporstieg, dessen gutes Einkommen es der Familie möglich machte, mit ausgesprochener Wohlhabenheit zu leben. Die Frau hatte Alles, was sie sich ihrem Stande nach nur wünschen konnte, eine behagliche Wohnung, zwei hübsche Kinder, Vergnügungen aller Art, ein angenehmes Aeußere, kurz ihr fehlte nichts als nur Etwas, welches der, der es besitzt, oft gering achtet, welches aber den, dem es fehlt, bei allen Glücksgütern dieser Welt zum unglücklichen Menschen macht — die innere Zufriedenheit.

Madame Scheppeler war weder mit sich selbst, noch mit der Welt, noch mit ihrem Manne zufrieden. Dadurch beneidete sie Andere, und dieser Neid erzeugte wieder eine Art von Gehässigkeit und ein Mißtrauen gegen alle Welt.

Der nachlässige Gruß eines Bekannten konnte sie verdrießlich machen; sie sah darin, statt eine unschuldige Ursache vorauszusetzen, eine Mißachtung ihrer Person. In dem größeren Aufwand einer Bekannten erblickte sie eine Kränkung, und statt im ersten Falle den nachlässigen Grüßer zu ignoriren, gebrauchte sie einen solchen Vorfall zu einem nicht angenehmen Gesprächsthema mit Herrn Scheppeler, dessen Refrain gewöhnlich war, „natürlich Scheppeler, wenn Deine guten Freunde sehen, daß Du selbst Deine Frau nicht achtest und sie kaum als Deine Gattin ansiehst, so kann man es ihnen nicht übelnehmen, wenn sie es gerade so machen.“ So etwas dem guten Scheppeler vorzuwerfen war die größte Ungerechtigkeit, welche man nur begehen konnte, denn es gab selten einen aufmerksameren Gatten und liebevolleren Vater. Wo es ihm möglich war, genoß er Alles mit seiner Familie

gemeinschaftlich, und freute sich aus vollem Herzen über jedes Vergnügen, welches seiner Frau zu Theil wurde, auch wenn es ihn selbst nicht mitbetraf.

Gute Freundinnen, wie es deren so manche gibt, hatten durch ihren Umgang und ihre bösen Zungen an der Frau viel verschuldet; man beneidete sie um ihren Wohlstand, um ihr behagliches Leben, und statt den Grund hiezu in der Herzensgüte ihres Mannes zu suchen, sagte man achselzuckend, wenn das Gespräch auf dieses Thema kam, nun etwas müssen die Männer uns armen Frauen doch wenigstens gönnen, treiben sie doch außer dem Hause was sie wollen, und da ein ganz kleiner Rest von Gewissen doch noch bei ihnen übrig geblieben ist, so werfen sie uns armen Weibern hie und da einen Brocken hin, daß wir zufrieden sein sollen und beide Augen zudrücken. Wer bändigte die Flut, wenn solchergestalt einmal die Schleuse aufgezogen war?

Die Spaziergänge des Ehepaares, die wir soeben beschrieben, waren in Zeiten der guten Laune oder einer gewissen Harmonie; kamen dagegen Tage, wo die arme Steuerdirektorin das ganze Gewicht ihres eingebildeten Unglücks fühlte, so wurde entweder gar nicht spazieren gegangen, oder die Konversation in einer Schärfe und Bissigkeit geführt, daß der gute Steuerdirektor häufig in den Fall kam, sich wirklich als ein so vollkommen unwürdiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu betrachten, als ihn seine Gattin darstellte.

„Ich weiß wohl,“ konnte sie alsdann sagen, „daß es Dir ein Gräuel ist, mit Deiner armen Frau spazieren zu gehen, aber ich bin es der Welt und meinen Kindern schuldig, zu verhüten, daß unser unglückliches Verhältniß von Jedermann erkannt werde. O, genire Dich gar nicht,“ setzte sie vielleicht hinzu, „seufze nur unter der Qual mit mir gehen zu müssen, schau' nur auf Deine Uhr, ob diese furchtbare Zeit bald abgelaufen ist, oder blicke Dein armes Weib nur so finster an, daß mein Unglück zum Skandal der ganzen Stadt von Jedermann gesehen wird, oder treibe die furchtbare Heuchelei noch obendrein so weit mich freundlich anzulächeln!“

Bleiben wir aber bei der rosenfarbenen Laune eines Tages, ach, wie bald folgt Regen auf Sonnenschein. Sie wurde auf dem Spaziergange, den wir eben geschildert, glücklicher Weise noch durch allerlei

Zufälligkeiten gesteigert. So begegnete dem Ehepaar des Departementchefs Excellenz, Herr Baron von Knittlingen, und grüßte nicht nur auf's Huldreichste, sondern blieb auch herablassend bei der Frau des Steuerdirektors stehen, wobei er sich nach ihrem Befinden erkundigte, sowie nach der Gesundheit der lieben Kleinen zu Haus, und dabei dem guten Steuerdirektor auf's Gnädigste mit halb eingekniffenem linken Auge zuwinkte — ja, nicht nur das erhob den guten Humor von dessen Gattin, sondern die Gräfin von Strohfeld-Wachtelhausen, die in ihrer Viktoria vorüberfuhr, winkte ihr mit der Hand, und hätte fast angehalten, wenn die Pferde nicht gar zu sehr im Laufe gewesen wären. Dieser Sonnenglanz hoher Gunst, so belohnend für das Herz und so erhebend für das Gemüth, reflektirte auch vom Gesichte seiner Gattin ein wenig auf Herrn Scheppeler über, so daß er, hiedurch freundlich bewegt, sich die Bemerkung erlauben zu können glaubte, „es thut mir doch wohl, wenn man es durch Kenntnisse und eigenen Fleiß so weit gebracht hat, unter seinen Mitmenschen geliebt und geehrt zu werden.“

Madame Scheppeler, gut gelaunt, wie sie heute war, konnte es doch nicht unterlassen, etwas weniges ihre Schultern hinaufzuziehen und mit einem bezeichnenden Gesichtsausdrucke zu sagen, „lieber Schatz, ich will Deine Kenntnisse und Verdienste durchaus nicht zu gering anschlagen, aber sei versichert, daß man wohl weiß, wer meine Familie ist, und daß man sich meiner Eltern ganz genau erinnert.“

Das war nun allerdings der Fall, doch erinnerte man sich ihrer Eltern nicht gerade so, wie es die Frau Steuerdirektorin gewünscht hätte.

„Du mußt nicht denken,“ setzte sie trotzdem mit großer Sicherheit hinzu, „daß es für den Stand und die Anerkennung eines Mannes gleichgültig ist, ob er seine Frau aus gutem Hause nimmt, und nicht vergessen, daß die Leute, wenn sie mich sehen, von Dir ungefähr denken, der Mann muß merkwürdig solide, unbekannte Eigenschaften haben, daß es ihm gelungen ist, gerade diese Frau zu bekommen, so denken sie, und wenn sie so denken, ist es die Wahrheit. Gewiß, Scheppeler, ich hätte Dich sehen mögen bei jeder andern, die nicht so fest wie ich auf Ordnung und Anstand hält, Du wärest schrecklich heruntergekommen; denn wenn auch Du in Deiner Kanzlei ein ganz tüchtiger Arbeiter bist, man sagt wenigstens so, so fehlt Dir doch sonst in vielen Dingen ein

gewisser Halt, den ein Mann haben soll; das kann man aber nicht lernen, das muß man schon bei der Geburt bekommen, und deßhalb, lieber Scheppeler, solltest Du jeden Tag Gott danken, daß Du eine Frau bekommen, die einer so würdigen Familie angehört, wie die meinige ist.“

Bei solchen Aeußerungen kamen dem guten Scheppeler zuweilen revolutionäre Ideen, namentlich was die angeborene Haltung der Familie seiner Frau anbelangte, und bei besonders muthiger Laune schwebte ihm wohl die Frage auf den Lippen, weßhalb sich denn dieses Glück der Geburt bei den übrigen Geschwistern seiner Frau so mangelhaft gezeigt. Doch würgte er um des lieben Friedens willen solche Gedanken stets wieder hinunter, ohne übrigens deßhalb immer vor einer Fortsetzung der freundlichen Reden seiner Gattin gesichert zu sein, indem sie bei einem gar zu hartnäckigen Stillschweigen häufig Gedanken voraussetzte, welche, wir müssen es gestehen, nicht immer von der Wahrheit allzu entfernt waren.

Bei diesen Spaziergängen konnte es aber auch vorkommen, daß an sich geringfügige Umstände sich vereinigten, um das Gemüth der Steuerdirektorin zu erbittern: der etwas zu aufmerksame Gruß, den Herr Scheppeler irgend einer, ihm gewiß ganz gleichgültigen Dame spendete, oder der gar zu kurze Dank auf ein Kompliment seiner Gattin von irgend einer Bekannten, oder wenn Jemand, der in's Haus kam, vielleicht vorübereilte, ohne, wie es sich für einen höflichen Mann schickt, an seinen Hut zu greifen. Daß namentlich bei den letzten Fällen eine absichtliche Beleidigung bezweckt wurde, verstand sich von selbst, und davon war die Steuerdirektorin so überzeugt, wie von dem hell scheinenden Tage; aber die Ursache, warum man sie so mit Vorbedacht beleidigte, vermochte sie im ersten Augenblicke nicht immer zu ergründen. Habe ich der Frau je etwas zu Leide gethan, war eine Frage, die sich Madame Scheppeler nie beantwortete, da es sich von selbst verstand, daß sie ihren Nebenmenschen nie eine Beleidigung zuzufügen im Stande war. — „Hast Du gesehen, wie der Herr Welzer vorüberrannte, ohne uns nur anzuschauen? Einer von Deinen sauberen Freunden. Natürlich, wenn ihr euch allein begegnet, da bleibt man bei einander stehen, und drückt sich die Hände, und erinnert sich an gestern Abend im Wirths-

haus vorgefallene und an andere noch viel schlimmere Geschichten, was weiß ich, oder tauscht Bestellungen aus, oder bespricht, wo man sich heute und morgen wieder findet. Ist aber die arme Frau dabei, dann rennt der gute Freund vorüber, ohne dieselbe eines Grußes zu würdigen. Weißt Du, woher das kommt, Scheppeler?"

„Nein, ich weiß es wahrhaftig nicht, meine Liebe."

„Schön, so will ich es Dir sagen. Das kommt daher, daß ihr eure Frau nicht achtet, weil das dritte Wort, wenn ihr unter euch seid, Klagen sind über den Hausdrachen, über das Kreuz daheim, über die böse Sieben — o, ich weiß das Alles — so werden wir leider genannt, denn die Frau, die auf Zucht und Ordnung hält, ist euch sauberen Herren ein Dorn im Auge; es ist traurig, aber wahr, und wird auch nie besser werden, und dem Welzer da, ein so großer Flegel er auch ist, kann ich es wahrhaftig nicht übel nehmen, daß er einen Drachen, ein Hauskreuz, eine böse Sieben, wie Du mich ihm geschildert hast, nicht grüßen mag."

„Aber, liebes Kind, erlaube mir zu bemerken, daß Welzer uns gar nicht gesehen hat, er blickte gerade auf die andere Seite der Straße."

„Aha, dorthin, wo Du auch so gerne hinschaust, nach dem Laden da, wo eine anständige Frau nicht hineingehen mag, weil dort die Ladenjungfern den ganzen Tag unter der Thüre stehen, um die vorübergehenden Männer anzulachen, daß es ein Skandal und eine Schande ist, dort kaufst Du auch wohl gerne Deine Sachen ein?"

„Ich kaufe dort nie etwas, Du weißt überhaupt, daß ich keine Zeit habe, in den Läden herumzulaufen."

„Damit willst Du wohl sagen, Scheppeler, daß ich Zeit genug habe, um den ganzen Tag in den Läden herumzulaufen. Siehst Du's wohl, wenn Du nur den Mund aufthust, kommt eine Bosheit gegen mich heraus."

„O, liebes Kind, laß das gut sein, ich habe wahrhaftig nicht an Dich gedacht."

„Das glaube ich Dir auf's Wort, Du hast nie etwas Wahreres gesprochen. Was sollst Du auch an mich denken, dazu hast Du ja keine Zeit. Meinst Du, ich sehe es nicht, wie Du immer an Deiner

Uhrkette herumzupfst, nun sei nur zufrieden, die Stunde der Qual ist ja vorüber, es ist 3 Uhr, und da — sieh' nur hin, an der Thüre Deiner Kanzlei erwarten Dich schon einige Deiner guten Freunde; bei denen wirst Du sprechen können und erzählen, was sich hier und und da begeben, während Du bei Deiner Frau stumm bist wie ein Fisch. Nun ich muß sehen, wie ich Dein Benehmen gegen mich aushalte, habe ich doch das Elend eines jammervollen Lebens schon so lange ertragen, daß ich bald daran gewöhnt bin — wie Gott will," setzte sie tief aufseufzend hinzu. Dir ist es ja vollkommen gleichgültig, wie Deine Frau leidet, ob es ihr gut geht, ob es ihr schlecht geht, ob die Welt sie mit Verachtung ansieht; Du gehst Deinem Vergnügen nach, und bekümmerst Dich nicht um Dein unglückliches Weib, um Deine armen Würmer zu Hause, lebe nur so fort und Du wirst sehen, was für ein Ende das nimmt."

Herr Scheppeler hatte bei dieser letzten Rede seiner Gattin angefangen mit dem Kopfe zu schütteln und heftig zu schlucken, was ein Zeichen war, daß es mit seiner Geduld anfing zu Ende zu gehen.

„So sage mir doch aber nur," sprach er, ohne dabei den sanften Ton seiner Stimme zu ändern, „was ich denn eigentlich für ein Leben führe. Plage ich mich nicht wie ein Lastthier den ganzen Tag, und habe die Woche nur einmal das, was Du alle meine Vergnügungen nennst: den Besuch des Wirthshauses, um auf die solideste Art einen harmlosen Schoppen zu trinken. Ah, mein Kind, Du mußt nicht übertreiben, ich gönne Dir ja auch Deine Gesellschaften und Zerstreuungen."

Dieß war der Augenblick, wo sich Madame Scheppeler in ihrer ganzen Größe zeigte. Um ihren Mund zuckte es verbissen wehmüthig, sie preßte ihre Lippen ein paar Sekunden fest aufeinander, nickte dann einige Male mit dem Kopfe und sagte mit einer vor Schmerz zitternden Stimme, „das muß ich Alles von Dir ertragen, diese Vorwürfe, diese Grobheiten, so mißhandelst Du mich auf offener Straße; ich gönne Dir also nicht das Geringste, ich übertreibe, ich lebe nur meinen Gesellschaften und Zerstreuungen, thue sonst gar nichts, gar nichts, gar nichts auf der weiten Welt, bin also eine schlechte Hausfrau, eine elende, verabscheuungswürdige Mutter, und das Alles wirfst Du mir auf offener

Straße vor, — — — — aber es ist gut, Scheppeler, Gott sei Dank, daß ich zu wohl erzogen bin, um etwas Aehnliches zu erwiedern, namentlich auf offener Straße; schämen solltest Du Dich, aber es ist gut, geh' Du nur Deines Weges, ich gehe den meinigen, und wohin Dich der Deinige führt, ist nicht schwer zu errathen — fühlst Du nun mein Unglück, Scheppeler? nein, Du fühlst es nicht. Hast Du einen Begriff davon, was es mich kostet, daß ich Dich, um vor den Vorübergehenden keinen Skandal zu machen, lächelnd anblicken muß, während mir das Herz fast vor Kummer bricht? O nein, Du fühlst es nicht, Du denkst nur an Dein Amusement, an Deine Kanzlei, wo Du gute Freunde findest, die Dich schon mit allen Neuigkeiten zu trösten wissen werden, dann gehst Du in's Wirthshaus, während ich —"

Sie wollte sagen, traurig zu Hause sitze und mich abkümmere, doch fiel ihr noch zur rechten Zeit ein, daß sie ihr Theekränzchen hatte, weßhalb sie sagte, „während ich daheim, um die Ehre des Hauses zu wahren, ein heiteres Gesicht machen muß, wogegen ich lieber bittere Thränen weinen möchte."

„Ich gehe auf meine Kanzlei," erwiederte Herr Scheppeler mit ruhigem Tone, „um dort zu arbeiten, um meine Pflicht zu erfüllen, dann komme ich nach Hause, um nach meinen Kindern zu sehen, und später gehe ich in's Wirthshaus — ja, das thue ich, weil heute mein Wirthshaustag ist, und weil Du doch Dein Kränzchen hast, und ich deßhalb zu Hause überflüssig bin — und damit Gott befohlen, und wenn Du mir nichts mehr zu sagen hast, so laß mich meiner Wege gehen."

Sie schüttelte anmuthig lächelnd ihr Haupt, da gerade ein Bekannter dicht vorüber ging, und so trennten sich für jetzt die beiden Ehegatten, Madame ging nach Hause und Herr Scheppeler begab sich nach seiner Kanzlei.

An der Thüre des Hauses, wo sich diese befand, standen einige Kollegen des Steuerdirektors: der Regierungsrath Sperber und der Oberrevisor Schmirgel. Ersterer, der ein Junggeselle war, sagte, „lieber Scheppeler, Du bist doch ein ganz verflucht glücklicher Kerl, so oft ich Deine Frau sehe, beneide ich Dich; ich weiß nicht, wie sie's anfängt, aber die Frau wird mit jedem Tage jünger und hübscher."

„Das sind nur die äußeren Eigenschaften," bemerkte der Oberrevisor Schmirgel mit einer etwas heisern Stimme, „aber die Steuerdirektorin ist die gute Stunde selbst, das sieht man an ihrer ewig heiteren Physiognomie, in ihrem Lächeln zeigt sich so etwas Wohlwollendes, so etwas außerordentlich Gemüthliches."

„Ja, wie ich sagte," pflichtete der Regierungsrath bei, „Scheppeler ist zu beneiden, die Frau ist auch zu Hause von einer musterhaften Liebenswürdigkeit."

„Ja—a—a—a allerdings," sagte der glückliche Gatte, und griff dabei unwillkürlich an seine Halsbinde, die er mit dem Gefühl lüftete, als wäre es eine schwere eiserne Kette.

„Andere Weiber," sprach der Oberrevisor düster, „schauen auf der Straße auch holdselig aus wie die Engel, aber zu Hause knöcheln sie den Mann, daß es zum Erbarmen ist."

„Armer Kerl," meinte der Regierungsrath, „ich habe doch besser daran gethan nicht zu heirathen."

„Das weiß Gott," seufzte der Angeredete aus tiefstem Herzen, und Herr Scheppeler seufzte in sich hinein, unhörbar für die beiden Anderen, aber so gewaltig, daß es ihm fast die Brust zersprengte.

„Gehen wir hinauf?"

„Ja gehen wir hinauf."

Nachdem Herr Scheppeler seines Nachmittags Last und Hitze getragen, zog er seinen Kanzleirock aus, seinen Straßenfrack wieder an, nahm Hut und Stock und empfahl sich mit freundlicher Handbewegung, wie er immer zu thun pflegte, seinen Kollegen, welche sehnsüchtig auf das Verschwinden ihres Chefs harrten, um darauf auch ihrerseits die ausgetretenen Stufen der Kanzleitreppe hinunterzufliegen.

Drunten nahm der Kanzleiaufwärter demüthigst seine Mütze ab, als Herr Scheppeler bei ihm vorüberwandelte, und wenige Schritte vor dem Kanzleigebäude erlebte er es, daß Jemand seinen Arm leicht unter den seinigen schob, und als er sich umwandte, erkannte er mit freudigem Schauder seinen Departementschef, der eine halbe Straße mit ihm wandelte — vor aller Welt Augen, Arm in Arm, um nur einige nöthige Worte über eine dringende Angelegenheit mit ihm zu wechseln — Arm in Arm und vor aller Welt Augen. Es war dem

guten Beamten nicht zu verargen, daß er, nachdem Seine Excellenz ihn verlassen, mit etwas erhobenerem Kopfe weiter schritt. Auch grüßte man ihn von allen Seiten so freundlich, so herablassend, so demüthig, je nach dem Stand des Grüßers; Bekannte und Freunde sagten ihm im Vorübergehen so manches anerkennende und freundliche Wort, freuten sich, ihn zu sehen, hofften, ihn heute Abend bei einem Glas Wein zu finden, daß er durchaus keine Veranlassung fand, seinen Kopf hängen zu lassen, bis — bis — er in die Straße einbog, wo sein Haus stand,

Bis das Fenster klang
Bis die Liebliche sich zeigte
Bis das holde Bild
Sich zu ihm herniederneigte
Ruhig, engelmild.

Da mit einem Male schien Herr Scheppeler außerordentliches Interesse an seinen Stiefeln zu nehmen, aber wir müssen, um sein verzeihendes, versöhnendes Herz in's beste Licht zu setzen, hinzufügen, erst nachdem er mit freundlichem Gruß nach ihrem Fenster hinaufgeschaut, von dem sie dann plötzlich verschwunden war, ohne ihn eines Blickes zu würdigen.

Da war denn der gute Steuerdirektor auf einmal zu einem ganz Anderen umgewandelt; sein Kopf sank auf seine Brust herab, seine beiden Hände umklammerten auf dem Rücken den Spazierstock, und er ging langsamer als bisher — viel langsamer. Endlich erreichte er aber sein Haus, stieg die Treppe hinauf in den ersten Stock, wo er wohnte, ging bei der Küche vorbei, wo er ein Duett vernahm zwischen klappernden Tassen und der erregten Stimme seiner Gattin, und begab sich in das Hinterzimmer, wo sich sein Sohn und seine Tochter befand. Letztere, vier Jahre alt, spielte mit ihren Puppen, der junge Herr Scheppeler, welcher fast sieben zählte, bemühte sich, ein weißes Stück Papier mit Strichen zu verunreinigen, die aber Buchstaben sein sollten. Hier richtete sich das Haupt des Vaters und Hausherrn wieder empor; denn bei seinem Anblick verließen die beiden Kinder Puppe und Papier, sprangen ihm entgegen, an ihm empor, küßten ihn herzlich auf beide Backen, eines nach dem andern, daß es schmatzte, und wo dieser Ton nicht deutlich genug gehört wurde, da wurde ein neuer Versuch gemacht; dann unter=

suchten sie seine Taschen, ob er etwas mitgebracht habe, natürlich etwas Eßbares, und nachdem dieses gefunden und verzehrt war, berichtete Herr Scheppeler Sohn in richtiger Ideenverbindung, daß in der Küche zwei Kuchen seien und ein ganzer Korb voll Gebackenes für den Thee von Mama.

Während so Herr Scheppeler mit seinen Kindern spielte und lachte, bereitete man sich im Nebenzimmer zur großen Theeschlacht vor. Tassen wurden gerückt, auch Stühle, die Köchin bekam verschiedene Verweise von der Hausfrau, und wenn auch nur ein Viertel von dem Grund hatte, was die Schwester der Madame Scheppeler, Klara, über das Stubenmädchen aussagte, so mußte diese eine der verworfensten Geschöpfe auf Gottes Erdboden sein. Dabei steigerten sich die Stimmen der beiden Schwestern zu so bedrohlicher Heftigkeit, aus der man Worte vernahm wie: „er, mein Mann, Dein Mann, empörend", daß die erschreckten Kinder sich an ihren Vater schmiegten und ihn fragend anschauten, worauf er sie mit der Versicherung beschwichtigte, das sei Alles nur ein Scherz und Mama so vergnügt, wie sie nie gewesen.

Endlich trat im Nebenzimmer Ruhe ein, die Ruhe vor dem Sturme, denn bald begann die Schlacht, da die kämpfenden Theile nach und nach anrückten. Es kam Frau A., Frau B. und Frau D., es kam die Frau Regierungs- und Oberregierungsräthin, die Frau Rechnungsräthin, welche das Kreuz so sehr haßte, die Frau Kanzlei- und Kriegsräthin, die Frau Majorin und die Frau Hauptmännin. Alle kamen und wurden einzeln begrüßt mit einem kleinen Scherz, freundlichem Lachen, mit einer gemüthlichen Anspielung, und wurden genöthigt Platz zu nehmen und sich um den Tisch zu setzen in lustiger Reihe.

Dann klapperten Teller und Tassen, man hörte den Thee eingießen und Backwerk und Kuchen krachen, wenn es zerschnitten und zerbrochen wurde, so dünn war die Thüre zwischen Salon und Kinderzimmer. Dann kam das Stubenmädchen mit einem Teller voll Süßem für die Kinder, damit sie hübsch ruhig seien und keinen Lärm machten, und dieß hielt der Steuerdirektor für den geeigneten Augenblick, um sein Haus zu verlassen, nachdem er seine Kinder nochmals herzlich geküßt und freundlich ermahnt. In seiner unergründlichen Gutmüthigkeit zauderte er draußen noch eine Weile auf der Flur, um vielleicht seine

Gattin noch zu sehen und ihr ein freundliches Wort des Abschieds zu sagen; auch schien er in dieser Angelegenheit Glück zu haben, denn die Thüre des Salons öffnete sich, als er demüthig davor stand, und es rauschte ein seidenes Kleid, doch war es dießmal nur seine Schwägerin Klara, die ihr Näschen ziemlich hoch erhob, und dem Hausherrn im Vorbeigehen sagte: „Sie könnten endlich wahrhaftig mit Ihrer Frau Frieden halten, solche ewige unangenehme Szenen sind wir in unserer Familie nicht gewohnt.“

Nachdem ging er fort, aber mit zusammengekniffenen Lippen und finsterem Auge, ja er hielt seinen Spazierstock krampfhaft fest geschlossen in der rechten Hand, und bewegte ihn auf der Straße, als er von dem Fenster aus nicht mehr gesehen werden konnte, auf eine unzweideutige Art heftig auf und nieder.

An einer Ecke begegnete ihm der Rechnungsrath, der ebenfalls die Lippen auf einander preßte und seinen Stock ebenfalls heftig auf und ab bewegte.

„Wohin, lieber Freund, gehen wir zusammen in's Kreuz?“

„Ja, gehen wir in's Kreuz,“ sagte der Steuerdirektor mit der Entschlossenheit der Verzweiflung, „in's Kreuz, nirgends anders wohin als in's Kreuz.“

„Du bist sehr für das Kreuz.“

„Ich bin Homöopath.“

„Ich auch, also gehen wir in's Kreuz. Bei Dir ist Theeabend.“

„Ja, bei mir ist Theeabend, wie lange werden sie wohl beisammen bleiben?“

„O, ich schätze nicht lange genug, höchstens bis zehn Uhr, aber dieß ist vollkommen gleichgültig.“

„O, vollkommen gleichgültig,“ pflichtete Herr Scheppeler mit einem wahren Heldenmuthe bei, „wir gehen in's Kreuz.“

„Bis zur Polizeistunde.“

„Das versteht sich.“

Und während die beiden Arm in Arm ihrem Schicksal entgegenzogen, nahm der Theekranz der Steuerdirektorin seinen ungetrübten Fortgang, doch sei es ferne von uns, darüber verletzende Details aufzuzeichnen. Es begab sich auch nicht viel Besonderes. Die Themas,

welche bei einer regelrechten Damenvisite vorkommen müssen, wurden gründlich abgehandelt, theure Zeiten, nichtswürdige Mägde, furchtbare Begebenheiten in stillen Familien, und dann die Männer — o, durch die ganze Abhandlung hindurch, der deine, der meine, der ihre — o! die unsrigen, die eurigen, die ihrigen — o! wie viel Scheußlichkeiten kamen da zu Tage, welche Masse von Unglück erfüllte diese gemüthlichen Frauenbusen, welchen Jammer erfuhr man, wie viele zerknickte Blüten gab es, wie viel getäuschte Hoffnungen, wie viel namenlos unglückliche Opferlämmer.

Lassen wir den Schleier fallen über dieses dunkle Gemälde.

Im Kreuz ging es dagegen heiter, ja lustig zu. Der Rechnungsrath und der Steuerdirektor tranken ausnahmsweise Fünfzehner, und Letzterer statt eines Schoppens deren zwei und einen halben. Dabei hörte er begierig zu, wenn die Anderen kleine Schwänke erzählten, ja, gab selbst hie und da eine Anekdote zum Besten, von denen, die man „unter uns" erzählt, trommelte mit den Fingern auf dem Tisch, ließ sich sogar gegen halb elf Uhr ein Sardellenbutterbrod geben, und hatte die Kühnheit, als er seinen letzten halben Schoppen verlangte, die Kellnerin von der Seite anzublinzeln, so daß ihm der Rechnungsrath zurief: „Scheppeler, Scheppeler, Du bist ein verfluchter Kerl, wenn das Deine Frau gesehen hätte".

Endlich kam die Polizeistunde, Punkt elf Uhr, und darauf blieben die Schlemmer sogar noch eine Viertelstunde bei einander sitzen, bis der Steuerdirektor auf die Uhr schaute und erschrocken bemerkte, jetzt sei es fast halb zwölf Uhr, und sich dabei schaudernd erinnerte, daß ihm nach all' dieser Freude jetzt wahrscheinlich noch etwas Furchtbares bevorstehe.

Der Rechnungsrath und der Steuerdirektor gingen am längsten mit einander, und als sie sich an der bewußten Straßenecke trennten, geschah dieß fast mit Wehmuth. — „Schlaf' wohl, Bruder," sagte der Eine zum Andern, „und wenn — Dir was Menschliches begegnet, so denke an mich, ich will es ebenso machen".

Damit schieden sie unter den gleichen Gefühlen, wie jene alten, biderben Ritter, ehe sie sich auf ihr treues Schlachtroß schwangen, um den Drachen in seiner Höhle aufzusuchen.

Dabei war es nicht zu verwundern, wie die Heiterkeit des guten

Steuerdirektors hinschwand, je mehr er sich seinem Hause näherte, und wie er endlich, tief und schwer athmend, seinen Hausschlüssel in's Schlüsselloch steckte, so leise als möglich, um kein Geräusch zu machen. Die Treppe in den ersten Stock kam ihm heute so außerordentlich hoch vor, und das Schloß zur Glasthüre knarrte auf eine unangenehme Art. Dabei war es so still im Hause, so todesstill, ja unangenehm still. Er betrat das Schlafzimmer, nachdem er noch einmal tief Athem geschöpft, und dann zwang er sich zu einem heiteren Tone, als er mit leiser Stimme in die Finsterniß hineinfragte, „schläfst Du, mein Kind?" Bei der dritten Wiederholung dieser Frage wurde ihm ein tiefer und schwerer Seufzer zur Antwort. Langsam tappte er vorwärts, um zu seinem Tischchen zu gelangen, auf dem das Streichfeuerzeug stand. Er wollte Licht machen, die herrschende Finsterniß lastete schwer auf ihm, da stieß er an einen Stuhl, welcher gerade in seinem Wege stand und nun polternd zu Boden fiel. „Herrgott im Himmel," vernahm er die Stimme seiner Frau, „sind Räuber oder Mörder in meinem Zimmer?"

„Nichts dergleichen, mein Kind," erwiederte er in sanftem Tone, „nur ich bin es."

„Gerechter Gott, Du bist es, so spät in der Nacht oder vielmehr so früh am Morgen? Ich unglückliches Weib!"

„Liebes Kind, es ist nicht früh am Morgen, es ist elf Uhr vorüber."

„Elf Uhr?" erwiederte sie mit einem krampfhaften Lachen.

„Du kannst auf meine Uhr sehen, wenn ich Licht gemacht habe."

„Elf Uhr? sehe ich nicht schon den Morgen dämmern? o, daß ich gerade das Alles erleben muß."

Der Steuerdirektor hatte sich unterdessen zu dem Tische hingetappt, hatte Licht gemacht, und trat nun vor das Bett seiner Frau, indem er, empört über die Behauptung, daß es schon Morgen sei, seine Uhr aus der Tasche zog. Sie aber richtete sich halb in die Höhe, schaute ihn kopfnickend mit einem festen Blicke an und sagte in einem furchtbar entschiedenen Tone, „natürlich, Scheppeler, ich soll vielleicht Dir und Deiner Uhr glauben? Um wie viel Stunden hast Du sie zurückgerichtet, um mich auch darin zu betrügen?"

Er zuckte mit den Achseln und faßte den besten Entschluß, den er fassen konnte, nichts mehr zu entgegnen, doch siegte seine natürliche

Gutmüthigkeit und er sagte, während er sich langsam auszog, „wie ich vorhin bemerkte ist es elf Uhr vorüber, vielleicht auch zwölf Uhr, wenn Du noch ein wenig wartest, so kannst Du den Nachtwächter Mitternacht rufen hören, und," setzte er Muth fassend hinzu, „ich meine, für einen Mann in meiner Stellung und bekannter Solidität wäre es wahrhaftig kein Unglück, einmal in vielen Jahren um halb zwölf Uhr nach Hause zu kommen."

Da hatte sie nun drei Punkte, an denen sie anknüpfen konnte: das Faktum des Nachhausekommens um halb zwölf Uhr selbst, seine bekannte Solidität und den Nachtwächter. Sie wählte das Letztere als das Positivere und sagte mit einem Anflug furchtbaren Humors: „auf den Nachtwächter willst Du Dich berufen? Nun, wenn das nicht lächerlich ist, so gibt es nichts Lächerliches mehr auf der Welt — auf den Nachtwächter. Als ob ich nicht wüßte, wie Subjekte Deinesgleichen den Nachtwächter zu bestechen im Stande sind, daß er vor den Fenstern der armen Frau statt drei Uhr Morgens zehn Uhr Abends schreit — mit dem Nachtwächter — ein unglückliches Weib, die mit einem Mann leben muß, wie Du bist, wird leider Gottes in all' dergleichen schändliche Kniffe eingeweiht. Und auf Deine Uhr soll ich sehen, die Du vor der Thüre um Gott weiß wie viele Stunden zurückgestellt hast — o, ich Verlassene, ich Unglückliche!"

Wir glauben schon vorhin bemerkt zu haben, daß Herr Scheppeler statt seines gewöhnlichen einen Schoppens heute Abend deren zwei und einen halben getrunken hatte, noch dazu stärkeren Wein wie gewöhnlich, und daß er sich deßhalb in einem aufgeregten Zustand befand. Dabei war es übrigens merkwürdig, wie sich dieser aufgeregte Zustand bei diesem gleichförmig ruhigen Gemüthe zeigte. Eigentlich hätte man es keinen aufgeregten Zustand nennen können, nur eine etwas gehobenere muthvolle Stimmung, wo es Einem gar nicht darauf ankommt, einem halben Dutzend Teufel zu trotzen, und das mit der größten Gemüthlichkeit und Behaglichkeit, nicht unter Aeußerung heftiger Worte oder wilder Geberden, nein, still vergnügt lächelnd zu einem sanften, melodischen Pfeifen geneigt.

Also that der Steuerdirektor, während seine Gattin den unglücklichen Nachtwächter zerriß, und war seine Ruhe gerade nicht dazu gemacht, sie zu beruhigen.

„Scheppeler," sprach sie mit eindringlicher Stimme, „ich hoffe, Du hörst mich, ich will annehmen, daß Dein Rausch nicht so furchtbarer Art ist, daß Du nicht einmal mehr im Stande wärest, den wohlgemeinten Ermahnungen Deines unglücklichen Weibes Gehör zu schenken. Du sprachst vorhin von Deiner bekannten Solidität — nun, Scheppeler, Gott soll mich bewahren, daß ich dem Geklatsche böser Zungen nur im Geringsten Aufmerksamkeit schenke, aber daß in dem Herzen einer armen Frau, wie ich bin, von all' dem Vielen, was wohlmeinende, gutmüthige Freundinnen über Dich aussagen, etwas zurückbleibt, das kannst Du mir wahrhaftig nicht übel nehmen — o, über Deine bekannte Solidität, Scheppeler — ich sage Dir, dieses Etwas ist stark genug, daß Einem die Haare zu Berge steigen.

Zu anderen Zeiten hätte der Steuerdirektor wahrscheinlich gesagt, aber, liebes Kind, wie kann man nur im Geringsten auf so müßiges Gerede der Leute gehen? Heute aber war er in Folge seines Fünfzehners so verstockt, daß er nicht nur keine Antwort gab, sondern sogar still in sich hineinlächelte, ja, wenn der schwache Schimmer des Lächelns nicht täuschte, so war er im Begriffe seine Lippen zum Pfeifen zu spitzen.

„Soll ich Dir vielleicht sagen, Scheppeler, was die Leute über Dich sagen? Du behandelst Deine Frau schlecht, Du verachtest ihre respektable Familie, es sei Dir gleichgültig, ob wir nur das nackte Dasein hätten, wenn nur Du Dich im Wohlleben herumwälzest — o, schweige still, entgegne mir nichts darauf. Willst Du mir vielleicht vorwerfen, es sei für eine Frau genug, wenn sie sich mit ihren armen Würmern satt essen kann, willst Du vielleicht sagen, willst Du mich glauben machen, ich hätte es gut in der Welt, während ich doch die Unglücklichste unter allen Frauen bin, willst Du das sagen?"

Aber Herr Scheppeler schien gar nicht Lust zu haben, überhaupt etwas zu sagen, ja er spitzte nicht nur seinen Mund, er pfiff sogar, freilich sehr leise, aber die leichtsinnige und gewissenlose Melodie des heiligen Augustin — unerhört!

„Es ist schon gut, Scheppeler," sagte seine Gattin nach mehreren tiefen und herzbrechenden Seufzern, „es ist schon gut, Du thust, als ob Du mich nicht hörst und willst sogar Dein böses Gewissen durch Pfeifen übertäuben — ja, Dein böses Gewissen — denn Du hast ein schlechtes

Gewissen — Du hast das schlechteste Gewissen von allen Deinen sauberen Freunden, die doch gegen Dich wahre Biedermänner sind. Da spricht man über den Rechnungsrath, ja, was thut denn der Rechnungsrath so Schlimmes? daß er oft in's Wirthshaus geht — o, das könnte man ihm schon verzeihen — aber Du! da sagt man von Deinem Freunde Welser, er hätte jede Woche eine andere Liebschaft, — und das geht ja Niemand was an; Welser ist ledig — aber Du! Daß der Sperber ein Verschwender ist, hat er nur bei sich allein zu verantworten — aber Du hast Frau und Kinder, und daß Dein lieber Oberrevisor Schmirgel, obgleich er auch in keinem guten Rufe steht, gewiß nicht so unverzeihlich an den Seinigen handelt, darüber brauchen wir kein Wort zu verlieren — o, ich unglückliches, o, ich armes Weib!"

Ein paar Mal schon hatte Herr Scheppeler seine Gattin unterbrechen wollen, und auch jetzt saß ihm die Frage auf der Zunge, worin denn eigentlich ihr großes Unglück bestehe, doch hatte er diese Frage schon oft gethan und wußte die Antwort auswendig.

„Worin ich unglücklich bin, möchtest Du gerne wissen, Du Heuchler, der doch am besten weiß, daß mir Alles fehlt, was eine Frau beanspruchen kann."

Der gute Steuerdirektor hatte sein Ausziehen beendigt und aufgehört, die Romanze vom heiligen Augustin zu pfeifen; er stieg in sein Bett, löschte das Licht behende aus und dachte, jetzt noch eine halbe Viertelstunde, dann schlafe ich hoffentlich; o, es schlummert sich so leicht nach einem Gewitterregen.

So war Herr Scheppeler nie gewesen, er hatte sich nie unterstanden, nichts zu sagen oder sogar zu pfeifen, er hatte stets so lange begütigende Worte gesprochen, bis Madame ihm gesagt, nun, sie wolle es denn für dießmal gut sein lassen. Was sie aber gut sein lassen wollte, darüber war gewiß der liebe Gott im Himmel bei all' seiner Allwissenheit eben so sehr im Unklaren als er selber.

„Ah," dachte sie, „er will einschlafen, um mich nicht mehr zu hören, und doch habe ich noch den dritten Punkt zu erörtern." — —

„So, Scheppeler, also so weit bist Du gekommen, und so tief schon gesunken, daß Du ein Recht zu haben glaubst, allnächtlich gegen Morgen nach Hause zu taumeln — ja, zu taumeln, denn wer einen

Rausch hat, der taumelt, und Du hast einen Rausch — pfui, schäme Dich, ein Familienvater, ein Beamter, auf den sein Chef etwas hält, wie er sich einbildet — aber Du hast ein Recht dazu, jede Nacht in diesem Zustand nach Hause zu kommen, und Du, der sich so beträgt, der so gar keine Schonung, keine Rücksicht kennt, der sich aus Frau und Kindern nicht das Geringste macht, willst nicht einmal zugestehen, daß ich das unglücklichste Weib auf der Erde bin, daß ich nichts mehr auf der Welt zu hoffen habe, und daß nur der Tod mir oder Dir Erlösung bringt."

Bei dieser Berufung auf das Ende der Tage zuckte der halbentschlummerte Steuerdirektor unmuthig zusammen; er liebte es nicht, wenn man vom Tode sprach, und da diese Anführung immer als letzter Trumpf kam, entgegnete er mit ruhiger Stimme, „spreche nicht davon, rufe nicht jene dunkle Zeit aus ihren Schatten hervor, welche ohnehin früh genug kommt — Gott möge sie noch lange Jahre ferne von Dir halten; und was Dich anbetrifft, so glaube mir, daß das Loos einer Wittwe kein beneidenswerthes ist, selbst wenn man ein solches Ungeheuer zum Manne hat, wie Du mich geschildert."

Damit legte er sich auf die andere Seite, und hörte im Einschlafen wie fern verhallenden Donner noch abgebrochene Sätze, als: „Lieber gar nicht leben, als ein solches Leben — wozu bin ich auf dieser traurigen Welt — keine Ruhe, keinen Frieden — schlimmer kann's nimmer werden."

Nach einer Anzahl Seufzer, die sich immer schwächer und weniger herzbrechend anhörten, je mehr sich Madame Scheppeler überzeugte, daß der Steuerdirektor wirklich sanft eingeschlafen war, schloß auch sie die müden Augen, und schlief ebenfalls eine Minute darauf fest und ruhig ein, wie nur ein so unterdrücktes, unschuldiges und verkanntes Gemüth zu schlafen im Stande ist. —

Als es nun wirklich Morgen geworden war, als der Tag graute, und mit falbem Lichte in das Schlafzimmer drang, hatte die Steuerdirektorin einen bösen und finsteren Traum. Ihr träumte, sie wäre erwacht und schaue noch voll des gestern erlittenen Unrechtes hinüber zu ihrem Manne, und als sie dieß gethan, schloß sie hastig ihre Augen wieder zu und rieb sie heftig, um von dem gar zu traurigen Traume

zu erwachen, dann blickte sie wieder hin auf das Lager des Herrn Scheppeler, und da sah sie ihn, nicht rosig angestrahlt, erquickt von gesundem Schlafe, sondern aschgrau anzusehen, mit erloschenen Augen, die aber weit aufstanden und furchtbar unheimlich die Decke anstarrten; seine weißen Hände ruhten auf der Decke, und die krampfhaft zusammengezogenen Finger hatten ein Stück derselben erfaßt. — — — —

„Scheppe — —," sie wollte den Namen ihres Mannes rufen, aber das Wort erstarb ihr im Munde, und obgleich sie es zwei- bis dreimal versuchte, brachte sie doch keinen hörbaren Ton hervor.

Sie strich sich hastig das Haar aus dem Gesichte, und dachte zusammenschauernd, „o, das ist ein häßlicher Traum, aber ein Traum, Gott sei Dank, ich habe mich gestern Abend geärgert, ich war aufgeregt, und da träumt man immer so furchtbar und schwer."

Entsetzt richtete sie sich in ihrem Bette auf, und brachte kaum die Worte zwischen ihren Lippen hervor, „wenn — ich — nur — erwachen — wollte — aus diesem Traume — — — —, gerechter Gott, es muß ja ein Traum sein."

Da knarrte leise die Thüre und das Stubenmädchen trat herein, mit einer Flasche frischen Wassers. Zu gleicher Zeit stahl sich auch zwischen den Vorhängen hindurch ein freundlicher Strahl der Sonne in das Zimmer, und sein helles Licht fiel gerade auf das Gesicht des Steuerdirektors.

Warum ließ das Stubenmädchen mit einem furchtbaren Schrei die Wasserflasche fallen, und warum erwachte Madame Scheppeler nicht aus ihrem Traume? — —

Weil sie nicht träumte, sondern weil das, was sie sah, furchtbare Wirklichkeit war, o, eine entsetzliche Wirklichkeit, die sich in den nächsten Stunden von Augenblick zu Augenblick steigerte. Als sie an das Lager ihres entschlafenen Mannes stürzte, sich über ihn hinwarf, und mit Schmeichelnamen rief, die ihrem Munde ganz ungewohnt geworden waren, als die Dienstboten nun laut weinend das Bett umstanden, und die Hände ihres Herrn küßten, der immer so gut und freundlich gegen sie gewesen war — — — — und als nun die beiden Kinder, von dem Lärmen aus ihrem Bettchen aufgeschreckt, halb angekleidet und zitternd unter der Thüre erschienen, und, ohne die ganze Größe ihres

Unglücks gleich ermessen zu können, doch ahnten, daß hier etwas Erschreckliches geschehen sein müsse — die armen Kinder, die nicht begreifen konnten, daß der Vater so ruhig und still daliege, daß er so blaß sei und so kalt, und daß sein Mund kein freundliches Wort für sie habe.

Der Knabe begriff schon eher die Größe seines Verlustes; aber das kleine Mädchen, dem die Mutter in herzzerreißenden Worten und Tönen, nachdem sie es krampfhaft in ihre Arme gepreßt, zurief, daß der Vater gestorben sei, — todt — todt, fragte, ob er denn morgen nicht wieder mit ihr sprechen würde oder doch wenigstens übermorgen.

Daß er sie nie mehr mit liebendem Blicke anschauen würde, daß er sie nie mehr lächelnd auf ihren frischen Mund küssen würde, daß seine starren Finger nie mehr ihr weiches Haar glätten, ihre Wangen berühren würden, daß er todt sei — todt — das konnte sie nicht begreifen, und es war noch ein Glück zu nennen, daß sie es nicht fassen konnte.

O, die furchtbaren Stunden des Morgens waren von einer unbeschreiblichen Langsamkeit; jede schien eine Ewigkeit dauern zu wollen, und jede der sechzig Minuten vermehrte das Leiden, vergrößerte den Schmerz, und fast jede dieser Stunden und Minuten brachte irgend Jemand von den Verwandten oder aus der Nachbarschaft, denen das unerhörte Ereigniß unter stets erneuertem Erguß von Thränen erzählt werden mußte.

Darauf kamen im Kreislauf des Tages die Stunden der Erinnerung, alle gleich düster, alle gleich schmerzbringend: die Zeit, wo er gestern ausgegangen war oder zurückgekommen, wo er dieß oder das gesagt, was man eine Ahnung hätte nennen können, wo er mit den Kindern gespielt, und bei ihnen noch so vergnügt und heiter war, während im Theezimmer die Theetassen klapperten — wo er vor der Thüre stehend mit Fräulein Klara gesprochen, und wo sie zu ihm gesagt, „Sie könnten endlich mit Ihrer Frau Frieden halten!“ — ach, und nun hielt er Frieden, der gute Steuerdirektor, langen, tiefen Frieden, — ewigen Frieden — o, wenn er lieber hätte zanken wollen.

Fräulein Klara gestand es übrigens sich und Anderen nicht ein, daß sie ihn zum Friedenhalten aufgefordert, nein, nein — Gott be-

wahre, das hatte sie nicht gethan, sie hatte nur gesagt, wann wird endlich in dem Hause einmal Frieden werden, und damit hatte sie mehr ihre Schwester als ihren Schwager gemeint — die Wahrheit mußte sie sagen: unter hundertmal war er es nicht gewesen, der den Streit so eigentlich angefangen — gewiß nicht.

Heute, als das Stubenmädchen den Tisch deckte, hätte sie um Alles in der Welt das Couvert für den Herrn nicht vergessen mögen; sie legte es an seinen gewöhnlichen Platz, auch das Serviettenband von Perlen, gestickt mit dem Namen Eberhard, und als das kleine Mädchen die Serviette sah, klatschte es in seine Hände, und sagte vergnügt, „seht ihr wohl, daß Papa zu Tische kommen wird?"

Auch die Nacht kam wieder und es wollte der verwittweten Steuerdirektorin fast unheimlich werden, als es nun zehn Uhr schlug, wo er gewöhnlich nach Hause zu kommen pflegte, wenn er ausnahmsweise Erlaubniß hatte in's Wirthshaus zu gehen, und da konnte sie sich nicht enthalten, immer auf den Gang vor der Glasthüre draußen zu lauschen, ob sie seine Schritte nicht vernehme, und ob er den Schlüssel nicht in's Schloß steckte. Er hatte eine eigene Art, den Schlüssel rasch herum zu drehen, und daran erkannte sie ihn, wenn er nach Hause kam. Vor der Thüre, ehe er in's Zimmer trat, pflegte er immer leicht zu husten, während er sich die Füße auf dem Strohboden abputzte, und wenn er in die Stube trat, so sagte er, „guten Abend, Kinder," und wenn seine Frau allein war, „guten Abend, mein Kind".

Ueber das Alles sprachen die beiden Schwestern unter Thränen und mit einer Aengstlichkeit, als seien es die wichtigsten Ereignisse gewesen — „o Gott, mein Gott!" rief schluchzend Madame Scheppeler, „wenn er doch wieder in's Zimmer treten wollte, und wieder sagen wollte, guten Abend, Kinder, wie würde ich ihm entgegeneilen, was ich so lange nicht gethan, wie würde ich ihm Hut und Stock abnehmen, was ich stets versäumt, wie würde ich ihn mit einem herzlichen und freundlichen Gesicht empfangen, statt mürrisch und verdrießlich sitzen zu bleiben, wie es meine Gewohnheit war."

Gegen Mitternacht fuhr die Wittwe bei jedem leisen Geräusche schreckhaft zusammen, und um das zu überwinden, setzte sie sich an das Bett, auf dem der Entschlafene lag, nahm seine kalte Hand und sprach

innig und herzlich mit ihm, wie sie mit dem Lebenden lange nicht gesprochen. Erst der anbrechende Tag brachte ihr etwas Schlaf, ja während ein paar Stunden einen so tiefen, festen und gesunden Schlaf, daß sie mit dem Gedanken erwachte, der gestrige Tag habe ihr nur geträumt. Aber es war kein Traum, denn dem gestrigen schweren Tage folgte heute ein noch schwererer. Es kamen nun jene Stunden, wo die geschlossenen Fensterläden nur ein spärliches Licht durchlassen, wo der Geruch von Blumen das Zimmer durchduftet, wo Alles leise hin- und herschleicht, als fürchte man sich einen tief Schlafenden aufzuwecken, wo Handwerksleute aus- und einschleichen, sich in dem betreffenden Zimmer flüsternd unterreden und dort Unheimliches vornehmen.

Und wieder eine Nacht, der der schwerste Tag folgt: der Blumenduft ist durchdringender geworden, in dem betreffenden Zimmer herrscht ein noch unheimlicheres Getreibe, man vernimmt einen Ton, wie wenn sich Eisen auf Eisen bewegt, und dieser Ton dringt der Wittwe tief in's Herz; die schwarzgekleideten Dienstboten bringen ihre Taschentücher gar nicht mehr von den Augen weg, die armen Kinder sitzen zusammengescheucht in einer Ecke ihrer Stube, der Knabe weint heftig, und umschließt mit den Armen sein Schwesterchen, das aus lauter unverstandener Alteration ermüdet in Schlaf gesunken ist — der feste, gleichförmige Schritt von Männern, die etwas Schweres tragen, dröhnt durch die Zimmer und durch den Gang; von der Straße herauf hört man flüsternde Menschenstimmen und den summenden Lärm einer zahlreich versammelten Menge; Pferdehufe klingen faul und schläfrig auf dem Pflaster, und das dumpfe Rollen eines Wagens hört plötzlich vor dem Hause auf.

In der Wohnung füllen sich die Zimmer mit leidtragenden Freunden und Bekannten; die genauen Freunde des Hauses treten einen Augenblick zur Wittwe ein, reichen ihr stumm mit zusammengepreßten Lippen die Hand, und jedes Wort des Trostes, das sie ihr sagen, vermehrt ihren Schmerz. Da war der Oberregierungsrath und der Oberrevisor, da war Herr Welser und der Rechnungsrath. Die Wittwe faßte die Rechte des Letzteren mit ihren beiden Händen, und sagte ihm mit vor Schluchzen erstickter Stimme: „Sie waren der letzte seiner Freunde, der eine vergnügte Stunde mit ihm zugebracht, Sie gingen

mit ihm nach Hause, hier Ihre Hand empfing seinen letzten Händedruck — o Gott, auch Sie werden ihn nie wieder sehen."

„Nie, nie," erwiederte der Rechnungsrath schmerzlich bewegt, indem seine Augen heftig zwinkerten, „nie werde ich ihn wieder sehen, aber ich werde fühlen, wie sehr er mir fehlt, ein so ehrliches, treues, ein so durch und durch braves Herz."

Mehr vermochte er nicht zu sprechen, und eilte den Andern nach in das Nebenzimmer, deren Thüre er in seinem Schmerze halb geöffnet ließ. Sie sank in die Ecke ihres Sophas zurück und drückte ihr Taschentuch vor die Augen. In diesem Nebenzimmer befand sich unter Anderen auch der Departementschef, unter dem der selige Steuerdirektor gedient, und was die Herren dort zusammensprachen, konnte die Wittwe deutlich verstehen, und trafen einzelne Aeußerungen schwer ihr Herz.

Alle lobten den Verstorbenen als Menschen und Geschäftsmann, Jeder erwähnte einer neuen vortrefflichen Seite desselben.

Von ihr war nicht die Rede.

Wie er stets mehr als seine Pflicht gethan, davon sprach Seine Excellenz der Departementschef, wie er häufig lange nach den Bureaustunden gearbeitet, um ungestört eine schwierige Ausarbeitung zu machen, wie er das Muster eines Beamten in jeder Richtung gewesen sei, wie man schwer einen Ersatz für ihn finden könne. Und wie brachte er seine Freistunden zu, fuhr Seine Excellenz fort, meistens im Kreise seiner Familie, mit seiner Frau oder mit seinen Kindern spazieren gehend.

Von ihr war weiter nicht die Rede.

„Ich glaube," sprach der Departementschef nach einer Pause, „in's Wirthshaus ging der gute Scheppeler wenig."

„Excellenz," entgegnete der Rechnungsrath, „ich weiß das genau, höchstens die Woche einmal trank er in unserer Gesellschaft von halb neun bis zehn Uhr einen einzigen Schoppen — er war ein zuverlässiger, vortrefflicher Freund."

„Ein Mann, auf den man sich verlassen konnte."

„Die Redlichkeit selber."

„Solid und sparsam."

„Ich glaube nicht, daß er je einen Kreuzer Schulden gemacht hat, und doch hatte er große Ausgaben, wie man sagt."

„Ja, ja, in diesem Hause wurde viel verbraucht, man lebte auf einem fast mehr als anständigen Fuße."

Von ihr war nicht geradezu die Rede.

„Der arme Scheppeler, er hat, wie man sagt, nicht besonders viel davon gehabt."

„Tröst' ihn Gott, er hatte seine Last, die er nun niedergelegt hat."

„Er war in jener Richtung zu gut."

„Und wurde nicht anerkannt."

„Gewiß nicht, von jener Seite her."

„Armer Scheppeler, armer Freund!"

Von ihr war nicht geradezu die Rede.

„Wird Vermögen da sein?" fragte Seine Excellenz.

„Nicht viel," erwiederte der Rechnungsrath.

„Mich dauern in diesem Falle nur die armen Kinder."

„Ja, die armen Kinder, er hatte sie so lieb, der gute Scheppeler."

Von ihr war noch immer nicht die Rede.

Ein furchtbarer, herzdurchzitternder Klang machte dieser Unterhaltung im Nebenzimmer ein Ende und brachte die Wittwe einer Ohnmacht nahe: es waren die Glocken, die vom Kirchthurme herab ein Zwiegespräch begannen über ihre traurige Pflicht, wiederum einem braven Bürger ihr melodisches Geleite geben zu müssen. Wenn man so, erfüllt mit tiefem Schmerze, auf diese Klänge lauscht, so hört man die guten Glocken, unsere treuen Freunde, welche uns in das Leben einführten, uns bei allen feierlichen Veranlassungen in demselben treulich zur Seite standen, tröstend und ermunternd, förmlich zusammenreden, und es ist gerade so bei einer Veranlassung wie die heutige, als klagten sie mit uns und sängen das Loblied des Dahingeschiedenen.

Daher mag es denn wohl auch kommen, daß diese Klänge so furchtbar unser Herz ergreifen. Glauben wir doch in solchen Augenblicken, unser Schmerz sei keiner Steigerung fähig, und doch gibt es hier noch eine entsetzliche Steigerung, es ist jener nie zu vergessende Moment, wo das dumpfe Rollen des Wagens vor dem Hause wieder beginnt, wo sich die zurückbleibende Wittwe rücksichtslos an das Fenster wirft, um einen letzten Blick zu schenken dem blumengeschmückten

Wagen, der ihr das Theuerste, was sie besaß, für immer und immer entführt. Unaufhaltsam schwankt der Wagen dahin, noch zwei Umdrehungen der Räder und er ist ihrem Auge entschwunden.

Fahre wohl! Fahre wohl!

Diesem schrecklichen Tage folgte nun, was folgen mußte, aber es war gerade nicht so, wie es die Frau Scheppeler erwartete. Die Bekannten, die guten Freunde und Freundinnen bezeigten ihr allerdings das herkömmliche Beileid, aber durch ihre Reden wehte häufig ein verletzend kalter Hauch, unter ihre Trostesworte war manches Tröpfchen Wehrmuth gemischt. „Ja," sagte die Rechnungsräthin, „wie rasch uns ein solches Unglück treffen kann, wie sehr würde sich Manche bemühen, ihrem Manne das Leben angenehm zu machen, gewiß, werthe Scheppeler. Manche läßt sich oft durch Kleinigkeiten hinreißen, und glaubt, durch Verdruß und böse Worte das zu erreichen, was durch freundliches Entgegenkommen und gute Worte viel leichter zu erringen wäre; namentlich sollten wir uns hüten, dem Gerede der Leute Glauben zu schenken, und das thut doch Manche, leider Gottes. Bei Ihnen hat das freilich wohl nie der Fall sein können, denn war der selige Scheppeler nicht das Muster eines Mannes? Wie oft hat mir der Rechnungsrath erzählt, daß er immer Punkt zehn Uhr nach Hause gegangen sei, um Ihre Nachtruhe nicht zu stören. Ach so viel Liebe und Aufmerksamkeit — nicht wahr, liebe Scheppeler, Sie haben ihm das während seines Lebens mit gleicher Liebe vergolten? Ach, es müßte für eine Wittwe eine fürchterliche Erinnerung sein, wenn sie sich sagen müßte, sie habe ihren Mann nicht so behandelt, wie er es verdient. Sie sehen die Thränen in meinen Augen, glauben Sie mir, ich fühle Ihr ganzes Unglück, o, das Loos der Wittwe, die einen guten, lieben und treuen Mann begraben hat, muß fürchterlich sein. Und was machen die Kinder, die guten, lieben, armen Kinder? Wie hing der Steuerdirektor mit ganzer Seele an ihnen! Gewiß fühlen sie sich recht verlassen; o, ich kann mir's denken, ach, es wird ja mit den armen Kleinen so Manches anders werden müssen, ich kann mir das lebhaft denken, und auch mit Ihnen, beste Frau Scheppeler, eines folgt aus dem andern. — Ist es wahr, haben Sie draußen in dem Birkengäßchen gemiethet? die Kriegsräthin hat es mir gesagt."

Madame Scheppeler schüttelte mit dem Kopfe, ehe sie zur Antwort gab, „von mir kann die Kriegsräthin das nicht erfahren haben, ich habe sie lange nicht gesehen.“

„Lange nicht gesehen? o, das ist Unrecht von der Kriegsräthin, so muß man seine Freunde nicht vernachlässigen — ja, sie war es,“ fuhr die Sprecherin nachdenklich fort, „sie hat es mir gesagt neulich im Theekranz — — Sie gehen wohl nirgends hin, liebe Scheppeler?“

Die Wittwe schüttelte stumm mit dem Kopfe, dann sagte sie, „nach den traurigen Erfahrungen, die ich gemacht, bleibe ich lieber für mich, es ist besser so, finden Sie es nicht auch?“

„Im Grunde haben Sie Recht,“ entgegnete die Rechnungsräthin, „ich glaube, ich ziehe mich auch von der Gesellschaft zurück, wenn Sie aber nächstens eine Tasse Kaffe ganz unter uns trinken wollen, so bitte ich, es mir sagen zu lassen.“

„Ich danke recht sehr,“ erwiederte Madame Scheppeler in einem etwas trockenen Tone.

Ach, sie hatte mit denen, die sich ihre vertrautesten Freundinnen früher nannten, schon bittere Erfahrungen gemacht, sie hatte es schon schmerzlich empfunden, sie fing an zu fühlen, was das Loos einer Wittwe sei. Oft, wenn sie wieder eine herbe Erfahrung machte, stützte sie den Kopf in beide Hände, und saß stundenlang brütend so da, alsdann zogen langsam an ihr vorüber die Bilder vergangener Tage und Stunden, leider, leider in trüber Färbung, und zeigten ihr in finstern, mißvergnügten Gesichtern meistens ihr eigenes Bild. Andere noch schlimmere Schatten legten sich an ihr Ohr, und flüsterten ihr wie in hämischer Schadenfreude zu: „Bist Du jetzt endlich zufrieden geworden? hast Du das Glück gefunden, das Dich, wie Du damals behauptetest, so hartnäckig floh? sind Dir die Menschen jetzt recht, an denen Du in jener Zeit etwas auszusetzen hattest? lebst Du jetzt behaglich und glücklich, seit er Dich nicht mehr quält und plagt, er, der Dich ja, wie Du beständig klagtest, auf alle Weise vernachlässigte, er, der sich um Dich nicht bekümmerte, der Dich nicht achtete, der Deine Familie verdammte, der in den Wirthshäusern herumzog, statt bei seinen Kindern zu bleiben, er, der trotz seiner angestrengten Arbeit nie genug thun konnte, um Dir das Leben leicht und angenehm zu machen, Dein

freudloses, elendes Dasein, wie Du damals sagtest, Deine harte, verkümmerte Existenz.“ —

Wenn die Erinnerung vergangener Tage so auf sie einstürmte, dann glitt ihr Haupt langsam auf den Tisch nieder, an dem sie saß, oder sie sprang empor und drückte ihre Kinder an sich, als sollten die armen, unschuldigen Geschöpfe sie in Schutz nehmen vor jenen finsteren Gedanken, doch ließen sich diese nicht so leicht verscheuchen; o, es war furchtbar, sie klangen schwer und zermalmend aus manchen Worten der Kinder hervor.

„Wir gehen gar nicht mehr in den schönen Garten, wo wir damals so oft waren, als mein lieber Vater noch da war,“ klagte das Mädchen.

„Und gefahren sind wir auch seit jener Zeit nicht mehr,“ sagte der Bube, „ich habe unseren Wagen oft gesehen, aber es saßen andere Kinder darin, und wenn ich den Kutscher grüßte, so hat er nicht, wie früher, freundlich mit dem Kopfe genickt und mir gewinkt, ich solle zu ihm auf den Bock steigen.“

„Und Steiner's Marie kommt auch nicht mehr zu mir; neulich waren die anderen Mädchen an ihrem Hause, mich hat sie vergessen.“

„Ja, Herr Welzer, der immer so lustig war, und der Herr Rechnungsrath und der Herr Sperber kommen auch nicht mehr zu uns, und Vaters Oberrevisor schien mich neulich auf der Straße gar nicht mehr zu kennen, denn als ich ihm die Hand reichen wollte, sah er mich lange durch die Brillengläser an, ehe er sagte: ‚ah, Du bist es, Kleiner.‘ Sonst nahm er mich mit und schenkte mir einen Apfel oder einen Bindfaden.“

„Sei zufrieden,“ sagte das Mädchen altklug, „ich weiß doch, daß der Vater wiederkommt, gewiß, ich weiß es ganz genau, und dann geht Alles wie früher, nicht wahr, Mama? dann gehen wir wieder in unsere Wohnung, dann ziehst Du hübschere Kleider an, dann kommt der Kutscher wieder, dann laden mich die anderen Kinder wieder ein, und dann ist Alles wieder gut — o, wie freue ich mich darauf, und auf den lieben Vater, wenn er wiederkommt.“

„O, das ist furchtbar, unerträglich,“ seufzte in solchen Augenblicken die Wittwe, aber Alles, was die Kinder von ihrem kleinen Gesichts-

kreise aus, von ihrer jetzigen Lage merkten, das empfand sie gerade so, nur ernster, gehässiger und verletzender.

Wie waren die meisten Freunde des seligen Scheppeler so verwandelt gegen sie, wie kühl grüßte Seine Excellenz der Departementschef, wenn er sie je einmal grüßte; gewöhnlich wandte er den Kopf zur Seite, wenn er an ihr vorüberging. Und ihre ehemaligen Freundinnen — o, nicht eine war sich gleich geblieben, Alle schienen sich kaum noch zu erinnern, daß es überhaupt einmal eine Steuerdirektorin Scheppeler gegeben. Was hatte man ihr nicht Alles erzählt, was einige von ihnen, namentlich die Rechnungsräthin, über sie gesagt: „Wenn es Jemand Recht geschehen ist," sprachen die guten Freundinnen unter sich, „einmal zu fühlen, wie es nach solchem Uebermuthe thut, wenn man plötzlich tief und unten zu sitzen kommt, so dieser Scheppeler mit ihrer hochmüthigen Familie. War dieser Frau etwas recht oder gut genug, hatte man nicht glauben sollen, sie sei eine geborene Prinzessin, und lasse sich nur so allergnädigst unseren schlechten Umgang gefallen? Und wie hat sie es dem guten Steuerdirektor gemacht? diesem redlichen, braven Manne. O, einen besseren gab es nicht und wird es nie geben, wie hat sie ihn geplagt und mißhandelt, ein wahrer Hausdrache," setzte die Rechnungsräthin entrüstet hinzu, „ich könnte erzählen, wenn ich wollte; mir hat der Rechnungsrath anvertraut, an jenem Abend sei der gute Scheppeler ganz zerstört in's Kreuz geschlichen, es ist das eines der anständigsten Weinhäuser, die es gibt, aber sie gönnte es dem armen Manne nicht, dorthin zu gehen, diese böse Sieben, und da mußte er's heimlich thun, Gott, und er kam so selten, höchstens die Woche einmal. An jenem Abende nun sei er in so gedrückter Stimmung gewesen, daß es Alle gejammert habe, er hätte viel geseufzt, und da sie zufällig von einem Bekannten gesprochen, der vor einigen Tagen gestorben, so habe er gesagt: ‚Dem ist wohl, was ist das Leben? ein Jammerthal, der Tod muß uns willkommen sein als Eden unserer Leiden.‘"

„Sagt," schloß die gefühlvolle Rechnungsräthin entrüstet, „wie haben wir uns in der Frau getäuscht!"

„Und sie will gegen uns thun, als sei nichts vorgefallen," meinte die Kriegsräthin, „aber ich habe sie's fühlen lassen; wenn man einen

so braven Mann hat, wie der Scheppeler war, so muß man ihn auch darnach behandeln; o, es ist jammervoll."

„Herzbrechend, unerhört!" Mit einigen tiefen Seufzern wurde hierauf die Unterhaltung geschlossen.

Das Loos der Wittwe — — — — O, so herb es war, oft unerträglich, wenn die Erinnerung vergangener Tage oder Erfahrungen der neueren Zeit auf Madame Scheppeler einstürmten, so war in ihrem Inneren doch etwas, was alles das Bittere, was sie erleben mußte, gewissermaßen abschwächte und weniger verletzend machte. Sie lebte, wie man im Traum zu leben pflegt; sie schaute und empfand die Dinge um sich her im Entferntesten nicht mehr so scharf und bestimmt wie früher. Vielleicht waren ihre sonst so hellen Augen von dem vielen Weinen geschwächt und umflort, vielleicht hat ihr Herz durch tiefes Leid an seiner Kraft verloren; es war ihr, als seien die Menschen um sie her, sowie alle übrigen Gegenstände, ja, ihr ganzes Denken und Fühlen mit einem leichten Flor verhüllt. Nur etwas blieb bei Allem dem in einer Klarheit vor ihr stehen, die sie häufig schaudern ließ, das waren die drei furchtbaren Tage nach dem Tode ihres Mannes, und wenn diese Erinnerung so recht grausam über sie hereinbrach, so fand sie einen Trost, einen Balsam für ihr wundes Herz, das war ein Besuch auf seinem Grabe. Da saß sie stundenlang auf einem einfachen Hügel, ordnete die Rosen, welche seine Freunde, als ihr Schmerz noch lebendig war, dorthin gepflanzt, oder legte einen bescheidenen Blumenstrauß auf den grünen Rasen. Die Kinder standen eine Zeit lang bei ihr, blickten auf die Erde nieder, und ergingen sich, wie Kinder zu thun pflegen, in herzzerreißenden Fragen, was wohl der Vater mache, wo er sei, ob er sie sähe und an sie denke.

Die Mutter ließ es gerne geschehen, wenn sie sich darauf zwischen niedrigen Grabsteinen und Kreuzen verloren, um sie mit ihren schmerzlichen Gedanken allein zu lassen; ach, die Ruhe hier that ihr so wohl, das wehende, flüsternde Gras, der Gesang eines Vogels, der goldene Kuß der sinkenden Sonne, das Alles löste den bitteren Schmerz, der ihre Seele erfüllte, sanft und lindernd auf, und gewährte ihr in der Hoffnung auf eine Wiedervereinigung eine Ruhe, einen solchen Frieden, wie sie ihn nirgends anderswo zu finden vermochte. Der Duft des

Grases und der Blumen betäubte sie, schläferte sie ein, und in einem solchen Augenblicke lehnte sie ihren Kopf an das schmucklose hölzerne Kreuz und entschlummerte.

Ja, niedergesunken auf das Kreuz war sie eingeschlafen, und während dieses Schlummers war es ihr, als spräche die ihr so wohlbekannte Stimme von dem Kreuze, daß es ein hübsches Kreuz sei, daß man sich seiner nicht zu schämen brauchte, daß eine Menge der anständigsten Leute unter keinem besseren schlummerten — daß das Kreuz einmal das Kreuz sei, daß Jedermann sein Kreuz habe, daß man dem Kreuze Unrecht thue, und daß es sehr zu wünschen wäre, wenn das Kreuz wieder recht zu Ehren käme. — — — —

Damit erwachte sie, fuhr empor und strich sich erschreckt, fast entsetzt ihr herabgesunkenes Haar aus dem Gesichte — sie war nicht auf dem Friedhofe, sie befand sich in ihrem Zimmer, sie kniete nicht am Grabe ihres Mannes, sie saß aufrecht in ihrem Bette; etwas nur blieb, wie es soeben gewesen, ihre gefalteten Hände, ihre strömenden Zähren. Dann erhob sie diese gefalteten Hände an ihre nassen Augen, und horchte zitternd und zagend der bekannten Stimme, die neben ihr sprach. O, wie frürchtete sie, sie möchte in der nächsten Sekunde den Klang der Stimme nicht mehr hören, wie blickte sie um sich her in fast wahnsinniger Angst, ihr vom freundlichen Strahl der Sonne beleuchtetes Zimmer würde sich mit einem Male verwandeln in den friedlichen aber so traurigen Ort, an dem sie im Geiste soeben gewesen. Aber es blieb wie es war: die Sonne schien durch die blauen Vorhänge, das Zimmer verwandelte sich nicht im Geringsten, und der Klang der bekannten Stimme blieb derselbe, als diese liebe, gute, so lange nicht mehr gehörte Stimme sprach: „Kind, Du hast einen schweren Traum gehabt, ich hätte Dich gerne geweckt, aber ich mochte das nicht thun, weil Du es nicht gerne hast.“

„O, hättest Du mich geweckt,“ sagte sie mit vor Freude zitternder Stimme, und mit einem so herzlichen Ausdrucke derselben, wie er ihn lange nicht gehört, „hättest Du mich schon vor Stunden geweckt und mir lieber erzählt, wie Du Dich gestern amüsirt — ich glaube, ihr waret im Kreuz, nicht wahr, lieber Scheppeler?“

„O, laß das gut sein, liebes Kind,“ sagte er etwas befangen,

„Du weißt, der Rechnungsrath geht gerne dahin, der Rechnungsrath ist mein guter Freund, wir plaudern so behaglich zusammen, und der Rechnungsrath schwört hoch und theuer, das Kreuz sei das anständigste Wirthshaus, das er kenne."

„Und der Rechnungsrath hat Recht," sagte sie eifrig, „ich habe es aus sehr guten Quellen erfahren, und wenn Du auch ein paarmal wöchentlich in's Kreuz gehst, lieber Scheppeler —"

„Wöchentlich ein paarmal? Du irrst, liebes Kind."

„Nun, ich meine nur so, es könnte ja sein, und es würde mich wahrhaftig freuen; wenn Du also auch wöchentlich ein paarmal in's Kreuz gehst, so solltest Du doch darüber andere solide Wirthshäuser, wo Du auch Freunde findest, nicht so ganz vernachlässigen, man lobt sehr den Hirsch und den russischen Hof. Gewiß, lieber Scheppeler, ein Mann, der den ganzen Tag angestrengt arbeitet wie Du, der kann sich Abends schon eine anständige Erholung gönnen."

Der gute Steuerdirektor wußte nicht wie ihm geschah, er schaute seine Frau einigermaßen verlegen von der Seite an, doch bemerkte er in ihrem Gesichte nichts von dem bekannten stechenden Blicke, von den, bei ähnlichen Veranlassungen zusammengekniffenen Lippen um den zuckenden Mund; sie blickte ihn freundlich lächelnd, frei und offen an. Ja, als er fast stotternd sagte, „gestern Abend war es ein bischen spät, aber man kann nicht immer, wie man will, man wird zuweilen aufgehalten," gab sie freundlich zur Antwort, „wie spät wird es gewesen sein, vielleicht zwölf Uhr vorüber, wenn Du nur heute Morgen keine Kopfschmerzen hast, so mußt Du Dir daraus nichts machen."

Kopfschmerzen hatte er keine, aber das, was er hörte, sauste ihm sonderbar durch das Gehirn. Während er sich ankleidete, blickte er einige Male verstohlen und mißtrauisch auf seine Gattin, ob ihm nicht ein höhnisches Lächeln anzeige, das Alles von vorhin sei nur ein grausamer Scherz gewesen.

Aber sie lachte nicht höhnisch, sie that alle ihre Geschäfte mit einer unbekannten Milde und Freundlichkeit, es war kein Scherz gewesen — — — — mit der Frau mußte was ganz Absonderliches vorgefallen sein. Wie freute sich der gute Steuerdirektor, wie heiterte sich sein sorgenvolles Gemüth auf, wie war er glücklich und darum lustig, wie

war er lustig und darum einer der angenehmsten Ehemänner, die man sich denken konnte.

Einmal während des Kaffetrinkens, als Madame Scheppeler zu bemerken glaubte, es fehle ein Stückchen Zucker in der Zuckerdose, leuchtete es unheimlich auf in ihrem Auge, aber nur einen Moment, dann sagte sie in gutmüthigem Tone, „pah, was thut's auch, das soll uns die Laune nicht verderben".

Und Das und Aehnliches und Schlimmeres war fortan in der That nicht mehr im Stande, die gute Laune der Frau Scheppeler zu verderben, die Laune einer liebevollen, freundlichen und herzlichen Gattin, die sie von da an ihrem Manne war und blieb.

Der Steuerdirektor erfuhr niemals, welche Veranlassung an dieser plötzlichen und auffälligen Umwandlung schuld gewesen. Er war mit dem Resultate zufrieden, das ihn zum glücklichsten Manne gemacht.

Knospenstudien.

Knospenstudien.

Er war ein Polytechniker von so angenehmem Aeußern, daß man hätte glauben sollen, die Natur, als sie ihn erschaffen, habe sich vorgenommen, etwas Hübsches zu Stande zu bringen: er war von mittlerer Größe, schlank ohne mager und rund ohne dick zu sein; er hatte lebhafte Augen, eine gut geformte Nase, einen frischen Mund mit weißen Zähnen, blondes, lockiges Haar und dazu einen feinen, weißen Teint, um den ihn manches Mädchen beneidete. Dabei hatte er achtzehn Jahre zurückgelegt, ein Alter, das uns auch noch sonstige Vorzüge verleiht, als da sind: fröhliche Anschauung an sich verwickelter Verhältnisse, einen guten Muth, Lebhaftigkeit des Geistes, praktische Ausführung des Sprichwortes: Wagen gewinnt, und dabei die Idee, daß es in der Welt nichts Schönes und Hohes gebe, was unerreichbar sei für Fleiß und Ausdauer. Seine polytechnischen Studien waren im Speziellen der Baukunst gewidmet; er entwarf und konstruirte mit leichter Hand und nicht ohne Geschmack; seine Zeichnungen und Pläne waren sauber wie gestochen, und er hatte auch schon die gefährlichste Klippe der Architektur, Voranschläge und Vorausberechnungen glücklich zu umschiffen angefangen, indem er für einen älteren Bekannten den Umbau eines Weinberghäuschens geleitet, wobei er den Voranschlag nicht bedeutend mehr als ein Drittel der ausgeworfenen Bausumme überschritt, an sich schon ein nicht ungünstiges Resultat, wenn man annimmt, wie leicht erfahrene Baumeister in diesem Punkte ohne Erfahrung sind.

Unser junger Polytechniker bereitete sich zum Staatsexamen vor, war aber immer noch mit Leib und Seele auch im Aeußern der Schule zugethan; so trug er nicht gerne eine andere Kopfbedeckung als die

Mütze mit den Farben irgend einer fabelhaften Verbindung, hatte eine eigene Scheu vor Halsbinden aller Art, trug einen kurzen Rock, bei zweifelhaftem Wetter die Beinkleider in die Stiefel gesteckt, und ging selten ohne einen grau karrirten Plaid aus, den er malerisch auf der linken Schulter zu balanciren wußte.

Er war der Sohn einer Wittwe, die einiges Vermögen besaß, und mit welcher er als ein guter, folgsamer Sohn zusammen wohnte. Allerdings war diese Wohnung bescheiden; in einer vom Mittelpunkte der Stadt ziemlich entlegenen Seitenstraße war ein altes Haus, neben dem ein breiter Thorweg in einen ziemlich verwilderten Garten führte, sowie zu einem großen Hinterhause, das von mehreren Familien bewohnt wurde, die, verschiedenen Ständen angehörend, wenig Verkehr mit einander unterhielten, was auch wohl daher kam, daß das Hinterhaus auch von der andern Seite her einen Eingang hatte, der von einem Theil der Bewohner benützt wurde.

Das jetzige Hinterhaus war in früherer Zeit einmal das Hauptwohnhaus gewesen und mitten in den Garten hineingesetzt, um recht angenehm vom Grün umgeben wohnen zu können; seine Nachkommen aber, weniger poetisch gestimmt und weniger empfänglich für die Natur, hatten an die Straße gebaut, das Haus im Garten allmälig vernachlässigt, und es endlich Fremden und weniger bemittelten Miethern überlassen.

Unser Polytechniker mit seiner Mutter wohnte im dritten und obersten Stocke dieses Hauses, zu dem eine besondere, allerdings etwas schmale Treppe hinaufführte, was aber auch wieder sein Angenehmes hatte, da man so mit den übrigen Hausbewohnern, die man, wie oben schon bemerkt, doch nicht kannte, in keine Berührung zu treten brauchte.

Dort oben in ziemlicher Höhe hatte man eine angenehme Aussicht über die Stadt und den rings umherliegenden Garten, aus welchem ein Paar alte Linden und Kastanien so hoch hinaufgewachsen waren, daß man die Spitzen ihrer Zweige von der Altane, welche diese Wohnung hatte, mit der Hand hätte erreichen können — ja eine Altane war vorhanden oder vielmehr ein Balkon oder eine Veranda, welche an der ganzen hintern Seite des Hauses hinlief, in der Mitte ihrer Länge aber durch einen breiten Holzverschlag in zwei Theile getheilt

war, von denen der eine Theil zur südlichen Wohnung, der unseres Polytechnikers, der andere zum nördlich gelegenen Theile dieses Stockwerks gehörte. Wer da wohnte, wußte Mutter und Sohn nicht, es kümmerte sie auch wenig; bekannte Leute waren es auch nicht, oder sonst Jemand, der einen nachbarlichen Verkehr gewünscht, denn sonst hätten ja die Bewohner des nördlichen Theiles, die später eingezogen waren, einen Besuch machen können. Dieß unterblieb jedoch, und Alles, was man von den Nachbarn erfuhr, war, daß es sehr stille und zurückgezogene Leute sein müßten, die selbst im Frühling und Sommer, wenn die Knospen anschwollen und aufplatzten, und die grünen Blätter hervordrangen, jetzt vor der Altane ein wonnig grünes Blättermeer bildend, oder auch später, wenn sich die mächtigen Kastanienbäume mit ihren weißen und rothen Blüten schmückten, so daß sie aussahen wie riesige Weihnachtsbäume — oder gar noch später, wenn die Linden namentlich in der stillen Nachtzeit ihren himmlisch süßen Duft aushauchten, nie auf der Altane hören oder sehen ließen. Das Letztere wäre allerdings schwierig gewesen; denn der existirende, vorhin erwähnte Bretterverschlag, welcher die Terrasse in zwei Theile trennte, war über Manneshöhe, so daß man nicht über ihn hinwegsehen konnte, und obendrein hatte die Mutter unseres Polytechnikers ihre Seite mit einer lebendigen Hecke geschmückt, bestehend aus Epheu und Schlingrosen, die sie wie leibliche Kinder hegte und pflegte. Die Frau hatte eine merkwürdige Leidenschaft für Baumblätter, Blüten und Blumen, und diese Eigenschaft war auch auf ihren Sohn, unseren jungen Architekten, übergegangen. Schon als kleines Kind konnte er stundenlang dasitzen, den leise rauschenden Blättern der alten mächtigen Bäume lauschend und sich ihres kräftigen Wachsthums erfreuend. Ja im Frühjahr trieb er förmliche Knospenstudien, und aldann war sein erster Gang an jedem Morgen auf die Terrasse, um zu sehen, welche Partie der langsam aber doch sichtlich treibenden Bäume sich zuerst und schneller entfalte.

Das hat wirklich einen eigenen Reiz, und es ist gerade so, als wenn man das langsame Sichentfalten kleiner, lieber Kinderwesen betrachtet. Wie dort, so ist auch hier eine liebliche, streng eingehaltene Reihenfolge. Betrachtet man die Zweige eines Baumes, wie sie heute

noch nackt, kahl, gerade, ohne jede Regung des Lebens unter einem kalten Nord- oder Ostwinde erzittern, und wie sie kurze Zeit darauf, beim Hauche einer linden West- oder Südströmung leicht erschauernd, förmlich beginnen tief aufzuathmen, daß die Knospen langsam zu schwellen anfangen, wie die von warmen Trieben durchströmte wogende Brust eines jungen Mädchens, dann ist es gerade, als schäme sich der Baum seiner Entwicklung, und wenn man ihn von Weitem betrachtet, hat er sich wie mit einem duftigen Schleier umhüllt, dessen anfänglich trübdunkle Farbe sich nach wenigen Tagen lichter färbt, einen zarten röthlichen Schimmer annimmt und endlich in grüne Töne übergeht, wenn gewöhnlich nach einer einzigen Nacht, wo ein süßer, warmer Regen wie mit feuchten Lippen die Knospen berührt hat, alle die zarten Blättchen wie von zarter Sehnsucht getrieben jauchzend ihre Hülsen sprengen, und wie mit zarten Fingerchen die würzige Luft umarmen. Viel zu rasch entwachsen sie alsdann ihrer Kindheit und scheinen das mit Thränen zu beweinen, die Blätter entrollen sich fast sichtbar, erstarken, und unter ihrem Schutze treibt dann die würzige Blüte hervor.

Stundenlang konnte unser Polytechniker dem süßen Treiben und Drängen der Knospen zuschauen, und es war für ihn die liebste Zeit, wenn sich auf ihren Spitzen der erste rosige Schimmer zeigte; dann versank er in ahnungsvolle Gedanken, und da er Phantasie hatte, so war es ihm möglich, sich eine Vorstellung zu machen von den Gedanken irgend welcher Knospe, von den Hoffnungen, welche die Schlummernde erfüllen und von ihrer Enttäuschung, wenn sie nun, so rasch in's Leben eingetreten, von einem kalten Nachtwinde unsanft berührt wurde. Oft, wenn an einem heiteren Frühlingstage sich die Tausende von Knospenaugen, durch einen warmen Sonnenstrahl wachgeküßt, vertrauensvoll geöffnet hatten, und dann plötzlich aus dunkeln, frostigen Wolken, welche die versinkende Sonne rasch zu verdrängen schienen, eisiger Lufthauch über die Erde hinstrich, so fühlte er für sie wie für wirklich lebende Wesen und konnte sich lebhaft den Augenblick vorstellen, wo es ihm eine Seligkeit sein würde, eine menschliche, fühlende Herzensknospe, die sich ebenfalls rasch und warm erschlossen an seiner Brust, vor den Stürmen dieses Lebens zu beschützen. — Das blieb ihm freilich ziemlich

lange räthselhaft und unerklärlich und er war, wie Eingangs bemerkt, achtzehn Jahre alt geworden, ohne zu irgend einer richtigen Erkenntniß gekommen zu sein, daß es außer den Knospen an den Bäumen vor seiner Altane auch noch andere gäbe, deren Anschwellen und Entfalten man mit einer unbeschreiblichen Seligkeit geistig und leiblich zulauschen könne.

In dem Miethvertrag, den seine Mutter mit dem Hausherrn geschlossen, war auch für sie ausnahmsweise der Zutritt in den Garten gestattet worden, eine Bedingung, von der übrigens die gute Frau den allermäßigsten Gebrauch machte; sie zog es vor, auf ihrer Altane zu sitzen, dort das Spinnrad schnurren zu lassen, und über die sich bildenden Fäden und das drehende Rad hinweg freundliche Blicke zu senden auf die grünen Laubmassen, auf die Blumen und Blüten.

Unser junger Architekt dagegen nutzte den eben angeregten Paragraphen des Miethkontraktes ziemlich aus, und saß träumend und mit seinen Büchern beschäftigt täglich stundenlang, soviel als ihm seine Zeit oder das Wetter erlaubte, in einer etwas verwilderten Geisblatt- oder Rosenlaube, die für seinen poetischen Sinn eben durch das luftige Durcheinander der Ranken etwas Malerisches hatte. Da konnte er sich im Frühlinge, im so oft gepriesenen wunderbaren Wonnemonat, träumend zurücklehnen an die alte Holzbank, und hinaufschauen in das Gewirr und anscheinend regellose Netz- und Flechtwerk der phantastisch geformten Zweige, die so still und verstohlen anfingen, sich nach einer warmen Regennacht mit Trieben und Knospen auszuschmücken. Bald hier bald da erschienen die röthlichen und hellgrünen Punkte, und unter dem Gezwitscher eines glücklichen Vogels, der heiter sein Frühlingslied in die blaue würzige Luft hinaufschmetterte, vollbrachten die glückseligen Knospen ihre süße Wandelung: die kleinen Blättchen strebten gegen einander hin, berührten sich weich und innig, während sie sich langsam aufrollten, umschlangen einander, tauschten unter dem Wehen eines träumerischen Nachtwinds Kuß um Kuß, und waren vielleicht in ihrer Unschuld selbst verwundert, als nun kurze Zeit darauf aus ihrem geöffneten Herzen die wunderbar duftigen Blüten hervorbrachen. — Wer hätte das gedacht? Das war so leicht und still vor sich gegangen, und sie hatten so gar nichts dazu gethan als gänzlich unwissend ein

wenig zusammengekost, wovon eigentlich der Nachtwind die Hauptursache war; hatte er allein doch ihre Bekanntschaft angeregt und vermittelt, war er es doch gewesen, der ihnen eigenthümliche Melodieen vorsummte, während sie sich schlaftrunken und träumend auf- nnd abwiegten.

Ja der Hauch einer Frühlingsnacht hat etwas wunderbar Ergreifendes für das Menschenherz, namentlich wenn man den Blick versenkt in frischgrüne Blätter und aufspringende Blütenknospen, besonders aber, wenn dazu der Mond sein silbernes Licht herabgießt, wenn er unser Gesicht berührt mit seinem milden, Sehnsucht erweckenden Schein, wenn er Schatten und Lichter bildet, die uns so unbeschreiblich anziehen, die unsere feuchten Lippen öffnen um Knospen und Blüten zu suchen.

Besonders aber ergreift uns der Hauch einer Frühlingsnacht mit Mondschein und schwellenden Knospen, wenn wir achtzehn Jahre alt sind und es nicht verschmähen, Blumenduft und Mondlicht auf unser empfängliches Herz einwirken zu lassen.

So erging es unserem Polytechniker an einem gewissen Abend im Mai, und er erinnerte sich noch nach Jahren des Datums und der Stunde. Eine verliebte Nachtigall hatte gerade ihr süßes buhlerisches Lied gesungen, und als sie nach dem lockenden, lang anhaltenden Schlag mit einem jauchzenden, jubilirenden Schmettern schloß, war es dem Zuhörer nicht anders, als könne er noch einmal so tief als bisher aufathmen, und dabei hatte er ein wunderbares Gefühl, als müsse ihm in der nächsten Zeit etwas Unerhörtes und sehr Angenehmes begegnen.

Und das begegnete ihm auch wenige Tage nachher, als er gerade mit einem älteren Bekannten nach dem Schluß einer sehr anregenden Vorlesung über Architektur durch die Straßen der Stadt spazieren ging. Der Professor hatte docirt über den gothischen Baustyl und hatte ihn mit einem emporstrebenden Pflanzenorganismus verglichen, dessen kunstvoll in einander verwobene Zweige oben in den Spitzen mit aufwärts blickenden, schwellenden Knospen und reichen Blumen endigten. Der ältere Bekannte unseres jungen Freundes knüpfte an den eben gehörten Vortrag noch einige richtige Bemerkungen über Stein-

und andere Knospen und schloß dieselben, indem er vom Theoretischen in's Praktische überging und seinen Begleiter auf ein Paar junge Mädchen aufmerksam machte, die in das Gespräch vertieft so unbekümmert gerade ausgingen, daß unsere beiden jungen Leute ihnen Platz machen mußten, um einen Zusammenstoß zu vermeiden. So unvorhergesehen war diese Begegnung, daß sich das Erschrecken des einen der jungen Mädchen durch eine aufflammende Röthe seines Gesichts kund gab, als es plötzlich aufblickend und fast zurückprallend in das erstaunte Gesicht unseres jungen Freundes blickte, das andere half sich damit, daß es seitwärts schauend rascheren Schritts vorüberging.

„Ihr Blick Dir zugewendet
War Blitz und Schlag zugleich,"

sagte lachend der ältere Begleiter, indem er in das Gesicht seines Freundes blickte, der wie auf der Stelle festgebannt den Beiden nachschaute.

„Hätte ich doch nie geglaubt," sagte dieser endlich nach einer langen Pause, „daß es in unserer Stadt ein so reizendes Geschöpf gäbe; wie mich das überrascht und verwirrt hat. — Kennst Du sie?"

„Wer kann Alles das kennen?" entgegnete der Andere achselzuckend, „dem Aeußern nach scheinen es mir ein Paar kleine Putzmacherinnen zu sein, doch erinnere ich mich nicht, sie je gesehen zu haben."

„Warum denn auch gleich ein Paar Putzmacherinnen?" entgegnete unser junger Freund verdrießlich.

„Nun für ein Paar Gräfinnen wirst Du sie trotz all' Deiner Unschuld doch auch nicht gehalten haben? ich rathe auf ein Geschäft mit der Nadel und glaube nicht, daß ich mich darin täusche. Töchter stiller Beamtenfamilien sind es nicht, die wären schwerlich so unbefangen plaudernd über die Straße gegangen, hätten ein Paar beachtungswerthe Polytechniker wie wir schon früher bemerkt, und wären uns wahrscheinlich in einem koketten Bogen ausgewichen."

„Deine Ansicht ist nicht unrichtig und spricht zu Gunsten dieser Beiden."

„Dem Theater gehören sie auch nicht an. Die sich dort Künstlerinnen nennen, kenne ich so ziemlich; Gesangschülerinnen gehen nie ohne

Notenhefte aus, und Tänzerinnen pflegen bei ihrem zierlichen Gange etwas mehr ihre Röcke zu bewegen, auch die Füße auffallend auswärts zu setzen, wären auch bei unserer Begegnung nicht erschrocken, ebensowenig auf die Seite gewichen, sondern hätten uns mit stolz erhobenem Haupte zu diesem Manöver genöthigt — es sind Putzmacherinnen," fügte der ältere Begleiter des jungen Polytechnikers mit großer Entschiedenheit bei.

„Warum können es nicht Bürgerstöchter sein?"

„Diese sind selten an Werktagen zwischen zwölf und ein Uhr sichtbar; als häusliche deutsche Jungfrauen beschäftigen sie sich stillgemüthlich um diese Zeit am Kochherde — mit Ausnahme von Sonn- und Festtagen, wo die Musik der Wachparade und glänzend anziehende und bezaubernde Lieutenants sie zu einer Promenade verlocken — ich wiederhole Dir, es waren das ein Paar Putzmacherinnen, aber in der That beachtenswerth."

„Meinetwegen denn, seien es Putzmacherinnen; aber ich kann Dir sagen, der Anblick der einen hat einen merkwürdigen Eindruck auf mich gemacht."

„Ganz wie ich vorhin zitirte:

Ihr Blick Dir zugewendet
War Blitz und Schlag zugleich."

„War sie nicht auffallend schön? ja was noch mehr ist, von einer ergreifenden Lieblichkeit? Blick' dorthin und betrachte wenigstens ihren leichten, elastischen Gang — wie sie uns entschwebt gleich einem schönen Traum."

„Es ist doch die auf der linken Seite, die mit dem hellgrauen Kleide?"

„Natürlich ist es die," erwiederte der Andere entrüstet, „wie kann man nur die beiden Mädchen einen Augenblick verwechseln; die Andere tappt schwer und plump daher, während jene leicht wie auf Rosen schreitet; jene hat schon in ihrem Aeußeren etwas ganz Gewöhnliches, während sie, die ich meine, wie von einem leichten Schein der Verklärung umgeben ist."

„Wie alt bist Du eigentlich?"

„Achtzehn Jahre vorüber, doch das thut nichts zur Sache. Hast

Du den seelenvollen Blick ihres Auges bemerkt, sahest Du die unbeschreiblich duftige Röthe, welche über ihr Gesicht flammte, als sie fast anprallte an so ein Paar plumpe Gesellen wie wir sind?"

„Erlaube mir, dieses Prädikat weder für mich noch für Dich in Anspruch zu nehmen, Du bist doch ziemlich wohlgebaut, aber ich verzeihe Dir Deine Uebertreibung in jeder Richtung."

Unser junger Polytechniker blickte mit schwärmerischem Blicke die Straße hinab, an dessen Ende das halbgraue Kleid eben um die Ecke verschwunden war, dann senkte er nachsinnend seine Augen auf die Trottoirplatten, über die so eben ihre Füße gewandelt, und es hätte ihn gar nicht gewundert, wenn dort leuchtende Spuren derselben zurückgeblieben, oder wenn jeder ihrer Schritte von einem duftenden Rosenblatte bezeichnet gewesen wäre.

„Welch' himmlisch süße Knospe!"

„Zu Studien allerdings geeigneter," sagte lachend sein Begleiter, „als ihre steinernen Schwestern der gothischen Architektur, über die ich soeben das Glück hatte Dich unterhalten zu dürfen; aber nimm mir nicht übel, mein Freund, ich verstehe die jetzige jüngere Generation nicht mehr; dazumal, als ich achtzehn Jahr alt war, es ist freilich noch keine Ewigkeit her, hätte ich mich auf dem Absatze umgewandt, um wenigstens zu sehen, wo und wie meine Schöne wohne."

„Das wäre auffallend gewesen und deßhalb unzart, und ich kann Dich versichern, dieses Mädchen hat einen solch merkwürdigen Eindruck auf mich gemacht, daß ich vor dem Gedanken zurückbeben würde, in ihren Augen gemein und aufdringlich zu erscheinen — so eine herrliche Mädchenknospe. Gib mir wenigstens zu, Du prosaischer Mensch, daß sie auffallend schön war."

„Mir ist ihre Schönheit nur durch Deinen Enthusiasmus bemerklich geworden, sonst wäre sie mir wahrscheinlich entgangen, immerhin aber will ich nicht abstreiten, daß sie ein Engel sein kann. Doch sei zufrieden, daß der Geschmack verschieden ist. Was würde daraus erfolgen, wenn auch ich so begeistert durch ihren Anblick geworden wäre?"

„Vielleicht ein Zweikampf auf Leben und Tod," sagte der Andere in allem Ernste, doch setzte er stilllächelnd zu sich selbst redend hinzu, „jetzt weiß ich doch, warum ich lebe und träume."

Bald darauf trennten sich die Beiden, und der ältere sagte zu seinem jüngeren Freunde: „Du magst immerhin ein Bischen schwärmen, das bringt Deiner Jugend keinen Schaden, nur vergiß mir über der lebenden Knospe der steinernen nicht, sie hat auch ihre Schönheit.“

„O unbesorgt, ich werde aller Knospen gedenken.“

Das that er denn auch, und als er am Abend wieder in seinem Garten saß in der Laube, und zu den wild durcheinander gewachsenen Ranken hinaufschaute, betrachtete er die Knospen dort und die durchschimmernden Blütenblätter schon mit viel besserer Erkenntniß, und da er bemerkte, daß anschwellende Rosenknospen aussahen wie verlangende Lippen, kam eine bisher unbekannte Klarheit in seine Träume und seine Phantasieen gestalteten sich zu einem System.

Diesem System, aus welchem er sich einen festen Plan bildete, folgend, befand er sich am andern Tage genau um dieselbe Stunde, in der er gestern die beiden Mädchen gesehen, wieder an der gleichen Stelle, auf eine abermalige Begegnung hoffend, doch war ihm das Glück weder heute, noch morgen, noch übermorgen günstig. Es erging ihm wie so manchem Andern, daß sein emsiges Streben keine Früchte trug, sondern daß er Alles dem Zufall verdanken sollte, und nachdem er verschiedene Tage nacheinander vergeblich stundenlang die Stelle auf- und abgetreten, wo er damals leuchtende Fußstapfen und Rosenblätter zu sehen geglaubt, geschah es eines Morgens, daß er, an keine Begegnung denkend, dem Hörsaale zuschritt, träumend den Blick auf den Boden gesenkt, mit einem Male, als er seine Augen zufällig erhob, das junge Mädchen, nach welchem er sich so lange gesehnt, dicht vor sich gehen sah. Wie schlug ihm das Herz, ja so auffallend stark, daß es ihm fast den Athem zersetzte, und er einen Augenblick stehen blieb um sich zu sammeln und sein Gefühl zu zügeln, das ihn zu rascheren Schritten antreiben wollte, damit er, an ihr vorübergehend, seine Seele in ihr süßes Gesicht versenke. Er hielt sich gewaltsam zurück, da es ihm nicht schicklich erschien an ihr vorüberzustürzen, und weil er seiner selbst nicht sicher genug war, um nicht die Befürchtung zu hegen, er bleibe auf einmal vor ihr stehen, irgend welche unpassende Worte stammelnd, was ihm doch hier auf offener Straße als unangemessen vorgekommen wäre, und doch mußte er sie sehen, langsam und mit Bedacht,

wozu er als das Passendste erachtete, daß er, wie gleichgültig vorübergehend, einige Dutzend Schritte vor ihr seinen Plaid, den er malerisch auf der Schulter trug, auch so malerisch als möglich von der Schulter herabgleiten ließ, um, diesen aufhebend, alsdann stehen zu bleiben und ihr in's Auge zu schauen. Vielleicht gedachte er auch jenes jungen Kavaliers aus der Zeit der Maiden-Queen, der an einer nassen und feuchten Stelle seinen Mantel zu den Füßen der Königin fallen ließ, damit sie, wie auf einem Teppich, darauf hinschreite, was ihrer Majestät Herz ganz besonders gerührt. Da es in der Nacht geregnet hatte, so war eine nasse Stelle allenfalls aufzufinden, doch sind wir nicht im Stande genau anzugeben, ob der Plaid gerade an einer solchen herabglitt. Daß er aber herabglitt ist Thatsache, ebenso daß unser junger Architekt in diesem Augenblicke stehen blieb, sich umwandte, um zu sehen, daß das junge Mädchen hinter ihm verschwunden war — unergründliches Mißgeschick! — Tücke des Schicksals, die wenigstens das Gute für ihn hatte, daß er sich fest vornahm, bei einer nächsten Begegnung nicht wieder vorauszueilen, auch nicht wieder seinen Plaid malerisch herabgleiten zu lassen, sondern das junge Mädchen fest im Auge zu behalten, bis er einen Blick mit ihm getauscht.

Am andern Morgen war ihm denn auch das Glück fast auf der gleichen Stelle günstig, und da er dießmal nicht wieder mit zu Boden geschlagenen Augen einherging, sondern eifrig vor sich hinspähte, so sah er das junge Mädchen frühzeitig genug, um, ohne seine Schritte plötzlich zu beschleunigen, unbefangen an ihr vorüberkommen, dann unbefangen vor einem Bilderladen halten und ebenso unbefangen, während er dort ein Paar Kupferstiche betrachtete, in ihr Antlitz schauen zu können, als sie vorbeiging.

„Ach, wie schön sie ist!" dachte er in der Tiefe seines Herzens bewegt, „schöner wie irgend ein Mädchen, das ich bis jetzt gesehen." Und daß sie in der That schön war, müssen wir eingestehen, ohne deßhalb eine Schilderung ihrer Schönheit zu versuchen. Der geneigte Leser kennt schon irgend ein weibliches Wesen, dem sie hätte ähnlich sehen können, und deßhalb wollen wir nur noch hinzufügen, daß sie wie eine Knospe war, die eben im Begriffe ist, sich einem süßen Sonnenstrahl zu erschließen.

Bemerkt schien sie ihn heute übrigens noch nicht zu haben, auch am folgenden und nächstfolgenden Tage, wo er zur gleichen Stunde am Bilderladen stand, und dort irgend eine Landschaft mit dem innigsten Interesse zu beobachten schien. Gleichmuthig blickte sie vor sich hin, als ob es weder Bilderläden gäbe, noch einen jungen, schlanken Polytechniker, der sie mit innigem Blick herankommen, vorübergehen und um die nächste Ecke verschwinden sah.

Endlich am fünften oder sechsten Tage, wir wissen das nicht mehr so ganz genau, warf sie einen gleichgültigen Blick auf die Kunstschätze des Bilderladens und blieb dann einen Moment stehen, um irgend eine kleine Photographie anzuschauen, und zwar das Bild eines jungen Bauernmädchens, das mit einer Schürze voll Gras vom Felde heimkehrt, zur Seite eine schlanke Ziege, die lüstern einen Grashalm entwendet.

Als das junge Mädchen hierauf weiter gegangen war, heftete er sein Auge mit einer Innigkeit auf die kleine Photographie, als habe jenes etwas von seinem seelenvollen Blick auf die junge Bäuerin übergestrahlt. Ja er fand sogar eine Aehnlichkeit zwischen Beiden, weßhalb er das Bildchen augenblicklich kaufte mit der noch nicht ganz klaren Absicht, es entweder für sich zu behalten oder es ihr einstens anzubieten.

Am selben Tage traf er seinen ältern Bekannten, der ihm das Studium der steinernen Knospen anempfohlen, und da er sein übervolles Herz nicht verschließen konnte, so erzählte er seine vergeblichen Versuche, welche Mittheilung ihm die nicht ganz unwichtige Bemerkung eintrug, daß er sich im Grunde sehr ungeschickt benommen, und daß er sein überaus schüchternes Wesen in eine anständige Dreistigkeit verwandeln müsse, um zu irgend einem Ziele zu gelangen.

Diesen Rathschlägen, so viel es ihm möglich war, folgend, kam er doch seinem ersehnten Ziele, mit dem jungen Mädchen auch nur ein Paar Worte zu wechseln, nicht im Geringsten näher. Darin hatte sein Freund recht gehabt, daß sie eine Putzmacherin sei: sie arbeitete in einem großen und sehr gut renommirten Geschäfte, war aber nicht im Laden desselben beschäftigt, was indessen für den jungen Polytechniker sein Gutes hatte, da er so nicht in den Fall kam, durch häufige Be-

suche dieses Ladens und daraus erfolgten Ankäufen von allerlei unnöthigen Dingen seinen Geldbeutel zu ruiniren.

Alle seine Versuche, irgend eine Bekanntschaft mit ihr anzuknüpfen, waren bis jetzt vergeblich gewesen. Daß sie auf den hübschen jungen Mann, der so unaufhörlich ihren Weg durchkreuzte, endlich aufmerksam geworden war, ist nicht zu läugnen, und ebensowenig können wir annehmen, daß sie seine Blicke nicht verstanden, mit denen er sie betrachtete, und die bald einen Ausdruck der innigsten Liebe strahlten, bald zum Erschrecken finster und schwermüthig waren, ohne daß dagegen die ihrigen auch nur im Geringsten ein freundliches Einverständniß verriethen. Bei seiner übergroßen Schüchternheit hatte er das Uebermögliche gethan, sie ein paarmal auf's Ehrerbietigste mit abgezogener Mütze anzureden, ohne daß sie ihm jedoch nur die geringste Antwort gegeben hätte. Ja bei solchen Gelegenheiten blickte sie so kalt und unbefangen neben ihn hinaus, als sei er ein Schatten, ein wesenloses Etwas oder dergleichen.

Daß diese Behandlung nicht dazu gemacht war, die Flamme seines Herzens zu ersticken, versteht sich von selbst, und je weniger es ihm möglich war, von ihr ein Wort oder auch nur einen Blick zu erhaschen, um so heißer und unbezwinglicher ward seine Liebe.

Daß er an den schönen Frühlingsabenden stundenlang auf dem Söller saß, und in den Mond blickend nur an sie dachte, verstand sich ebenso von selbst, als daß er Liebeslieder dichtete und Lieder ohne Worte empfand, wenn er auch nicht im Stande war, die Ersteren niederzuschreiben, die Letzteren zu komponiren. Ach wenn er die Tausende von jungen Blättern und Trieben betrachtete, die sich naturgemäß aus ihren Knospen entwickelten, so konnte und wollte er nicht begreifen, wie die heiße Liebe, die sein Herz erfüllte, nicht im Stande sein sollte, auch ihre Gefühle knospenhaft anschwellen zu lassen.

Die Ansichten seines älteren Freundes, die etwas unpoetisch waren und zu durchgreifenderen Maßregeln riethen, ließen ihn mit seinem zarteren Gefühle des Gegenstands seiner Liebe nicht gerne gegen ihn erwähnen, und doch konnte er Anspielungen auf verfehlte Hoffnung, auf zerstörtes Lebensglück und ähnliche schauerliche Dinge zuweilen nicht unterlassen, die aber sein älterer Freund trocken hinnahm, indem

er ihm achselzuckend entgegnete, „wem nicht zu rathen ist, dem ist nicht zu helfen; Du bist ein unpraktischer Schwärmer und willst mir nicht glauben, daß unpraktische Schwärmerei bei den jungen Mädchen durchaus nicht beliebt ist. Ich habe nichts dagegen, daß ein kleines Verhältniß so anfängt, als Ouverture, ehe sich der Vorhang erhebt, dann aber muß es zu irgend einer Handlung kommen."

„Ich habe gehandelt, wie es mir mein Herz eingab."

„Du hast schüchtern gefragt, ob es Dir nicht erlaubt sei, die junge Dame ein Paar Schritte begleiten zu dürfen, oder Du warst anständig genug, den Wunsch auszusprechen, sie im Hause ihrer Eltern besuchen zu dürfen."

„Ja, das that ich und erhielt keine Antwort, keinen Blick."

„Schön, worauf Du mit verlegenem Blick Deine Mütze wieder aufsetztest — die Du doch abgezogen in der Hand hieltest," fragte der ältere Freund mit einem Lächeln, „stehen bliebst und sie, schmerzlich bewegt und im Innersten gekränkt, davon flattern sahst ohne ihr nachzueilen, und an ihrer Seite wandelnd Deine Bitte ein paar Dutzendmal zu wiederholen."

„Das kann ich nicht — das widerstreitet meinen Gefühlen, es würde sie bloßstellen und ihre Abneigung gegen mich noch vergrößern," setzte der junge Polytechniker seufzend hinzu.

„Das ist wahr aber unpraktisch — weißt Du, wo sie wohnt?"

„Leider nein; in dem Hause, wo sie arbeitet, konnte ich doch unmöglich darnach fragen, und daß ich ihr einigemale gefolgt bin, brachte mich meinem Zwecke nicht näher; bald verschwand sie mir in irgend einem Hause und kam auch nach stundenlangem Warten nicht mehr zum Vorschein, bald schloß sie sich andern Mädchen an, die ihr begegneten, kehrte auch wohl lachend und plaudernd mit diesen zurück, und ich wäre mir förmlich lächerlich vorgekommen, es ebenso zu machen und ihr wiederum zu folgen. — Gestern hoffte ich schon, es würde mir besser gehen, denn denke Dir meine Freude — ich folgte ihr sehr von weitem und sah sie endlich in unser eigenes Haus eintreten."

„In das Vorderhaus?"

„Ja. Du kannst Dir denken, mit welchen Schritten ich die Straße hinabflog."

„Und als Du endlich bei Dir selbst anlangtest, war sie hinten durch den Garten schon wieder entflogen?"

„So war es, und ist das nicht trostlos? O sie wußte, daß dort ein Durchgang war, und wählte ihn um mir zu entgehen — also sie flieht mich und Du wirst mir zugeben, daß ich keine Hoffnung mehr habe."

„Nun so denke an die Inschrift an dem Eingang zur Hölle:

Laß alle Hoffnung hinter Dir."
(Voi ch'entrate lasciate ogni speranza.)

„Das wäre allerdings für mich eine Hölle," erwiederte der junge Polytechniker mit einem tiefen schweren Seufzer und einem so trostlosen Gesichtsausdruck, daß ihn der Andere kopfschüttelnd betrachtete, und zum ersten Male anfing einiges Mitleid für ihn zu empfinden. „Ja," sagte der Aeltere, „da ist allerdings guter Rath theuer."

„Nicht zu theuer für eine Million, wenn ich eine solche besäße, aber denke nach, überlege, gib mir einen guten Rath um unserer Freundschaft willen."

Der Andere schien in der That, während sie so dahin gingen über diesen verzweifelten Fall nachzudenken, er blickte auf den Boden nieder, er schüttelte ein paarmal mit dem Kopfe, er faßte an seine Stirne, wie man bei solchen Veranlassungen zu thun pflegt, dann stand er plötzlich still und fragte: „Hast Du einen Regenschirm?"

„Laß Deine Possen, wozu die Frage?"

„Es sind das keine Possen; sage mir, hast Du einen Regenschirm oder hast Du keinen, eine Frage, die ich mir übrigens selbst beantworten könnte, denn bei Euch ist der Plaid Mantel und Regenschirm."

„So ist es — auch zuweilen Fußteppich," setzte er mit einem schwärmerischen Nachdenken hinzu.

„So kaufe Dir ein hübsches Instrument der oben erwähnten Art, einen anständigen Regenschirm, und stelle Dich an einem regnerischen Tage auf die Lauer, daß heißt, es sollte ein Tag sein, wie man sie im Frühjahre zuweilen findet, wo ein impertinenter Regenguß wie ohne alle Vorrede plötzlich aus heiterem Himmel über uns hereinbricht. Hast Du alsdann Glück, woran ich nicht zweifle, so wird sie Dir erscheinen, ängstlich und unentschlossen auf die fallenden Regentropfen

blickend, und das ist der Moment, wo Du Dich, eingewickelt in Deine ganz natürliche Liebenswürdigkeit, ihr zu nähern hast, und ich wette alsdann zehn gegen eins, sie läßt sich von Dir nach Hause begleiten. Sorge übrigens dafür, daß Dein Regenschirm selbstredend von Seide aber nicht von auffallender Farbe ist, auch einschläfrig, wie man zu sagen pflegt, damit Ihr dichter zusammen gehen müßt. Du bietest ihr galant Deinen Arm, sie nimmt ihn an —

Er seufzt Schönste, sie spricht Liebster,
Bald heißt's Bräutigam und Braut.

Hast Du mich verstanden? hast Du meine Idee in Dich aufgenommen?"

„Vollkommen," rief der junge Polytechniker erfreut, „nimm meinen herzlichen Dank dafür, ich bin überzeugt, so kann mir geholfen werden."

„Wie weit Dir damit geholfen ist, weiß ich nicht," entgegnete der Andere in trockenem Tone, „probat ist aber das Mittel, darauf kannst Du Dich verlassen, doch da es Dir neu war, reut mich's fast, es Dir mitgetheilt zu haben."

Damit trennten sie sich, und unser junger Freund kaufte sich noch am selben Tage einen seidenen Regenschirm von dunkelgrüner Farbe, und blickte nun hoffend jeden Morgen auf den blauen Himmel und auf die Wetterfahnen, ob sie nicht so freundlich sein wollten etwas Westwind anzuzeigen.

Um der Wahrheit die Ehre zu geben, müssen wir leider gestehen, daß das Experiment mit dem Regenschirm so günstig von Statten ging, als er es sich nur wünschen konnte. Freilich hatte er manche Stunde an der Ecke gewartet, bis sich der ersehnte Regenguß einstellte, dann kam er aber auch so überwältigend und so plötzlich, daß das erschrockene junge Mädchen nicht anders konnte, als das schützende Dach und seinen Arm anzunehmen. Glücklicher Weise wehte ihnen noch ein heftiger Wind gerade in's Gesicht, weßhalb er den Regenschirm tief herabsenken mußte, und so die Beiden dicht aneinander geschmiegt wie in einem kleinen, behaglich lauschigen Stübchen zusammen dahin gingen, unbekümmert um den Wind und die prasselnden Regentropfen. Ach es war ein glückseliges Wetter, um eine Bekanntschaft so fest anzuknüpfen, daß

der hierdurch entstandene Knoten nicht leicht wieder zu lösen war — ein Wetter, wo man sicher war vor jeder Beobachtung und vor dem Anstarren neugieriger Augen; denn der Begegnende wie der ihnen Folgende hatte genug mit sich selber zu thun, um auf unser Pärchen Acht zu geben.

Er fühlte auf diesem Gange, so dicht und warm an ihrer Seite, die Wahrheit des Sprichworts, daß nur der erste Schritt auf irgend einer Bahn der ist, welcher uns Mühe verursacht; sind wir erst einmal im Geleise, so gehts munter vorwärts oder abwärts. Wagte er es doch schon in den ersten fünf Minuten, ihr die bittersten und süßesten Vorwürfe zu machen, daß sie so grausam gewesen sei, und ihm weder einen Blick noch viel weniger ein Wort geschenkt habe. Freilich gab sie ihm im ersten Augenblick allerlei Ausweichendes zur Antwort, ungefähr so: „aber mein Herr, die Verlegenheit, in die mich das Regenwetter versetzt, sollte Ihnen kein Recht geben so mit mir zu reden,“ oder: „Ihr Schutz, den ich nun einmal gezwungen bin anzunehmen, braucht Sie nicht zu veranlassen, mir Dinge zu sagen, auf die zu antworten ich nicht im Stande bin,“ oder: „Sie erwähnen da etwas, was ich durchaus nicht verstehe und — nicht verstehen darf.“

„O Sie dürfen, Sie dürfen,“ rief er hierauf dringend, indem er es wagte, ihren Arm fest an sein klopfendes Herz zu drücken — er ging nämlich auf ihrer rechten Seite, um sie besser vor dem Regen zu bewahren — „gewiß, Sie dürfen und Sie müssen sogar, da Sie gewiß der Versicherung meiner heißen und innigen Liebe Glauben schenken werden, einer Liebe, die so gewaltig ist wie dauernd, so heiß als rein, einer Liebe, die überglücklich wäre für einen kleinen, süßen Blick aus Ihren schönen Augen,“ — natürlicher Weise für den Anfang, dachte er bei sich selbst, denn wenn er ihre jetzt schalkhaft lächelnden, frisch rothen und schwellenden Lippen sah, so kamen ihm andere noch süßere Wünsche, und sein Blick verwirrte sich momentan dergestalt, daß er ihre zierliche Hand, die so allerliebst zwischen seinem Arme hervorblickte, faßte und sanft drückte, als wenn das nothwendig gewesen wäre, um sie auf die kleine Wasserlache aufmerksam zu machen, die sich vor ihren Füßen befand, und doch tappte er in die nächste dieser Wasserlachen mitten hinein. Das geschah aber, als sie ihm sagte,

daß er schon lange nicht unbemerkt von ihr geblieben sei, und daß sie ihm gerne — nein, das sagte sie ihm gerade nicht, sondern daß sie hätte abwarten wollen, wie lange er dieses komische Spiel forttreiben würde.

„An dessen glücklicher Lösung ich beinahe verzweifelte,“ gab er seufzend zur Antwort, worauf sie sagte: „und deßhalb lauerten Sie mir mit einem Regenschirm auf? Glauben Sie aber ja nicht, daß Sie Ihren Zweck erreicht hätten, wenn — —“

„Nun, wenn?“ fragte er dringend, als sie stockte.

„Nun, wenn ich nicht mit Ihnen hätte gehen wollen, lieber wäre ich durch und durch naß geworden.“

„So hätte ich in stummer Verzweiflung die Regentropfen beneiden müssen,“ erwiederte er, ohne sich dessen, was er sagte, in seinem vollen Umfange bewußt zu sein. Erst später fiel ihm schauernd ein, welch' ein gefährliches Bild er gewagt, als er die Regentropfen beneidet, von denen sie durch und durch genäßt worden wäre. Er mußte sich das Bild einer Rosenknospe vergegenwärtigen, die, an einem heißen Gewittertage halb geöffnet aufwärts blickend wie in träumerischer Sehnsucht, den ersten fallenden Regentropfen aufnahm und in sich hineinsaugte — ach und auch das junge Mädchen an seiner Seite, so reizend und frisch, so rund und warm, war so rosenknospenartig — glückselige Regentropfen!

— „Wenn ich nicht gewollt hätte,“ hatte sie gesagt. Diese Worte drangen in sein Ohr und hallten so gewaltig in seinem Herzen wieder, daß es fast seine Seele verwirrt und ihn zu unüberlegten Handlungen hingerissen hätte. Ja er beging sogar eine unüberlegte Handlung, eine Handlung, die man übrigens unter diesen Verhältnissen selten thut, wenn man sie vorher überlegt; denn als sie an einen breiten mit Regenwasser gefüllten Rinnstein kamen, ließ er sanft ihren Arm los, faßte sie leicht um die Taille und hob sie hinüber — frei, schwebend in der Luft hob er sie hinüber, weßhalb es begreiflich war, daß er sie fest an sich drücken mußte, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. — Wie glücklich würde es ihn gemacht haben, hätte dieser Rinnstein die Breite eines mäßigen Flusses gehabt. — Auch sonst noch allerlei Wünsche stürmten durch seine Phantasie, z. B. statt des ebenen Pflasters etwas Felsgegend mit rollenden Kieseln und Dornge-

strüpp, durch welches er sie auf seinen Armen wie ein kleines hülfloses Kind getragen hätte, ganz Paul und Virginie — und da er einmal an Felsgegend und Dorngestrüpp war, auch der beiden ebengenannten liebenden Kinder gedachte, so verwandelte sich das leicht in einen tropischen Urwald voll schwankender Palmen, duftender Blüten, wehender Schlingpflanzen, und da sich die Beiden zufälliger Weise verirrt hatten, auch die Nacht rasch hereinbrach, so suchte er ein stilles Plätzchen, wo sie sich auf weichen Rasen niederließen und dort ruhten, Eines innig in des Andern Auge blickend.

Der Urwald mit seinen Palmen, Blüten und Schlingpflanzen war nun allerdings unter dem schützenden Regenschirme nicht vorhanden, doch was bei dem nächsten sehr prosaischen Windstoße von seinen exotischen Träumereien übrig blieb war genug, daß er hätte laut aufjauchzen mögen: ein Blick aus ihrem schönen Auge, der tief in sein Herz drang und ihn mit zitternden Lippen nach ihrem Vornamen fragen ließ, während er hinzusetzte: „ich heiße Robert.“

„Und ich Frida,“ sagte sie mit niedergeschlagenem Blick, setzte jedoch leise hinzu, „was kann's aber nützen, daß wir unsere Namen austauschen?“

Diese Frage, welche aus dem Herzen kam, bezeugte ihr in der That unschuldiges Gemüth, und daß sie die Gefahren eines Austausches der Vornamen nicht kannte; daß aber in einem solchen Austausch Gefährliches liegt, wird uns Jeder, der sich in einem ähnlichen Falle befindet, wohl bezeugen. Ein Gegenstand unserer Liebe, dessen Namen wir noch nicht wissen, hat etwas Unbestimmtes, Körperloses, etwas ohne Halt, etwas nicht Greifbares. Sie, zu der wir unsere heißen Wünsche erheben, auch wenn sie in ihrem schönen harmonischen Ganzen lebhaft vor unserem Auge steht, bleibt doch immer für uns gewissermaßen ein Phantasiegebilde, so lange wir in Monologen, die an sie gerichtet sind, nicht ihren süßen Namen einschalten können, ja sogar unsere Hoffnungen erstarken daran; denn so lange wir nicht unserer süßen Frida gedenken können, vermögen wir uns auch nicht so recht lebhaft in die Süßigkeit des Gefühls zu versetzen, mit der wir den Arm um ihre Taille legen, sie sanft an uns drücken und ihr schmeichelnd in's Ohr flüstern „o meine Frida!“

Gerade so erging es auch unserem jungen Polytechniker. All' die goldenen, flatternden Träume, all' die phantastischen Fäden und Ranken unbekannter Wunderblumen, mit denen er bis jetzt arabeskenhaft das Bild des geliebten, namenlosen und unbekannten Mädchens umsponnen, zogen sich in feste Gebilde zusammen, in den Namen eines Wesens, das sich Frida nannte, an welches er nun seine glühenden Empfindungen in Worten und Gedanken richtete.

Fast unmerklich und sich selbst kaum bewußt, glitt er auch, nachdem er ihren Namen erfahren, über das förmliche Sie in's trauliche Du hinüber, und auch das ist eine der Gefährlichkeiten, die aus der Nennung eines Vornamens entstehen, besonders wenn man bei Regen und Wind mit dem Gegenstand seiner Neigung und unter einem Regenschirm spazieren geht.

„O Frida," sagte er dringend, „wenn ich nur einmal von Deinen süßen Lippen meinen Vornamen hören könnte," — ein Verlangen, das sie anfänglich kopfschüttelnd von sich abwies und erst nach langen Bitten so weit nachgab, daß sie „Robert" flüsterte ohne sonst noch ein Wort vorzusetzen.

Vielleicht hätte der ungestüme junge Mensch ihren feinen Lippen doch noch einen Artikel in dieser Richtung ausgepreßt, wenn nicht der Weg, den sie gemeinschaftlich machten, am Hause des jungen Polytechnikers sein Ende erreicht haben würde. Wie sie sich ohne Widerstreben dort hinführen ließ, sind wir im Augenblick nicht im Stande genau anzugeben, obgleich wir es von seiner Seite begreiflich finden, daß er die ihm so wohlbekannten Straßen einschlug, indem er dabei gedacht, sie werde ihm schon Zeichen geben, wenn sie rechts oder links abbiegen wolle. Als sie aber an der Thüre des Vorderhauses stand, da schämte er sich ordentlich, das geliebte Mädchen ohne eigentliche Absicht hierher geführt zu haben, und wäre nicht im Stande gewesen ihr zu gestehen, daß er in diesem Hause wohne. Sie blickten sich Beide zweifelnd an, worauf er jetzt erst fragte, ob sie ihm nicht erlauben würde, sie nach ihrem Hause zu begleiten? Leider war das Unwetter, ein Frühlingsregenschauer, vollständig vorübergegangen, und zwischen grauen zerrissenen Wolken lachte der blaue Himmel so freundlich hervor, daß es ferner für unser Paar ohne Aufsehen zu erregen unmöglich war, unter

dem kleinen Regenschirm gemeinschaftlich zu spazieren, weßhalb sie auch seine Frage ablehnend beantwortete.

„Aber ich sehe Sie wieder?“ bat er mit zärtlichem Tone. „Darf ich hoffen, morgen um dieselbe Stunde — und auch ohne Regenwetter?“

Wir müssen hiebei bemerken, daß, sobald der schützende Schirm und der herabstürzende Regen sie nicht mehr traulich einhüllte, er es nicht ferner wagte, sie mit Du anzureden, besonders da sie jetzt ihren Arm etwas hastig aus dem seinigen zog.

Sie schüttelte leicht mit dem Kopfe, indem sie entgegnete, das würde auffallend sein und sie in's Gerede bringen.

„So darf ich Sie vielleicht morgen Abend erwarten, wenn Sie nach Hause gehen, um auch zu erfahren wo Sie wohnen?“

Ein eigenthümliches Lächeln flog über ihre Züge, während sie ihn forschend betrachtete und alsdann sagte: „überlassen wir das dem Zufall, der uns vielleicht wieder zusammenführt, wenn es nicht besser ist, unsere kurze Bekanntschaft hier zu schließen.“

„O wie grausam Sie sind, nur so etwas auszusprechen,“ erwiederte er mit traurigem Blick, „also so leicht würde es Ihnen werden, mich nicht wieder zu sehen?“

„Das habe ich nicht gesagt — doch schauen Sie um sich,“ fuhr sie mit ängstlicher Stimme fort, „wie man nach dem warmen Regen überall die Fenster öffnet; es wäre mir nicht lieb, wenn man uns hier beisammen stehen sähe. — Leben Sie wohl und glauben Sie meiner Versicherung, daß ich auf den Zufall nicht böse sein werde, wenn er uns recht bald wieder zusammenführt.“

Nach diesen Worten, welche sie leise sprach, schlüpfte sie in die offen stehende Hausthüre und wäre im nächsten Augenblicke in dem dunkeln Gange verschwunden, wenn er nicht überrascht gefragt hätte, „aber Eines sagen Sie mir noch, wen besuchen Sie in diesem Hause?“

„O Niemand, der Sie interessiren könnte,“ gab sie lachend zur Antwort, „ich gehe zu einer älteren Frau, die mich sehr lieb hat und nach der ich häufig sehe.“ Damit war sie verschwunden.

„Daß sie dich liebt, begreife ich wohl,“ sprach er zu sich selber, indem er der nacheilenden schlanken Gestalt mit innigen Blicken nach-

sah, dann fuhr er fort, wie bei sich selbst erwägend, „wenn ich mein älterer Bekannter wäre, so würde ich ihr unbedingt folgen, um zu sehen, wo die Frau wohnt, zu der sie häufig geht und die sie so lieb hat.“ — Einen Augenblick schwankte er, es ebenso zu machen, wie es sein älterer Bekannter thun würde, „doch nein,“ setzte er entschlossen hinzu, „das hieße ihr Vertrauen mißbrauchen; sie hat mich auf den Zufall verwiesen, und auf seine Macht, die mir heute so günstig war, will ich auch mein ferneres Glück bauen.“ Ja er war so zartfühlend, daß er nicht einmal den Weg durch das Vorderhaus nahm, um in den Garten zu gelangen, wie er häufig zu thun pflegte, vielmehr ging er um das ganze Häuserquadrat herum und gelangte so in seine Wohnung, in deren engen und dumpfigen Zimmern er es mit seinem vollen Herzen nicht gut aushalten konnte, sondern auf die Terrasse hinaustrat, um den wunderbaren Duft einzuathmen, den nach dem erquickenden Regen alle Blätter, Blüten und Knospen aushauchten.

„Du warst recht im Regen,“ sagte die Mutter unseres jungen Freundes, „Dein Schirm ist durch und durch naß, und von Deinem Plaid laufen die dicken Tropfen hinab.“ Besorgt, wie sie immer um ihn und seine Sachen war, stellte sie den Schirm aufgespannt auf die Terrasse und warf seinen Plaid über die nachbarliche Scheidewand, dort sollte er trocknen, und that das auch recht bald unter den warmen, jetzt wieder hervorgebrochenen Sonnenstrahlen.

Nachdem er, am Rande der Altane stehend, heiße Grüße und Küsse nach allen Richtungen der Windrose hin versandt hatte, ging er mit dem beruhigenden Gefühle, daß sich wenigstens einer dieser stummen Zeugen seiner Liebe dorthin verloren haben müsse, wo sie weile, in sein Zimmer zurück, um seufzend seine Bücher vorzunehmen, und trockene Konstruktionen herzustellen und zu berechnen, wobei es ihm aber wiederfuhr, daß er im Spitzbogenstyl viel mehr weiche Rundungen anbrachte als erlaubt sind, daß die rasch entworfene steinerne Knospe eines Strebepfeilers gegen alle Regeln der Baukunst ganz das Ansehen einer halbgeöffneten Rose hatte, und daß die Zacken an eben diesem Strebepfeiler wie eine zierlich verschlungene Kette von lauter F erschienen.

Auf den Regen war ein heiterer Nachmittag gefolgt und diesem

ein wunderschöner Abend. Wie bezeugten Blumen und Blüten ihre Dankbarkeit für das erquickende Naß durch die lieblichsten Düfte, wie hauchten selbst die Blätter Wohlgerüche aus, wie bemühten sich sogar alle noch unentwickelten Knospen, ihre Hüllen zu sprengen und an diesem wunderbaren Maiabende in's Leben zu treten.

Unser Freund hatte seine Bücher zusammengeworfen, als er glaubte annehmen zu können, daß es nächstens im Zimmer zu dunkel werden würde, um ohne Gefahr für seine Augen weiter zu studiren, und begab sich auf die Altane. Er nahm einen Stuhl und setzte sich an die nachbarliche Scheidewand, wobei er mit wahrer Wonne sanft träumend dem Gewirr der Ranken zu folgen sich bestrebte, und seine Augen nur hie und da ruhen ließ, wenn sie auf eine besonders schön geformte Knospe fielen.

Die alte Frau, seine Mutter, war ausgegangen, doch ehe sie das Zimmer verließ, hatte sie ihn an seinen Plaid erinnert und ihn ermahnt, denselben, da er nun vollständig getrocknet sei, wieder herabzunehmen und hübsch ordentlich im Zimmer aufzubewahren. Daran dachte er jetzt, als er sich mit dem Kopfe an die nachbarliche Scheidewand lehnte und sein Haar den wollenen Stoff berührte. Er wandte den Blick aufwärts, um ihn sanft zu sich herabzuziehen. Da fühlte er einigen Widerstand, was wohl daher kommen mochte, daß sich die Fransen des Tuchs drüben in einen Nagel oder dergleichen verwickelt. Er zog etwas heftiger, ohne daß es etwas genützt hätte. Das Gescheiteste, was er deßhalb thun konnte, war, auf den Stuhl zu steigen, über die nachbarliche Scheidewand wegzuschauen, um zu sehen, wodurch das andere Ende seines Plaids zurückgehalten würde. Er konnte dabei auch nicht wohl fürchten gegen seine Nachbarn eine Indiskretion zu begehen, da anzunehmen war, es befinde sich Niemand von diesen auf der Terrasse; wenigstens hatte er keinen Laut vernommen, nicht den Tritt eines Fußes, noch ein gesprochenes Wort oder dergleichen — daneben mußten überhaupt Leute wohnen, die von der Annehmlichkeit einer solchen Terrasse, von dem Schauen in das Blättermeer des Gartens, durchaus keinen Begriff hatten, da sie so wenig Gebrauch davon machten.

Er rückte seinen Stuhl dicht an die Wand, er trat hinauf, beugte sich über die Scheidewand, und fuhr im nächsten Augenblick verwirrt,

fast erschrocken zurück, da er sah, daß die Terrasse nicht, wie er vermuthet, leer war, sondern so besetzt, wie er es in seinen kühnsten Hoffnungen nicht gedacht. —

Heftiger schlug ihm das Herz, als er seinen Kopf vorstreckte, um wieder hinüberzuschauen. Drüben an der Scheidewand stand ebenfalls ein Stuhl, und zwischen der Lehne desselben und dem Holzwerk, an welches dieselbe fest angedrückt war, stak sein Plaid. Auf dem Stuhle aber saß dasselbe junge Mädchen, an die er unaufhörlich gedacht, welche ihm sein Herz geraubt, die heute mit ihm unter dem Regenschirm gewandelt war — da saß sie, eine Knospe unter anderen Knospen. Sie hatte ihr Köpfchen rückwärts an die Scheidewand gelehnt und schlief. Dafür sprachen nämlich ihre geschlossenen Augen, ihre regelmäßigen Athemzüge und das sanfte Wogen ihres Körpers, welches er mit entzücktem Auge betrachtete — o diese Knospenstudie! Er hätte stundenlang, tagelang da hinabschauen mögen; zwar drängte es ihn gewaltig, sie mit einem süßen Wort aufzuwecken, aber er fand das richtige nicht; jedes, welches er hätte aussprechen mögen, erschien ihm prosaisch, unpassend, und doch konnte er nicht zurücktreten, ohne ihr ein Zeichen seiner Gegenwart gegeben zu haben ohne ihr zu sagen, wie glücklich ihm abermals der Zufall gewesen, wie er ihre Wohnung gefunden, und wie er vor Glück sich nicht zu fassen wisse, daß nur eine armselige Scheidewand ihn von ihr trenne. Das Alles wollte er ihr mit einem einzigen Blick sagen und war überzeugt, daß sie ihn verstände.

Er brach eine Rosenknospe ab, und, nachdem er sie geküßt, ließ er sie auf die Schulter des jungen Mädchens hinabfallen.

Sie schrak zusammen, blickte um sich, und wäre vielleicht des Glaubens geblieben, die Knospe, welche zwischen den Falten ihres weiten Ueberrocks verschwunden war, sei zufällig auf sie herabgefallen, wenn er sich hätte enthalten können leise ihren Namen zu rufen.

Da aber mochte ihr Alles wie ein Traum erscheinen, aber dem Ausdruck ihres Gesichtes nach wie ein süßer Traum. Sie sprang rasch empor, sie strich lächelnd ihr Haar aus der Stirne, und als er gar so herzig und rührend bat, blickte sie ihn nicht nur mit einem innigen Ausdrucke an, sondern reichte ihm auch ihre beiden Hände, deren

Fingerspitzen er mit seinen Lippen erreichen konnte, nachdem er sich so weit vorn übergebeugt, daß er fast über die neidische Scheidewand hinweg zu ihren Füßen gestürzt wäre. Dabei flogen die Antworten rasch hin und her, und es däuchte den Beiden der köstlichste Zufall, daß sie, schon lange nur durch eine Rosenhecke mit zahllosen Knospen getrennt, neben einander gewohnt hätten, ohne zu wissen, daß sie sich so nahe — so erreichbar seien.

Und dabei können wir nicht verschweigen, daß der ungestüme junge Mensch im Feuer des Gesprächs ihre Hände sanft an sich zog, und daß sie, um ihn nicht in der That herabstürzen zu sehen, nachgeben und sich ihm nähern mußte, was sie bewerkstelligte, indem sie auf den Stuhl stieg und die Beiden alsdann — — zwei frische verlangende Knospen, getrennt von unzähligen andern Knospen, über diesen, welche ihnen halbgeöffnet im Dämmerschein des Abends lustig zuzulauschen schienen, Mund auf Mund die wundervollsten Knospenstudien machten.

Der Blaubart.

Der Blaubart.

Es war einmal ein Kriegsrath und eine Kriegsräthin, die hatten drei Töchter und lebten in einer stillen Straße der Stadt, wo sie im dritten Stocke eines bescheidenen Hauses ein für kleine Verhältnisse anständiges Quartier hatten.

Der Kriegsrath war ein langer dürrer Mann, von dem man hätte glauben können, daß, als er ausgewachsen war, sein Hals noch einen ganz besonderen Schuß in die Höhe gethan habe; denn dieser Körpertheil war zu einer unverhältnißmäßigen Länge gediehen, so daß sein Kopf, obwohl er nicht unter der Größe eines gewöhnlichen Menschenkopfes war, doch verhältnißmäßig wie etwas zu klein gerathen aussah. — Die Kriegsräthin, obgleich nicht klein zu nennen, hatte mehr in die Breite zugesetzt und war eine runde behagliche Frau, bei welcher Essen und Trinken, sowie überhaupt alle Pflege, die sie sich angedeihen ließ, außerordentlich gut, ja sichtbar anschlug. Dazu trug wohl auch ihr Temperament Vieles bei, ihre beständige Gemüthsruhe, das heißt beständig in Frohsinn und Heiterkeit. Sie nahm die Welt wie sie war, begnügte sich mit dem was sie hatte, sagte nie Jemand etwas Böses nach, suchte vor allen Dingen die heitere Seite und hatte das Glück, über die geringsten Kleinigkeiten herzlich lachen zu können. Da sie nach dieser wahren Schilderung eine ausgezeichnete Frau war, die ihren Mann aufmerksam und sanft behandelte, seinen kleinen Schwächen nachsah, denn selbst eine Kriegsrath hat kleine Schwächen, ihre Kinder gut erzog, ihrem Hauswesen auf's Beste vorstand, so kann man sich denken, daß diese Ehe gleichfalls eine vortreffliche genannt werden konnte.

Daß sich der Kriegsrath und die Kriegsräthin in jeder Beziehung so gut verstanden, lag auch schon in der Ungleichheit der beiden Charaktere, denn das Wort des Dichters:

Wo Starkes sich und Mildes paaren,
Da gibt es einen guten Klang,

ist ein durchaus wahres Wort. Der Kriegsrath war sowohl in seinem Aeußern wie in seinem Innern das strikte Gegentheil seiner Frau, und ernst wie seine Gestalt war auch sein Charakter, man hätte sagen können, eine trockene gediegene Mauer, zuverlässig und ernst wie Felsen, der aber von keiner humoristischen Ader durchzogen war, und auf dem die rieselnden Bäche des Frohsinns und der Laune nicht im Stande waren heiteres Moos und lustige Ranken anzusetzen. Seine Rede war kurz und bestimmt und ging, abgesehen von seinen nothwendigen Vorträgen im Kollegium, selten über das Allernothwendigste hinaus. Dabei war er übrigens heiterer Gesellschaft nicht abgeneigt, und wenn er auch zur Belebung derselben aktiv nicht viel beitrug, so war er dagegen passiv ein höchst dankbares Publikum, und wenn sich bei einer pikanten Anekdote seine Mundwinkel etwas Weniges verzerrten, so war das für den Erzähler eine größere Belohnung, als wenn ein Anderer aus vollem Halse lachte. Auch geschah es hie und da, wenn er ganz besonders angeregt war, daß er irgend eine wunderbare Bemerkung zum Besten gab, wunderbar deßhalb, weil eine solche, aus des Kriegsraths Munde kommend, als etwas ganz Besonderes angesehen wurde, und gewöhnlich Stoff zu irgend einem dankbaren Gesprächsthema bot.

Der Kriegsrath liebte schwarze oder wenigstens dunkle Kleider und trug dazu gerne eine weiße Halsbinde, was indessen die Höhe seines Halses durchaus nicht verminderte. — Die Bedächtigkeit und Ruhe seines ganzen Wesens zeigte sich auch am Alter seiner Kinder: dieselben hatten nicht in stürmisch rascher Folge die Welt betreten, sondern zwischen dem Erscheinen derselben lag eine gemessene Anzahl von Jahren, so daß die jüngste Tochter Pauline noch mit ihren Puppen spielte, während die älteste, Sophie, als reife Blume aus des Lebens Frühling in den Sommer des Lebens übergetreten war und anfing darüber zu philosophiren, daß die Bestimmung eines Mädchens nicht gerade die sei, dem ersten Besten, der sich zeige, so gränzenloses Vertrauen zu

schenken, als überhaupt dazu gehöre Jemand zu heirathen. Doch mochte dieses wohl daher kommen, daß sich vor einigen Jahren bei Sophie wohl der Erste aber nicht der Beste präsentirt hatte: ein ältlicher Oberlieutenant der Infanterie nämlich, der ein paar dutzend Dienstjahre und Ballsaisons hinter sich hatte, und nach Ablauf der ersteren noch so furchtbar weit vom Avancement zum Hauptmann entfernt war, daß er dieses Glück nach menschlicher Berechnung nicht vor dem Eintritt in das Greisenalter erreichen zu können hoffen durfte, und der nach der Verrauschung einer gleichen Anzahl durchtanzter Winter keine Jungfrau bethört ha[illegible] Stande gewesen wäre die gesetzliche Kaution zu erlegen, und ihn auf diese Art erheirathet hätte, zeigte sich willfährig durch die Hand des Vaters zur Hand der Tochter zu gelangen, indem er den Wunsch seiner Seele aussprach, durch die Bemühungen des Kriegsraths eine anständige Civilversorgung zu erlangen, an welcher Sophie als seine Lebensgefährtin ihren Antheil haben solle.

Ueber die Zumuthung eines solchen Protektionsverfahrens hatte das Rechtsgefühl des Kriegsraths anfänglich geschaudert, doch da die Stelle, auf welche der Oberlieutenant spekulirte, nicht im Departement des Kriegs zu vergeben war, und er also mit den Kollegen eines andern Departements auf die unverfänglichste Art reden konnte, ihm auch hart zugesetzt wurde, durch die feuchten, wehmüthigen Blicke seiner Tochter, durch ihre stillen Seufzer und lauten Bemerkungen, daß man natürlicher Weise stets bereit sei für Andere etwas zu thun aber nie für die Seinigen, daß man für ihren Kummer weder Augen noch Herz habe, daß man dem jungen Sekretär, der neulich angestellt worden sei, bereitwilligst zu dieser Anstellung geholfen hätte, damit er ihre Feindin heirathen könne, jene naseweise Person, die sich unterstanden, ihr neulich zu sagen, die Schuld, keinen Mann zu finden, liege an den meisten jungen Mädchen selbst, so wurde er nach und nach mürbe gemacht und that seine Schritte für den ältlichen Oberlieutenant, der denn auch die Stelle erhielt.

Da begab sich aber etwas Entsetzliches, das, so oft es auch schon vorgekommen sein mag, doch noch nichts von seiner Ungeheuerlichkeit verloren hat. Der einstige Oberlieutenant nahm die Stelle, aber nicht die Hand von Kriegsraths Sophie; er verschwand ohne sich wieder

blicken zu lassen, ja er that noch mehr, er heirathete kurze Zeit darauf eine Metzgerstochter mit ein paar tausend Gulden Vermögen.

Sophie — hatte das, wie sie sagte, nicht anders erwartet, und wenn es anders gekommen wäre, würde sie sich wohl bedacht haben, einem Manne ihre Hand zu reichen, der zu einem so unschätzbaren Gute auf dem krummen Wege der Protektion gelangen wollte. — „Nie," sagte sie mit großer Entrüstung und Entschiedenheit, „hätte ich eingewilligt, das hat er wohl aus meinem Betragen entnehmen können, und deßhalb handelte er wie er that." Sophie, die viel vom Charakter ihres Vaters hatte, besaß eine große Seele, und war nach kurzer Zeit im Stande, vor Leuten dieser Geschichte lachend zu erwähnen. Daß sie aber, wenn sie allein war, diese Angelegenheit anders auffaßte, war man berechtigt aus der Aeußerung der jüngsten Schwester, die mit der ältesten in einem Zimmer zusammenschlief, zu entnehmen; denn das kleine Mädchen fragte in seiner Unbefangenheit zuweilen die Mutter, warum denn Sophie des Nachts so oft und so heftig weine. — Doch gingen auch die trüben Tage vorüber, die Regenwolken von Sophiens Stirne verschwanden, und als man nach einiger Zeit erfuhr, der ältliche Oberlieutenant habe sich dem stillen Trunke ergeben und führe keine glückliche Ehe mit der Metzgerstochter, da blickte sie dankend gen Himmel, und hatte alles Recht zu sagen, daß ein Mädchen nicht zu vorsichtig in der Wahl ihres Gatten sein könne. Sie blieb denn auch vorsichtig, die Mutter Kriegsräthin nicht minder, deßgleichen der Kriegsrath, der sich nach jenem Vorfalle leicht auf die Brust tippte, das Kinn bis zum Munde tief in seine weite Halsbinde vergrub, und dort, Protektionen betreffend, ein feierliches Gelübde that.

Die eben erwähnte traurige Geschichte wurde dergestalt von guten Folgen für die ganze Familie, und nützte besonders der zweiten Tochter Elise, von der wir noch nicht gesprochen haben. Wenn auch Sophie gerade nicht häßlich war, und das frische, naseweise Gesicht der Kleinen große Hoffnungen erweckte, so war die mittlere Tochter des Kriegsraths mit zwanzig Jahren ein auffallend schönes Mädchen, eine Blondine mit dem prachtvollen Teint der Mutter und den dunkeln verständigen Augen des Vaters, auch befand sich in ihr eine glückliche Mischung sowohl von dem Charakter der beiden Eltern als auch von deren

Körpergestalt, denn während sie in ihrem hohen schlanken Wuchse dem ernsteren Vater ähnlich sah, hatte sie dabei die vollen runden Formen der ewig heiteren Mutter. So konnte es denn nicht fehlen, daß Elise von Bewerbern der verschiedensten Art umflattert war. Ob sich diese Bewerber um die Hand des jungen Mädchens bewarben, bleibt dahingestellt, doch müssen wir der Wahrheit gemäß versichern, daß sich junge Leute um sie bemühten, denen man keine Protektion angedeihen zu lassen brauchte, um sie in den Stand zu setzen einen eigenen Haushalt zu gründen.

Doch wie vorhin schon bemerkt, hatten der Kriegsrath und die Kriegsräthin durch die traurige Geschichte mit dem ältlichen Oberlieutenant Verschiedenes gelernt, und wenn Letztere auch schmunzelnd zusah, wie auf Bällen die jungen Leute förmlich Queue machten, um von der schönen Elise einen Tanz zu erhalten, so hatte sie ihre Tochter doch so vortrefflich eingeschult, daß, wenn sie derselben nach beendigter Tour die leichte Flormantille umlegte, die Unterhaltung mit dem Betreffenden abgebrochen wurde, und er sich durch die sehr frostige Miene Elisens genöthigt sah, nach einer tiefen Verbeugung krebsartig seinen Rückzug anzutreten. Daß unter solchen Umständen von den gewissen Besuchen am Tage nach dem Balle, wo man sich nach dem Befinden seiner liebenswürdigen Tänzerin erkundigt, oder vom Stehenbleiben auf der Straße zu gleichen Zwecken nicht die Rede sein konnte, versteht sich wohl von selbst, und der gestrenge Kriegsrath hatte feierlich erklärt, irgend ein Verhältniß mit einem jungen Manne solle nicht anders mehr als durch seine Vermittlung abgeschlossen werden, und einem Bewerber, sei es wer es wolle, nur nach geschehenem Heirathsantrag das Haus geöffnet sein.

Diese kriegsräthliche Sentenz war nun allerdings etwas scharf; doch glauben wir annehmen zu dürfen, daß die umsichtige und milder gestimmte Kriegsräthin dieses Ultimatum zu mäßigen verstand, und sie es möglich zu machen wußte, daß Elise einen jungen Mann von guter Familie und solidem Einkommen, der sich lebhaft für sie interessirte und sich auffallend um sie bewarb, irgendwo unter ihrer mütterlichen Aufsicht zu sehen vermochte, und so im Stande war, ein paar süße Worte auszutauschen, ehe er an das Schreibzimmer des gestrengen Vaters

klopfte, um dort in Form Rechtens um die Hand der zweiten Tochter anzuhalten.

So war das Faktum, welches alle Parteien zufrieden zu stellen schien: der Kriegsrath sprach von der angenehmen Ehre, welche ihm und seiner Tochter durch diese Bewerbung wiederführe, die Mutter lachte unter Thränen, und Elise reichte ihrem Verlobten mit etwas abgewandtem Gesicht die Hand, wobei ein tiefer Seufzer ihren Busen schwellte, und sie seinen zärtlichen Händedruck nicht minder herzlich erwiederte. Der Hochzeitstag wurde hierauf auf kürzeste Frist anberaumt, denn es war durchaus kein Grund zu längerem Warten vorhanden.

Elise befand sich im schönen Alter von zwanzig Jahren, und der Bräutigam, Herr Bärenberg, etwas über zehn Jahre älter, hatte, wie oben erwähnt, sein gutes Auskommen. Er war Direktor und Mitbetheiligter eines großen Hammer- und Schmiedewerks in einem reizenden Thale des Gebirgs, sein Aeußeres empfehlend, und nur daß er Wittwer war, hätte ein junges Mädchen allenfalls an ihm aussetzen können. Seine Wohnung, vielleicht zehn Stunden von der Residenz entfernt, befand sich in einem kleinen, ehemaligen fürstlichen Jagdschloß, und die Erzählung von der romantischen Lage desselben — es war auf drei Seiten von dichtem Walde umgeben, während die vierte auf das Thal niedersah, durch das sich ein klarer Fluß schlängelte und gegen die unabsehbare Ebene verlor — erfrischte die Phantasie, und erfreute die Herzen sämmtlicher Mitglieder der kriegsräthlichen Familie. Herr Bärenberg hatte eine Photographie seines Schlößchens kommen lassen, und da es jeder Bräutigam in der Gewohnheit hat, besonders vor der Hochzeit und auch noch in der ersten Zeit nach derselben, die ganze Familie seiner Braut dringend zum Besuche einzuladen, so that auch er also, und es freute ihn, auf der Photographie die Fenster bezeichnen zu können, wo Jedes wohnen solle.

Sophiens immer noch etwas niedergedrücktes Gemüth richtete sich an dem Glücke ihrer Schwester, welche sie herzlich und innig liebte, zusehends wieder auf, und obgleich zuweilen Thränen ihren Augen entströmten, wenn sie die junge Braut in ihre Arme schloß, so waren es doch Thränen der Freude, und wenn sich dabei ein düsterer Gedanke bemerklich machen wollte, so kämpfte sie diesen muthig in ihr Herz

zurück. „Ja,“ sagte sie, „wir wollen Dich häufig besuchen, meine gute Elise, und dann zusammen recht, recht glücklich sein.“ Bei der Vertheilung der Gastzimmer bestand sie aber gegen ihren zukünftigen Schwager darauf, das obere Gemach eines alten Thurmes bewohnen zu wollen, an welches sich das in späterer Zeit erbaute Jagdschloß lehnte, und der glückliche Bräutigam gab hiezu nicht nur lachend seine Einwilligung, sondern versicherte auch, das bis jetzt noch recht öde Thurmzimmer so komfortabel als möglich einrichten zu lassen. Das Zimmer für den Kriegsrath, wenn er Urlaub erhielte und zum Besuche kommen werde, bestimmte Herr Bärenberg neben der Bibliothek, wo sich eine Auswahl klassischer Werke, besonders der Kriegskunde, befände, und auch die neue Literatur stark vertreten sei. Die Mutter und die kleine Pauline sollten ihre Wohnung im Erdgeschoß haben, wo Erstere den Wirthschaftsräumen, sowie dem ansehnlichen Küchen- und Gemüsegarten nahe wäre, und wo Letztere über eine kleine Treppe in den stark bevölkerten Hühnerhof gelangen könne.

Auf diese Art schienen sich alle Wünsche der Familie wenigstens in der Phantasie verwirklichen zu wollen; Pauline klatschte vor Freuden in die Hände, und sah sich schon im Geiste, Futter streuend, in einem dicht gedrängten Kreise von stolzen Hähnen, naschhaften Hühnern, schreienden Gänsen und ernsthaft daherwackelnden Enten. Die Mutter Kriegsräthin hielt es für ihre Pflicht, gleich bei ihrem ersten Besuche sorgfältig nach der Wirthschaft der jungen Frau zu sehen; denn wenn sie dieselbe auch in Küche und Keller, beim Bügeln und Nähen nach besten Kräften eingeführt hatte, so wußte sie doch aus eigener Erfahrung, daß Praxis und Theorie zwei Schwestern von ganz verschiedenem Charakter sind.

Der Kriegsrath tauchte sein Kinn in die Halsbinde, wie er bei den verschiedenartigsten Gemüthsbewegungen zu thun pflegte, um seine Mundwinkel zuckte etwas wie Lächeln, und er meinte schmunzelnd, sich mit einem vortrefflichen Buche und einer guten Pfeife Tabak obendrein im Schlafrock ergehen zu dürfen, sei ein Körper- und Seelenzustand, nach dem er sich lange gesehnt.

— — Und Sophie? — — In ihrer Phantasie erging sie sich einsam und allein unter dem rauschenden Laube alter Buchen und

Eichen; sie ruhte am Ufer des murmelnden Baches, wo sie zierliche Feld- und Waldblumen zu einem Kranze wand. Vielleicht ließ sie auch irgend eine Blüte in die Flut niedergleiten, und murmelte dabei wie die selige Thekla:

Du Himmlische rufe dein Kind zurück,
Ich habe genossen das irdische Glück:
Ich habe gelebt und geliebet.

Auch sah sie sich wohl auf der Zinne des alten Wartthurms sitzend, und versetzte sich träumend in jene Zeit zurück, wo das zarte Burgfräulein dort geharret tagelang, wochenlang, in die Ebene hinausspähend, ob sich im Morgensonnenstrahl nicht wehende Fahnen und das Blitzen auf Helm und Harnisch zeigen würde — stumm und trauernd saß sie so, obgleich wohl wissend, daß der, den ihr Herz sehnlich erwartete, niemals wiederkehren könne, da er im Kampf für das heilige Grab oder bei einer sonstigen Rauferei gefallen. „Doch würde ich nie da oben sitzen," dachte Sophie, „ohne Geibel's Gedichte bei mir zu haben," diesen Seelentrost für junge und alte verliebte Mädchenherzen.

Es ist an der Zeit, daß wir auch den Bräutigam Elisens mit einigen Worten dem verehrten Leser schildern. Daß er Wittwer war, haben wir vorher schon erwähnt, doch, da seine erste Ehe sehr kurz, und wie man sagte, nicht glücklich gewesen war, sie ihm auch weder Kinder noch Schwiegermutter zurückgelassen, denn erstere waren nie dagewesen, und Letztere ihrer Tochter vorangegangen, so konnte er füglich als ledig betrachtet werden, und wurde es auch stillschweigend, wenn er den Verwandten und Freunden der kriegsräthlichen Familie vorgestellt wurde. Wie manche Mädchen nämlich mochte auch Elise, ohne gerade zu wissen warum, nicht aller Welt sagen, daß sie sich mit einem Wittwer verlobt. Die Idee, als zweite Frau in ein Haus zu kommen, wo eine andere vordem geherrscht, soll zuweilen zu eigenen Ideenverbindungen führen. Man findet da auf Schritt und Tritt Erinnerungen an die Vorgängerin, und hat man diese zufälligerweise gekannt, so kann eine lebhafte Phantasie sich auch so weit hinreißen lassen, um erschreckend zu glauben, die Erste trete jetzt dort hervor zwischen den wohlbekannten Portieren, lasse sich auf ihrem Lieblingsplatze nieder, oder störe sonst irgendwo, um mit trauriger, schattenhafter

Miene irgend ein Recht in Anspruch zu nehmen. Bei einer Wittwe dagegen, die sich auf's Neue vermählt, kommen dergleichen Phantasieen nicht so leicht zur Geltung, da der Wirkungskreis des Verstorbenen größtentheils außer dem Hause war, und in den meisten Fällen auch das ganze Hauswesen nebst der Wohnung neugestaltet wird. Doch tritt dafür der erste Mann zuweilen in anderer Weise störend auf, da die wieder verheirathete Wittwe bei der geringsten Veranlassung uns die Vorzüge ihres lieben Seligen aufzählt, und der zweite im Vergleich zum ersten in sehr vielen Fällen als eine Musterkarte aller Untugenden und Fehler erscheint.

Doch wollen wir nach dieser kurzen Abschweifung zu Herrn Bärenberg zurückkehren. Er war ein hübscher und stattlicher Mann, ungefähr zehn Jahre älter als seine Braut, was nöthig ist, um eine Ehe dauernd glücklich zu machen, und zeigte schon in Kleinigkeiten einen festen Charakter, der annehmen ließ, daß er die Herrschaft in seinem Hause behalten werde; sein Gesicht war angenehm, nur etwas bleich, was dadurch besonders scharf hervortrat, daß sein Haar und Bart von einer selten gesehenen Schwärze war. Der Letztere beschränkte sich auf sogenannte Favoris, welche aber nicht nach heutiger Mode zu fast komischen Auswüchsen auf beiden Seiten des Halses über Halsbinde und Weste herabhingen, sondern in einem feinen Streifen seine Wangen einrahmten, wobei sie an den Rändern auf's Feinste und Sorgfältigste rasirt waren, so daß sein Kinn bei der erwähnten Stärke und Schwärze seines Bartwuchses stets einen bläulichen Schimmer hatte. Was nun an diesem Gesichte allein nicht ganz angenehm erschien, waren seine dunkeln etwas stechenden Augen, welche obendrein von dichten Brauen überschattet waren, und seinem Kopfe, wenn er diese Brauen zusammenzog, was er häufig zu thun pflegte, etwas Finsteres, ja Abstoßendes gab. Dagegen umspielte seine Lippen meistens ein angenehmes heiteres Lächeln, das nur zuweilen in's Sarkastische überging, und merkwürdiger Weise besonders alsdann, wenn man ihm von dem Glücke sprach, eine so reizende und liebenswürdige Braut gewonnen zu haben.

So kam nun der Hochzeitstag heran, und als am Morgen desselben die Mutter begann, ihre geliebte Tochter in den Brautstaat zu

kleiden, mußte sich die alte Frau Gewalt anthun und förmlich forcirte Spässe machen, um nicht ihrer Tochter Sophie zu gleichen, welche an diesem Tage aus lauter Mitgefühl ganz Thränenweide war. Dennoch flimmerten die Augen der Kriegsräthin, als nun Elise herrlich geschmückt im Glanz ihrer Schönheit mit Myrthenkranz und Schleier fertig dastand, und als der Bräutigam bleicher als gewöhnlich an der Hand des Vaters eintrat, um die Tochter für immer ihren Eltern zu entführen. Es ist das ein höchst ergreifender, feierlicher Moment, und hat für das Mutterherz Aehnlichkeit mit einer andern, allerdings viel traurigeren Ceremonie, denn in beiden gibt es gewissermaßen einen Abschied für's ganze Leben, und in beiden weiß man nicht ganz genau, was die Zukunft bringt.

Vater Kriegsrath war schwarz mit weißen Flecken; Letztere wurden gebildet von seinen Handschuhen, der weißen Halsbinde, der unter dem kurzen schwarzen Fracke hervorstehenden weißen Weste, und von dem aus der Tasche lugenden Zipfel seines Schnupftuches. Die Trauung ging in einer benachbarten Kirche vor sich, worauf Herr und Frau Bärenberg im engsten Kreise der Familie, so hatte es der Bräutigam gewünscht, ein kleines Diner zu sich nahmen, um alsdann in eigenem Wagen nach Hause zu fahren. Der Abschied war ergreifend, selbst die Kriegsräthin wußte keinen Scherz mehr hervorzubringen, Sophie zerfloß in Thränen, und that gerade so als ob sie es sei, die einen Abschied auf Nimmerwiedersehen nähme; auch Pauline schien von dem allgemeinen Schmerz angesteckt zu sein, hielt sich aber so lange, bis sie die festen, ernsten Gesichtszüge ihres Vaters in eine zuckende Bewegung kommen sah, worauf sie sich in die Arme ihrer Mutter flüchtete und reichlich weinte.

Endlich schien Alles überstanden zu sein, die junge Frau wurde von Mutter und Schwestern nach dem Wagen geführt, und Herr Bärenberg ergriff noch einmal die Hand seines Schwiegervaters, der sie ihm, wie es seine Gewohnheit war, mit steifem Arme entgegenstreckte und schüttelnd auf- und abbewegen ließ. Ohne der Feierlichkeit des Augenblicks zu nahe zu treten, können wir uns doch nicht enthalten zu gestehen, daß dieses Auf- und Abbewegen des kriegsräthlichen Armes etwas von der Bewegung eines Pumpenschwengels an sich hatte, und

auch von gleicher Wirkung war; denn der Kopf des Kriegsraths tauchte dabei furchtbar tief in seine Halsbinde, und ein paar schwere Tropfen rollten aus seinen Augen.

„Machen Sie mein Kind glücklich," sagte er alsdann mit einer Grabesstimme, denn der Schmerz des Augenblicks hatte ihn aller höheren, milderen Töne beraubt.

„Gewiß," entgegnete der Schwiegersohn in herzlichem Tone, und setzte hinzu, „hoffentlich werden Sie es bald mit eigenen Augen sehen, wie glücklich wir sind," dann wischte er sich mit umgekehrter Hand über die Augen und eilte seiner jungen Frau nach, die still weinend in der Wagenecke saß.

„Leb' wohl, Mama!"

„Adieu, Frau Schwiegermutter!"

„Gott segne Euch Beide, kommt glücklich nach Hause und laßt bald Gutes von Euch hören!"

„Auch mir mußt Du bald schreiben, wie es Dir oben geht, Elise," rief das kleine Mädchen, und diese und ähnliche Abschiedsworte, Wünsche und Betheuerungen wurden noch ein paar dutzend Male ausgetauscht, bis endlich die Pferde anzogen und der Wagen davonrollte.

Sophie allein hatte im letzten Stadium des Abschieds keine Worte mehr gehabt, selbst nicht einmal mehr Thränen. Sie drehte krampfhaft ihr Taschentuch zwischen den Händen, blickte stumm gen Himmel, wobei ihre ganze Haltung etwas Niobe'sches, Bildsäulenartiges hatte, eine schmerzliche Erstarrung, aus der sie erst wieder geweckt wurde durch das Rollen der Räder; dann eilte sie rasch in's Zimmer zurück, wo sich der Kriegsrath noch immer befand in der gleichen Haltung, ja selbst noch mit halbausgestrecktem Arm, als erwarte er ein nochmaliges Schütteln desselben, tief eingetaucht in die Halsbinde, sonst aber thränenlos, still und bewegt. Vielleicht hätte er auch so einen glücklichen Uebergang in seine gewöhnliche ruhige Gemüthsstimmung gefunden, wenn nicht sein Vatergefühl durch die excentrischen Deklamationen seiner ältesten Tochter auf's Neue wäre in Anspruch genommen worden.

Diese schien über das stattgefundene schreckliche Ereigniß untröstbar zu sein, mochte sie sich nun überhaupt unter jeder Ehe etwas Entsetzliches vorstellen, oder mochte es in diesem speziellen Falle die in

ihren Augen zweifelhafte Zukunft der geliebten Schwester sein, welche ihr hysterisches Gemüth so furchtbar aufregte, und sie so finster blicken ließ. Sie hatte Ahnungen und Vorgefühle, welche selbst das Lächeln der nun wieder gefaßt eintretenden Kriegsräthin in der Geburt ersterben ließen, den Vater aber endlich ungeduldig machten, so daß er sich zu den Worten hinreißen ließ, „nun, so arg wie Du thust, Sophie, kann ich die Sache doch nicht ansehen; es ist nun einmal die Bestimmung des Weibes, Vater und Mutter, und also auch ihre Schwestern zu verlassen, um dem Manne, dem sie angehört, zu folgen, und wenn ich es auch begreiflich finde, daß uns, die Zurückbleibenden, das schmerzlich berührt, so muß man doch in Allem Maß und Ziel halten, und jetzt, da der Augenblick der Trennung vorüber ist, will ich an das Glück unserer Elise glauben, und hoffe auf ihre heitere, gute Zukunft — ein wahres Glück ist dabei zu nennen, daß Du, die das so furchtbar schwer nimmt, vorderhand noch nicht in den gleichen Fall kamst."

So hart der unglücklichen Sophie, die ja auch, um bildlich zu reden, in Arkadien geboren war, und also Ansprüche an das Leben hatte wie jede Andere, diese Worte ihres Vaters klangen, so hatte doch diese bittere Mahnung auch wieder das Gute, daß sie, sich tief gekränkt fühlend und wie die Sensitive bei rauher Berührung zusammenschauernd, die Schleusen ihrer Thränen stopfte, und sich zu schmerzlichen Betrachtungen in ihr Zimmer zurückzog.

Daß das junge Paar nach Verlauf einiger Stunden glücklich zu Hause angekommen war, erfuhr man sobald als möglich durch einen langen Brief Elisens, von dem jede Zeile, jedes Wort als Ausdruck der höchsten Zufriedenheit hätte gelten können. — —

Der Winter war vorübergegangen, die Frühling war wieder eingekehrt, und da das kleine Jagdschloß in der Nähe der Eisen- und Hammerwerke wie im Schooße dichter Wälder lag, so hatte die junge Frau die keimenden Knospen, die sproßenden Blätter, und alle die wunderbaren Erscheinungen an Blatt und Blüten in dieser köstlichen Zeit, so zu sagen aus erster Hand, und freute sich darüber, wie ein Kind sich über ein neues Spielzeug freut. Ihr war ja auch dieses wunderbare, jugendfrische Waldleben gänzlich neu; denn die Bäume, und selbst die Sträucher, die sie in den Gärten um die Residenz

gesehen, hatten so etwas Verständiges und Ernstes an sich, etwas Langweiliges, da sie vornehmer geworden schienen, als ihre Geschwister draußen in Feld und Wald, und es deßhalb ihrem Range als Residenzbäume schuldig zu sein glaubten, ein ennuirtes Aussehen anzunehmen. Schien ihr doch selbst das Grün der jungen Blätter hier viel frischer zu sein, und sah sie doch in den heiligen stillen Wald, wenn sie Morgens ihre Augen öffnete, statt daß sie früher graue Mauern vor sich hatte, verhängte Fenster und zuweilen verdrießliche Gesichter, die sich grämlich niederbeugten auf kränkliches Epheu und grämliche Geranien.

Und erst die Morgenkonzerte hier außen; der vielstimmige Gesang der luftig gefiederten Waldsänger, das schmetternde Aufwirbeln der Lerche, das Pochen des Spechtes, das eitle Geschrei eines frühen Kukuks — zwischen diesen Harmonieen klang als Grundbaß das Rauschen der Mühlwerke und das Klappern der Streckhämmer, und all' diesen Konzerten konnte sie ohne Toilette und ohne Eintrittsgeld beiwohnen.

Es waren Briefe der Glückseligkeit, durch die die junge Frau im Rapport mit ihrem Elternhause blieb; sie hatte ja nicht so viel zu thun, um nicht täglich ein paar Stunden mit ihren Angehörigen plaudern zu können, und dabei bekam jeder seine Epistel; es wurde Jedem geschildert, was gerade für ihn paßte, und wenn dadurch die einzelnen Schreiben sehr verschiedenen Inhalts waren, so klangen sie doch am Ende alle zusammen aus derselben Tonart: kommt nur, kommt, sobald als möglich, da der Frühling jetzt da ist; es wird Euch hier Alles gefallen, und es wird uns recht glücklich machen. Letzterer Satz wurde häufig durch ein paar herzliche Worte des Herrn Bärenberg bekräftigt, und man kann sich denken, daß darauf hin die ganze kriegsräthliche Familie die ausschweifendsten Reiseprojekte machte, ja der alte Kriegsrath selber sprach anticipando darüber mit seinem Departementschef, als er denselben nach Erhaltung eines neuen Großkreuzes in besonders guter Laune traf, über diesen Gegenstand und meinte, nach zwanzigjähriger urlaubsloser Dienstzeit doch in diesem Sommer einmal Anspruch auf einige Wochen Freiheit von den Fesseln seines Schreibtisches machen zu können.

Daß auf die Briefe Elisens eben so viele Antworten gegeben wurden, versteht sich von selbst, besonders war darin die Kriegsräthin

unermüdlich, und ließ es an Rathschlägen und praktischen Anweisungen nicht fehlen; auch sandte sie der jungen Haushaltung eine Menge Dinge, die in ihrer Wirthschaft entbehrlich geworden waren, oder mit denen eine junge Haushaltung noch nicht recht versehen ist, eben weil sie eine junge Haushaltung ist, als zum Beispiel kleine Speisekammervorräthe, an denen man im Frühjahr so froh ist, Konserven und Eingemachtes aller Art; doch wurden die Sendungen nur als Tauschobjekte behandelt, und dafür kamen wilde Enten zurück, Schnepfen und Erzeugnisse des Geflügelhofes, vom Ei an bis zum gemästeten Huhn.

Die Briefe der jungen Frau kamen selbstverständlich nach den ersten Monaten ihrer Ehe nicht mehr so zahlreich, wie früher, besonders nicht an Vater und Geschwister, denen sie mit ein paar Worten schrieb, „ich kann Euch mein Glück nicht jedesmal wiederholen, aber kommt nur selbst und seht;" der Mutter dagegen schrieb sie so häufig als früher, und wenn auch diese Briefe gleich herzlich blieben, so war doch die junge Frau ruhiger in ihrem Glücke geworden, und das sprach sich auch in ihren Zeilen aus: Ihr Mann, schrieb sie, bleibe sich gleich in seiner Liebe und Aufmerksamkeit; natürlich könne sie nicht verlangen, daß er den ganzen Tag mit ihr scherze und lache, dafür sei er Geschäftsmann, und seine Geschäfte meistens sehr ernster, wichtiger, auch wohl verdrießlicher Natur. „Morgens nach unserem Frühstück verläßt er mich, geht in die Fabrikgebäude, und da ist denn oft so viel zu thun, daß er nicht immer im Stande ist unsere Essenszeit einzuhalten. Daran habe ich mich aber gewöhnt, und bin, Dank Deinen Ermahnungen, liebe Mutter, dann um so froher, wenn ich ihn aus dem Walde hervor auf unser Haus zugehen sehe."

„Anfangs bat ich, ihn zuweilen an der Fabrik abholen zu dürfen, doch hat er das nicht gerne, und mit vollem Rechte, wie ich jetzt einsehe; es sind da unten so viele rohe und wilde Gesellen. Häufig würde ich ihn auch gar nicht finden, da er zuweilen nach den Eisengruben hinaus reitet, und an solchen Tagen geschieht es dann wohl, daß unsere Suppe statt um ein Uhr erst um vier Uhr auf den Tisch kommt. Das ist für eine Hausfrau gerade nicht angenehm, aber man gewöhnt sich auch daran."

Ein andermal schrieb Elise an ihre Mutter: „Ich hätte doch jetzt

nach vier Monaten geglaubt, unser Haus ganz genau zu kennen, denn Du kannst Dir denken, daß es mir ein wahres Vergnügen macht, alle Räume zu durchsuchen und Alles auf's Genaueste zu durchstöbern, mein Mann forderte mich ja dazu auf, und gab mir alle Schlüssel; doch war es mir bei der eigenthümlichen Bauart des kleinen Jagdschlosses mit seinen Thürmen und Vorsprüngen entgangen, daß sich neben unserem Schlafzimmer noch ein anderes Gemach befand. Im Geiste sehe ich Dich lachen, liebe Mutter, und höre Dich kopfschüttelnd sagen: das hätte ich in den ersten Tagen entdeckt; aber wenn Du einmal hierher kommst, liebe Mutter, und Dir das ganze Haus ansiehst, wirst Du mir Recht geben. Dieses Gemach befindet sich nämlich in dem mittleren Stockwerke des alten, dicht am Hause stehenden Thurmes, und das große Fenster, durch welches dasselbe erhellt sein muß, schien mir unabhängig von unserer Wohnung in dem eben erwähnten Thurme zu sein. In dem Thurme selbst war ich bis jetzt noch nicht, da mein Mann die alte morsche Treppe dort neu machen läßt, um, wie er lachend sagt, ein würdiges Söllergemach einzurichten für den Besuch des Burgfräuleins Sophie.

„Aber höre, wie ich zur Entdeckung jenes Gemaches kam. In unserem Schlafzimmer steht ein alter, ungeheuer großer Kleiderschrank aus Eichenholz, in welchem ich neulich etwas suchte, was ich lange nicht finden konnte, weßhalb ich mit den Händen in allen Ecken des weitläufigen Möbels herumtastete, und so an der Rückwand desselben hinten in der Ecke an einen Knopf stieß und absichtslos auf denselben drückte. Denke Dir nun aber mein Erschrecken, als der Schrank, nachdem ich kaum gedrückt, anfing, durch Federkraft sich langsam zu drehen; ich kann Dich versichern, liebe Mutter, ich war so erschrocken, daß ich zurückfuhr und auf meinen Stuhl niederfiel. Die ganze Sache kam mir so geheimnißvoll, ja übernatürlich vor, und erst, als der Schrank nach einer Viertelswendung wieder ruhig stand, wagte ich es, in weiten Bogen scheu um ihn herumzugehen und dann hinter ihn zu blicken —. Da entdeckte ich nun eine Thüre, die in ein Nebenzimmer führen mußte, und nicht nur fest verschlossen war, sondern von dessen Schlosse man auch noch die Griffe weggenommen, und die dadurch entstandene Oeffnung sorgfältig mit Holz verstopft hatte. Obgleich ich nun, wie ich

Dir eben geschrieben, ganz zufällig das Geheimniß dieses Schrankes entdeckte, und man mir ganz gewiß nicht den Vorwurf der Neugierde machen konnte, so erschrak ich doch, als in diesem Augenblicke mein Mann in's Zimmer trat, und um so mehr, als er seine Augenbrauen finster zusammenzog und mich mit einem so barschen Tone, wie ich ihn bisher noch nie an ihm gehört, fragte: ‚Was machst Du da?‘ Ich erzählte ihm der Wahrheit gemäß den ganzen Hergang, worauf er lächelte, aber es war kein Lächeln heiter und offen, wie ich es bisher an ihm gesehen. ‚Ach ja,‘ sagte er alsdann in gleichgültigem Tone, ‚ich hatte vergessen, Dir das zu sagen: es ist dort ein großes Thurmzimmer, das auch noch einen Eingang von drüben hat, und welches ich benutze, um Rumpelwerk, allerlei zerbrochene Geschichten, besonders aber Theile von Maschinenmodellen aufzubewahren. — Du kannst Dich aber beruhigen, liebes Kind, die Thüre hier ist fest verwahrt und lange nicht mehr geöffnet worden; auch hat der Schrank seit Jahren seinen Platz nicht mehr verlassen.‘

„Die hastige Art, mit der mein Mann gegen seine Gewohnheit mit mir sprach und auch den Kleiderkasten wieder an seine Stelle brachte, befremdete mich etwas, besonders aber, daß er mir sagte, die Thüre sei seit Jahren nicht mehr geöffnet worden und der Schrank habe lange seinen Platz nicht verlassen; denn in diese Worte setze ich meinen Zweifel, und Du wirst mir Recht geben, wenn ich Dir sage, daß weder an der Thüre zum Nebenzimmer noch an der Rückseite des Kleiderkastens Staub und Spinnengewebe und dergleichen zu sehen waren, doch ich schlage mir das aus dem Sinne und will nicht mehr daran denken.“

Die Kriegsräthin las diesen Brief mit größter Ruhe durch und hatte anfänglich die Absicht, denselben ihrem Gemahl, wie sie meistens, nicht gerade immer, zu thun pflegte, zur Durchsicht zu übergeben. Dießmal aber faltete sie ihn ruhig zusammen und sprach kopfschüttelnd und lächelnd ein von den meisten Frauen beliebtes, großes Wort gelassen aus: „Die Männer brauchen nicht Alles zu wissen.“ „Mein Schwiegersohn,“ setzte sie nach einer Pause mit sich selbst redend fort, „braucht bei seinem großen Geschäfte mehr als eine Rumpelkammer, und da er schon eine Zeitlang wieder als Junggeselle gelebt hat, so

mag es darin wohl so unordentlich aussehen, daß er sich vor seiner Frau schämt — und wenn ich hinaufkomme, will ich mich des Gemaches annehmen und da Ordnung schaffen — eine Kleinigkeit das, fast ein Vergnügen," sagte sie kopfaufwerfend und setzte nach einem längeren Nachsinnen hinzu, „aber mit meinem Kriegsrath davon zu reden, Gott soll mich bewahren; was der in dieser einfachen Geschichte für Gespenster sehen würde: ein alter Kleiderschrank, welcher sich auf den Druck einer Feder bewegt, dahinter eine Thüre, die zu einem Gemache führt, das man jahrelang nicht mehr geöffnet — o, er wäre bei seiner Phantasie im Stande, daraus eine förmliche Kriminalgeschichte zusammenzusetzen — nein, nein, ich schweige darüber."

Und es war auch gut, daß sie gegen den Kriegsrath schwieg, aber sie hätte auch ihrer Tochter Sophie nichts davon sagen sollen, um nicht beunruhigt zu werden; denn dieses empfindsame Mädchen wiegte ihr Haupt bedächtig hin und her, seufzte etwas Weniges und sagte alsdann mit einer gepreßten Stimme, „das ist doch seltsam, Mama; solche Geheimnisse, meine ich, sollte ein Mann nicht vor seiner Frau haben, und wenn Du es Dir genau überlegst, so wirst Du mir zugeben müssen, es ist das ein sehr geheimnißvolles Geheimniß, so plötzlich neben seinem Schlafzimmer eine alte Rumpelkammer zu entdecken. — Gehört eine alte Rumpelkammer neben ein Schlafzimmer? Meiner Ansicht nach gewiß nicht. Und sind wir auch sicher, daß das verschlossene Gemach wirklich eine Rumpelkammer ist?"

„Nun, was sollte es sonst sein? vielleicht eine Speisekammer oder ein Tanzsaal?"

„Das wäre ebenso unpassend," entgegnete Sophie mit großer Entschiedenheit, „als neben dem Schlafzimmer eine Rumpelkammer zu haben, von der die Frau nichts weiß — mich soll man überhaupt nicht überreden, daß es eine Rumpelkammer ist."

„Das wäre auch vergebliche Mühe, Dich zu etwas überreden zu wollen," antwortete die Mutter ungeduldig, die den harten Kopf ihrer Tochter kannte, „aber sage mir um des Himmels willen, warum soll es nicht das sein, was Dein Schwager sagt."

Sophie zuckte auffallend hoch und lang mit den Achseln, ehe sie sich herbeiließ eine Antwort zu geben, dann sagte sie: „warum es

meiner Schwester verheimlichen, wenn es in der That nichts Anderes ist? Ich an Elisens Stelle hätte mir augenblicklich dieses geheimnißvolle Thurmzimmer öffnen lassen, um selber nachzusehen — — ich fürchte," setzte sie nach einem längeren Stillschweigen hinzu, „Elise läßt sich tyrannisiren."

„Sieht denn Dein Schwager aus wie Jemand der tyrannisiren will?"

„Das kommt auf die Augen an, mit denen man ihn betrachtet; Elise und auch Du freilich habt in ihm von Anfang an nur einen Ausbund aller vortrefflichen Eigenschaften erblickt. Du lieber Gott, und Ihr mögt auch vielleicht recht haben, wie kann ich, ein unerfahrenes Mädchen, darüber entscheiden; nur soviel darf ich mir vielleicht erlauben zu sagen, daß ich zuweilen einen Ausdruck seiner Augen bemerkt habe, und ein höhnisches Lächeln, das mir kalt in's Herz schnitt — Du wirst schon sehen, Mama."

„Ich bitte Dich, Sophie," entgegnete die gute Frau ärgerlich, „laß mich aus mit Deinen düsteren Prophezeiungen, man sollte fast glauben, Du mißgönnest Deiner Schwester ihr Glück."

„Ich, meiner Schwester etwas mißgönnen, und besonders — das Glück? O, Mama, Du kennst mich nicht." Sie blickte bei diesen Worten gen Himmel oder vielmehr an die Zimmerdecke empor, während ein etwas verächtliches Lächeln um ihre Mundwinkel spielte.

Wir können es aber nicht läugnen, daß diese Unterredung ein bitteres Gefühl zurückließ in dem Herzen der sonst so arglosen Kriegsräthin, und daß sie das Gespräch mit ihrer Tochter, als sie darauf allein in ihrem Wohnzimmer saß, mit sich selbst fortsetzte, und wir müssen noch hinzufügen, daß ein Brief Elisens, der ungefähr vierzehn Tage später einlief, sie leider veranlaßte, sich die Bemerkungen Sophiens lebhaft in's Gedächtniß zurückzurufen.

„Ach liebe Mutter," schrieb die junge Frau Bärenberg, „Du wirst mich ausschelten, wenn ich Dir sage, daß ich meine Neugierde nicht unterdrücken konnte, um zu erfahren, ob das verschlossene Gemach neben unserem Schlafzimmer in der That eine Rumpelkammer sei; aber diese Neugierde war so unbezwinglich und mächtig, daß sie mir Tag und Nacht keine Ruhe ließ: wo ich ging und stand, oder, wenn ich

allein in meinem Schlafzimmer saß, ja selbst im Traume sah ich eine verschlossene Thüre vor mir, und bemühte mich eine Oeffnung zu finden, wodurch ich in das Nebengemach gelangen konnte. Mehrmals sprach ich auch mit meinem Mann darüber, doch gab er mir mit einem eigenthümlichen Lächeln immer sehr kurze Antworten darauf, und sagte: „Später einmal kannst Du dort nach Belieben umherstöbern, und so lange bleiben, wie Du willst, für jetzt aber ist es noch mein Geheimniß, und ich bin von Dir, meiner verständigen Frau, überzeugt, daß, wenn ich Dir die Schlüssel zu dem Nebenzimmer geben würde, Du dasselbe doch nicht gegen meinen Wunsch beträtest." Nach einer solchen Unterredung sah ich denn auch jedesmal ein, daß mein Verlangen recht kindisch sei und lachte über mich selber — — — — — — — — aber, liebe Mutter, ich weiß nicht, woher es kommt, ich kann in der letzten Zeit nicht mehr so herzlich lachen wie früher, zuweilen überfällt mich ein unbestimmtes Gefühl von Unruhe, ja von Angst, so daß ich an's offene Fenster eilen muß, und es mir wohl thut, wenn ich dort die frische Waldluft einathme. — —

„Aengstige Dich aber nicht über meine Worte, ich bin nicht krank, nur sind meine Nerven seltsam aufgeregt, aber nicht so, daß es mich gerade immer unglücklich macht; denn wenn ich auch jetzt, ohne zu wissen warum, traurig und verstimmt bin, so durchzieht mich gleich darauf wieder ein solch' unnennbares Gefühl des höchsten Glückes, daß ich nicht im Stande wäre, es Dir zu beschreiben, dann liegt eine Zukunft vor mir, so klar und sonnenhell, so ohne jeden Schatten, daß ich mir nicht anders zu helfen weiß, als daß ich die Thränen, die mir in die Augen treten, vor lauter Glück und Seligkeit reichlich über mein Gesicht hinabtropfen lasse. — Ist das nicht seltsam, liebe Mutter?

„Aber, um wieder auf meine unbezwingliche Neugierde zu kommen, und was daraus folgt, so muß ich Dir so gut als möglich mittheilen, was ich gethan: Es war am Morgen nach einer Nacht, in der ich einen garstigen Traum hatte. Denke Dir nur, mir träumte das alte dumme Märchen vom Blaubart, und es war mein Mann, der, ehe er wegritt, mir einen goldenen Schlüssel zum Nebenzimmer gab, aber ausdrücklich verbot, dasselbe zu betreten; doch folgte ich ihm nicht, das heißt, Alles im Traum, liebe Mama, vielmehr hatte ich kaum gehört,

wie sich der Hufschlag seines Pferdes auf dem weichen Waldboden verloren, als ich rasch den goldenen Schlüssel gebrauchte, die Thüre öffnete und hineintrat. Doch denke Dir mein Entsetzen, als ich im nächsten Augenblick keinen Boden mehr unter meinen Füßen fühle, sondern tief, tief hinabstürze in ein unheimliches finsteres und feuchtes Gewölbe. O, wie war ich so froh, als ich von diesem Sturze erwachte und dann fühlte, daß ich nur geträumt habe. Zufälligerweise nun ritt mein Mann am andern Morgen in das benachbarte Städtchen, und kaum war sein Pferd zwischen den Bäumen verschwunden, so überfiel mich eine solche Unruhe, daß ich, um nicht augenblicklich sich den Schrank wegdrehen zu lassen, und nach einer Oeffnung in der verschlossenen Thüre zu suchen, mein Schlafzimmer verließ, es abschloß und den Schlüssel der Katharine gab. So, dachte ich, zwinge ich mich selber und zähme meine Neugierde — aber sie war stärker als meine guten Vorsätze. Ich ging eine Stunde in den Garten spazieren, setzte mich dann mit einem Buche in der Hand auf die Moosbank unter den ersten Bäumen des Waldes, von denen aus man unser Haus sieht, versuchte aber vergeblich zu lesen, denn die Buchstaben tanzten vor meinen Blicken, und wenn ich die Augen schloß, sah ich die geheimnißvolle Thüre. Es zog mich wie mit Gewalt in's Haus zurück, und wenn ich mich auch zurückhalten wollte, so flüsterte mir eine Stimme zu, sieh' doch nach, damit endlich einmal Deine quälende Unruhe aufhört: wie wirst Du so glücklich sein, wenn es wirklich eine Rumpelkammer ist, ja selbst, wenn Du es fändest, wie Du es im Traume gesehen, daß es von Deinem Schlafzimmer tief in den Thurm hinabginge, wärest Du zufrieden, und würdest Deinem Manne die kleine Nothlüge verzeihen, die er ja doch nur angewandt, um Deine Einbildung nicht durch das Wähnen eines leeren, wüsten Raumes zu erschrecken — nun, und ich bin ja ebenso die Frau des Hauses, wie er der Herr desselben ist. — Was soll ich Dir, liebe Mama, weiter von dem Für und Wider schreiben, das durch meine Seele zog; genug, ich ließ mir meinen Schlüssel wieder geben, hatte aber dabei recht deutlich das Gefühl meines Unrechts, als Katharine sagte, ich sähe so blaß aus. In der That trugen mich kaum meine Füße, als ich die Treppe hinanstieg, und oben angekommen, mußte ich mich tiefathmend niedersetzen, um erst wieder

zu Kräften zu kommen; dann aber war der Schrank rasch auf die Seite gedreht, mit einem kleinen Bohrer, den ich mir schon lange zu diesem Zwecke verschafft, zog ich eines der Holzpflöckchen aus der Thüre und sah — — ach, liebe Mama, ich sah, daß mein Mann nicht die Wahrheit mit mir gesprochen, was mir um so unbegreiflicher war, da er mir eine wahre Schilderung von dem Nebengemache hätte machen können, das heißt von dem, das ich durch die kleine Oeffnung, an der mein Auge ruhte, sehen konnte. Etwas freilich erschreckte mich, doch reden wir lieber nicht darüber — — oder später, ich sah nämlich in ein großes, gut eingerichtetes Zimmer, das wahrscheinlich recht freundlich gewesen wäre, wenn nicht die herabgelassenen Vorhänge das Gemach mit einem etwas düsteren Lichte erfüllt: das Zimmer hatte eine ziemlich helle Tapete, bequeme Möbel, unter Anderem einen großen Lederfauteuil und ein breites, weiß überzogenes Bett, von dem ich aber trotz meiner Anstrengung nur die untere Hälfte sehen konnte; es war etwas hoch gebettet, und da, auf der weißen Decke, bemerkte ich etwas — — doch ich wollte es Dir eigentlich nicht sagen, bis ich mich überzeugt, ob es in der Wahrheit ein rothes Band war, denn so sah es aus, obgleich man es auch für Blutflecken hätte halten können. — Lange konnte und mochte ich nicht hineinschauen, denn ich fühlte mich so schwach, wie noch nie in meinem Leben, und sah den Augenblick voraus, wo ich vor der Thüre in Ohnmacht fallen würde, und das ist keine Uebertreibung, liebe Mama, — denn kaum hatte ich das Holzpflöckchen hineingeschoben, und den Schrank wieder vor die Thüre gedreht, als es mir schwarz vor den Augen wurde, ich gegen mein Bett zuschwankte und auf demselben lag, als ich wieder zu mir kam. Katharine stand vor mir, rieb mir weinend die Schläfe mit Essig und erzählte mir alsdann, sie wäre zufällig in's Zimmer gekommen, als sie bemerkte, daß ich von dem Bette auf den Boden hätte sinken wollen. Uebrigens war diese Ohnmacht rasch vorübergegangen, und als ich nach einer Stunde wieder aufstand, fühlte ich nichts mehr davon, doch bemerkte ich dann erst zu meinem Schrecken, daß ich mir, wahrscheinlich beim Hineindrücken des Holzpflöckchens, meinen Finger blutig geritzt, und zwar so arg, daß ich ihn verbinden mußte, um das Blut zu stillen. Was sollte ich darüber meinem Mann sagen, als er Nachmittags nach

Hause kam, denn mit seinem scharfen Auge mußte er die kleine Wunde augenblicklich entdecken. Glücklicherweise erzählte ihm Katharine, als er vor dem Hause vom Pferde stieg, in ihrer Geschwätzigkeit von meiner Ohnmacht, worauf er in ein paar Sprüngen die Treppe heraufeilte, leise die Thüre des Zimmers öffnete, und mich alsdann erregt, wie ich ihn nie gesehen, und zärtlich besorgt in die Arme nahm, ja auf's Herzlichste meine Augen küßte, als ich zu weinen anfing, und mich mit tausend Schmeichelworten versicherte, dieser Anfall habe gar nichts zu sagen, aber er wolle es doch so einrichten, daß er in der nächsten Zeit nicht mehr genöthigt sei länger vom Hause wegzubleiben; die Verwundung am Finger, die er sogleich sah, nahm er als durch meinen Fall verursacht an, nur ein einziges Mal war es mir, als schaue er mit einem eigenthümlichen Blick nach dem alten Kleiderkasten. — Beunruhige Dich aber nicht, liebe Mama; was ich Dir so eben geschrieben mit dem verschlossenen Zimmer, wird gewiß seine guten Gründe haben, und bin jetzt fest überzeugt, daß es rothe Bänder waren, die ich gesehen, und keine Blutflecken."

Dieser Brief war wohl geeignet, die Heiterkeit der Kriegsräthin, mit der sie jedesmal den Brief ihrer Tochter in Empfang nahm, bedeutend zu dämpfen, und so geschah es auch in der That. Sie ließ das verhängnißvolle Schreiben in ihren Schooß niederfallen, und dachte mit ernstem Gesichte über den Inhalt nach. Wenn ihr, als einer praktischen und gescheidten Frau, auch Manches erklärlich war, und sie dasselbe als ganz natürlich ansah, so war ihr dagegen die Geschichte mit der geheimnißvollen Thüre wichtig genug, um darüber voll Unruhe nachzudenken. Dabei trug es nicht zur Besänftigung ihrer aufgeregten Stimmung bei, daß Sophie gerade in's Zimmer trat, und als sie mit ihrem scharfen Auge einen Brief ihrer Schwester gewahrte, wie ein Stoßvogel darauf losfuhr, und trotz der Einreden ihrer Mutter triumphirend las.

„Siehst Du wohl?" sagte sie alsdann, und schlug mit der rechten Hand heftig auf das Blatt, „siehst Du wohl, wie meine Befürchtungen gerechtfertigt waren? — — arme Elise! Glaubst Du noch nicht, Mama, daß sie in die Hände eines herzlosen Tyrannen gefallen ist? O, diese Männer! Keiner hat ein Herz, selten ist einer im Stande, das

zarte Gemüth eines weiblichen Wesens zu verstehen, und es schonend, wie es sein soll, zu behandeln. O, Mama, ich halte es für meine Pflicht, zu meiner Schwester zu eilen und ihr rathend zur Seite zu stehen."

„Das wäre mir ein rechter Unsinn," erwiederte die Kriegsräthin mit großer Ruhe, „Du mit Deinem empfindsamen, unpraktischen Wesen wärest wohl im Stande da helfend einzugreifen. Ueberlaß das Leuten, die etwas davon verstehen. Daß Elise ein wenig schwarz sieht, finde ich ganz natürlich, und die Geschichte mit dem verschlossenen Zimmer wird sich auch noch sicher aufklären."

„Könnte ich nur seinen Blick vergessen," sprach die reife Jungfrau mehr zu sich selber, als zu ihrer Mutter, „jenen Blick, mit dem er oft lauernd um sich schaute, und dabei das höhnische Zucken seiner Mundwinkel."

„Vergiß das Alles so gut Du kannst," erwiederte die Kriegsräthin „und überlaß uns diese Angelegenheit, sei aber so gut und sprich nicht, darüber; es ist nicht nothwendig, Deinen Vater zu beunruhigen."

Diesen dringenden Wunsch ihrer Mutter erfüllte Sophie übrigens nur sehr bedingungsweise; denn wenn sie ihrem Vater auch nicht gerade die ganze Geschichte erzählte, so ließ sie doch zuweilen Aeußerungen fallen, die den guten Kriegsrath nach und nach stutzig machten, und zu weiteren Nachfragen veranlaßten. So kam es denn, daß er endlich seine Frau ernsthaft aufforderte, ihm die letzten Briefe Elisens vorzulegen. Nachdem er sie gelesen, schüttelte er sehr ernsthaft mit dem Kopfe, legte die Hände auf den Rücken, und sagte seine Meinung in der Art eines Selbstgesprächs, wie er oft zu thun pflegte, und von dem er hie und da einen Satz durch eine fragende Wendung an seine Frau richtete.

„Wozu braucht man überhaupt in einem Hause," meinte er, „heimliche Gemächer, die beständig verschlossen sind, und angeblich als Rumpelkammer dienen? Oder, warum sagt man seiner Frau nichts davon und erregt ihren Verdacht, indem man sie durch das Schlüsselloch zufällig sehen läßt, daß es keine Rumpelkammer ist, sondern ein ehemaliges Schlafzimmer mit herabgelassenen Vorhängen? — Findest Du darin einen Sinn, mein Kind?"

„Ich kann mir seine Absicht bei dieser Verheimlichung allerdings

auch nicht erklären," warf die Kriegsräthin dazwischen, „doch halte ich unsern Schwiegersohn für einen Ehrenmann im vollsten Sinne des Wortes, und bin überzeugt, er hat seine Gründe dafür, die Elise schon erfahren wird, wie er ihr ja auch gesagt."

„Was die Blutflecken anlangt," fuhr der Kriegsrath düster fort, „so könnte man denken, unsere Tochter habe sich allerdings getäuscht und es sei ein rothes Band gewesen — doch mußt Du auch nicht vergessen, daß in diesen alten Schlössern oftmals geheimnißvolle Sachen vorfielen, die eben solche Spuren hinterließen."

„Aber Bärenberg würde diese Spuren vertilgt haben, wenn er wirklich so etwas vorgefunden."

„Mit dieser Aeußerung," entgegnete der Kriegsrath, indem er stehen blieb, um tief aus seiner weißen Halsbinde hervor seine Gattin anzuschauen, „bringt man uns auf die Höhe der Situation: fand man allerdings derartige Spuren vor, so würde man sie vertilgt haben, oder wäre anzunehmen, oder vielmehr man könnte annehmen, oder noch besser, mit Grund zu Argwohn wäre man vielleicht berechtigt anzunehmen, diese Spuren, welche da sind, seien nicht vorgefunden worden, sondern erst später entstanden, und das würde allerdings diese Sachen etwas düster und verwickelt machen."

„Lieber Mann," entgegnete die Kriegsräthin mit scheinbarer Unbefangenheit, jedoch mit etwas zweifelhaftem Lächeln, „jetzt spricht aus Dir der ehemalige Auditor, der über einen Aktenstoß brütet und sich die größte Mühe gibt, den verhängnißvollen Faden aufzufinden. Ich will Dir was sagen, mein Lieber, Du hast mich immer Deine praktische Frau genannt, und ich glaube mich dieses Namens einmal wieder recht würdig zu machen, wenn ich mich in der nächsten Zeit aufmache, um Elisen zu besuchen: sei versichert, ich komme schon hinter das Geheimniß dieses verschlossenen Zimmers."

Der Kriegsrath zog lang und hörbar den Athem in sich hinein, senkte alsdann, wieder langsam auf und ab gehend, seine gedankenvoll gefurchte Stirn tief auf die Brust hinab, und erwiederte nach einer längeren Pause: „Im Grunde hast Du recht; Bärenberg hat Dich so oft und dringend eingeladen, die Sommertage sind angenehm, sie laden zum Reisen ein, und für alle Fälle gebe ich Dir gewichtige Schreiben mit

an den Oberamtsrichter jenes Bezirks, dessen Namen ich mich von früher erinnere, und der Dir im Nothfalle mit Rath und That an die Hand gehen würde."

So wurde denn die Reise der Kriegsräthin beschlossen, da aber diese gute Frau ihr Haus seit langen Jahren nicht mehr verlassen, so vergingen ein paar Wochen, ehe ihre Vorbereitungen so weit gediehen waren, daß sie sich im Stande sah, den Tag ihrer Abreise festzusetzen. Wer weiß aber, ob dieser Tag nicht noch mehrmals hinausgeschoben worden wäre, wenn nicht ein Umstand die Kriegsräthin veranlaßt hätte, ihre Abreise so viel als thunlich zu beschleunigen. Elise hatte nämlich nach jenem von uns erwähnten Briefe noch ein paarmal, und dann immer nur sehr wenige Zeilen geschrieben, durch die unverkennbar ein Hauch der Trauer wehte, und dann war auffallender Weise eine Zuschrift des Herrn Bärenberg eingelaufen, worin er sagte, seine Frau befände sich nicht ganz wohl, das Schreiben greife ihre Nerven an, weßhalb er mit Vergnügen ihre Korrespondenz besorge.

Sophie versäumte nicht, das unter dem Verdächtigen als das Allerverdächtigste zu finden. „Elise," sagte sie, „die so gerne schreibt, meine starke und gesunde Schwester, sollte in wenigen Monaten so weit herunter gekommen sein, daß es ihr Mühe macht die Feder zu halten, um an ihre Eltern zu schreiben. Und doch glaube ich Alles, was der Herr Schwager sagt," setzte sie mit einem hysterischen Lächeln hinzu, „heruntergekommen wird sie allerdings sein, wenn sie überhaupt noch lebt; aber wodurch kann sie in so kurzer Zeit heruntergekommen sein, das frage ich, aus welchem Grunde kann die gute, heitere, lebenslustige Elise in so kurzer Zeit so ernst und traurig geworden sein, wie aus ihren letzten Briefen hervorgeht? Das möchte ich erfahren."

Die Kriegsräthin wechselte einen bezeichnenden Blick mit ihrem Mann, dann gab sie ihrer Tochter zur Antwort: „Es gibt Dinge, die man Dir bei Deinem gewiß nicht kleinen Verstande dennoch nicht genügend erklären kann; glaube mir aber, daß es besser wäre, wenn Du Deine ewigen Aufhetzereien bleiben ließest, und Deiner Mutter zutrautest, daß sie schon selbst in dieser Sache klar sehen wird — also in acht Tagen, nach unserer großen Wäsche, die ich nothwendig vorher abhalten muß, reise ich ab."

Und so geschah es auch. Nachdem die Wäsche wieder in Schränken und Kasten untergebracht war, verließ die Kriegsräthin, wenigstens halbberuhigt, mit dem Eilwagen die Residenz, und schrieb auch schon nach zwei Tagen, daß sie glücklich angekommen sei, daß sie glaube, Bärenberg habe sich recht gefreut sie zu sehen, daß es Elisen recht ordentlich ginge, und daß sie, die Mutter, in ein paar Tagen den ausführlichsten Bericht einsenden würde über Alles, was ihr interessant erscheine, und gewiß auch über das geheimnißvolle Zimmer.

Aber dieser ausführliche Bericht blieb aus: es vergingen acht Tage, vierzehn Tage, drei Wochen, die Kriegsräthin sandte keine Zeile, nicht als ob man während dieser ganzen Zeit ohne Nachricht von Elisen geblieben wäre, im Gegentheil, Herr Bärenberg schrieb pünktlich von Woche zu Woche, und sagte in diesen Schreiben, es ginge Alles vortrefflich, der Kriegsräthin gefiele es außerordentlich auf dem Lande, doch machten sich beide Frauen, Mutter und Tochter, so viel in der Haushaltung zu schaffen, daß sie gar nicht zum Schreiben kämen.

Diese Briefe gab Sophie, sobald sie sie gelesen, ihrem Vater mit einem stummen, vielsagenden Blick zurück, und wenn er sich darauf zuweilen achselzuckend gegen sie wandte, so sagte sie kopfnickend, und mit einem unbeschreiblichen Lächeln um ihre dünnen Lippen: „Natürlich, reden darf ich nicht, wie es mir um's Herz ist, sonst heißt es, ich verläumde, hetze auf, aber der Tag wird noch kommen, wo man mir Gerechtigkeit widerfahren läßt, aber zu spät — zu spät — arme Elise!"

Da sie bei der Abwesenheit ihrer Mutter freie Hand hatte, ihre liebevollen Ansichten über den Schwager und das häusliche Glück ihrer Schwester preiszugeben, so braucht bei ihrer Gemüthsstimmung, bei ihrem Hasse gegen die ganze Männerwelt wohl kaum erwähnt zu werden, daß sie davon die umfassendste Anwendung machte, und daß es ihr vollkommen gelang, den sonst so ruhigen Kriegsrath in eine quälende Unruhe hineinzujagen. Hatte sie doch etwas Furchtbares erfahren und nicht versäumt, dieses ihrem Vater zur geeigneten Zeit mitzutheilen: Eine alte treue Nähterin nämlich, eine etwas geschwätzige Person, unter deren geschickter Hand die Aussteuer Elisens entstanden, und die lange Jahre in dem kriegsräthlichen Hause aus- und eingegangen war, hatte es sich nicht nehmen lassen, diese Aussteuer bei der

Verheirathung ihres Lieblings, Elisens, mit dem Packwagen selbst nach der neuen Heimat der jungen Frau zu geleiten, und dort für das Unterbringen der Unmassen Leinwand u. s. w. selbst Sorge zu tragen. Sie war acht Tage damit beschäftigt gewesen, und äußerte sich im Allgemeinen über das Haus, wo Elise wohnen sollte, über die Einrichtung desselben, die Dienerschaft und Aehnliches ziemlich wohlwollend. Nur war es damals schon Sophien aufgefallen, daß die alte Nähterin mit einem Seufzer häufig den Wunsch wiederholte, Elise möge mit ihrem Manne doch auch recht glücklich werden. Die zartfühlende Schwester hatte anfänglich den bezeichnenden Seufzer zu diesem Wunsche nicht beachtet, nicht verstanden, jetzt aber erinnerte sie sich mit einer wahren Gier desselben. Sie machte die Alte bei einer guten Tasse Kaffe vertraulich, ließ sich auf's Neue von der Umgebung Elisens erzählen, brachte die Rede geschickt auf Herrn Bärenberg, und als sie mit großer Befriedigung jetzt den gewissen Seufzer wieder vernahm, seufzte sie auch ihrerseits, spielte auf ein getrübtes Verhältniß an, entlockte der Nähterin zustimmende Aeußerungen, forschte und bohrte weiter mit einer unglaublichen Geschicklichkeit, und erfuhr dann endlich, daß ihr Schwager mit seiner ersten Frau durchaus nicht glücklich gelebt, daß man von heftigen Szenen wisse, die zwischen Beiden vorgefallen, und daß das Ende der armen, unglücklichen Frau ein außerordentlich rasches gewesen sei.

Daß Sophie, als sie ihrem Vater hierüber Mittheilung machte, nichts that, um das Gehörte durch irgend einen Zusatz zu mildern, oder auch nur hinzugesetzt, das Ganze sei ein vages Dienstbotengeschwätz, verstand sich bei ihrer angenehmen Gemüthsstimmung von selbst; im Gegentheil, sie drückte ihre Hände krampfhaft zusammen, blickte den armen Kriegsrath tief seufzend an, und sagte, langsam mit dem Kopfe nickend: „Und einem solchen Ungeheuer hat man meine unglückliche Elise überliefert! Gott, wie danke ich dir, daß du es in deiner Gnade gefügt, mich mit einem Manne zu verschonen."

Wir wollen es nicht verrathen, daß der Kriegsrath in diesem Augenblicke still in sich hinein denselben Gedanken aussprach, aber im Namen des jungen Männergeschlechts, denn seine Tochter Sophie erschien ihm in ihrer Gehässigkeit höchst unliebenswürdig.

„Ha,“ rief er aus, indem er sein Kinn frei und stolz aus der umhüllenden Halsbinde erhob, „sollte man doch glauben, dieser gute Bärenberg sei in der That ein Wärwolf, ein mörderischer Blaubart? — Lächerlichkeiten ohne Ende. Ich werde meiner Frau schriftlich tüchtig den Kopf waschen, daß sie mir nicht selbst schreibt, oder daß sie nicht wenigstens Elise veranlaßt, ihren Briefwechsel mit uns fortzusetzen.“

„Die Aermste,“ erwiederte Sophie mit einem Blicke gen Himmel, „wenn sie überhaupt noch im Stande ist zu schreiben, wenn wir überhaupt noch eine Zeile von ihrer Hand zu sehen bekommen.“

„Albernes Geschwätz, das ich mir verbitte,“ rief entrüstet der Kriegsrath, „und das Du wenigstens nicht loslassen solltest in Gegenwart Deiner kleinen Schwester, die Dich mit großen Augen ansieht und nicht weiß, was sie von all' dem dummen Zeug zu halten hat.“

Und in der That blickte Pauline, die auf einem Schemel am Fenster saß und an einem Strumpfe strickte, ziemlich verwundert auf, als ihr Vater und Sophie ihre Stimmen so laut erhoben, was namentlich der Erstere sonst nicht zu thun pflegte.

„Ich muß mich wahrhaftig an dieses Kind wenden,“ fuhr der Kriegsrath feierlich fort, „um in ihrer kindlichen Antwort eine Beruhigung zu finden gegen Deine gehässigen Reden. Nicht wahr, Pauline,“ wandte sich der einigermaßen geängstigte Vater an das kleine Mädchen, „Du magst Deinen Schwager leiden, Du freust Dich, ihn zu besuchen?“

„Ja, wenn er Elise nichts zu Leide gethan hat,“ gab diese zur Antwort, wobei sie mit wichtiger Miene emsig fortstrickte.

„Was soll er ihr zu Leide gethan haben?“ rief der Kriegsrath heftig entrüstet, „wer sagt dergleichen dummes Zeug?“

„Unten in der Küche sprechen sie davon,“ erwiederte Paulinchen, „und sie sagen, er wäre der Blaubart.“

„Nein, das ist zu toll,“ rief der Vater, die Hände zusammenschlagend, „solchen Unsinn vorzubringen, solch' elende Dummheiten auszusprengen über einen Mann, von dem ich, der Vater, weiß, daß er meine Tochter außerordentlich liebt.“

„Im Gegentheil, au contraire,
Der Blaubart liebt sein Weib nicht mehr,“

rezitirte das kleine Mädchen altklug ein Sprüchlein, das sie ebenfalls in der Küche oder sonst wo gehört.

„Nun denn, in's Himmels Namen,“ rief der Kriegsrath in höchster Ungeduld, „so wollen wir uns Alle mit eigenen Augen überzeugen, wie es da droben steht — und wenn — doch nein,“ unterbrach er sich selbst, „wie kann ich als ein erwachsener Mensch, als ein verständiger Mann und Beamter, solchen Unsinn in meinem Kopfe beherbergen.“ Er sagte das allerdings in einem sehr entschlossenen Tone, doch vermied er dabei seine Tochter Sophie anzuschauen, um deren Lippen etwas zu sehen war wie ein triumphirendes Lächeln.

„Auf Dein dummes Gerede hin,“ fuhr der Vater nach einer Pause fort, „würde ich wahrhaftig nicht daran denken, nur einen Fuß zum Hause hinaus zu setzen, aber Seine Excellenz der Herr Kriegsminister sprachen mir gestern davon, daß es jetzt eine passende Zeit sei, um mit meinem Urlaubsgesuch zu kommen. So will ich's denn auch thun, und gebe Euch beiden acht Tage Zeit, um Eure Sachen in Ordnung zu bringen.“

„Und ich soll auch mit zum Blaubart?“ fragte das kleine Mädchen halb ängstlich, halb erfreut, doch setzte sie, ohne eine Antwort abzuwarten, entschlossen hinzu: „Nur wenn Papa mitgeht und Du, Sophie, da habe ich keine Angst, mich frißt er doch zuletzt, und ohne Euch möchte ich auch nicht mehr da sein.“

Die acht Tage gingen vorüber wie Alles in der Welt, der Urlaub war bewilligt, die Sachen der beiden Mädchen eingepackt, und an einem schönen Herbstmorgen, denn der Sommer war unterdessen vergangen, hielt Morgens um sechs Uhr ein Lohnkutscher vor dem Hause des Kriegsraths, um die Familie von dannen zu führen. Sie brachen bei so guter Zeit auf, um vor Abend den Ort ihrer Bestimmung zu erreichen, denn es war bis dahin ungefähr zehn Stunden, und unterwegs mußte auch den Pferden Zeit zum Fressen und Ausruhen gegeben werden.

Die Gegend, durch welche man fuhr, war so herbstlich schön und malerisch ausgeschmückt, wie sich eine erbleichende Kokette je noch

schmücken kann, indem sie ihre Toilette verziert mit den Tausenden rother und gelber Blätter, mit dem Alles vergoldenden Sonnenstrahl auf dem Hintergrunde des klarsten dunkelblauen Himmels.

„Ach, wie ist die Welt so schön,“ seufzte Sophie, „und wie ist es so traurig, daß diese wunderbare Welt mit so furchtbaren Charakteren bevölkert ist, und blutig gefärbt wird von grauenhaften Verbrechen — o Gott! — lieber nicht leben, als so gedrückten Herzens.“

Dieß schien jedoch am heutigen Tage nicht der Fall beim Kriegsrathe zu sein, wenigstens bemerkte man an seinem Benehmen während des Vormittags, auch im Verlaufe des Mittagessens, und in den ersten Nachmittagsstunden nichts an ihm von einem gedrückten Herzen; im Gegentheil, er war so heiter, wie man ihn lange nicht gesehen, und es that ihm wohl, wie er heute schon ein paar Dutzendmal gesagt, statt des Aktenstaubes Gottes herrliche Luft einathmen zu können.

„Und da, inmitten der Wälder wird's —“ noch besser sein, wollte er sagen, noch schöner, ja förmlich poetisch, doch schnitt ihm ein Blick auf seine Tochter Sophie, die ihm ganz im vernichteten Bewußtsein einer geknickten Lilie gegenüber saß, das Wort vom Munde, und ließ ihn mit einem stillen Seufzer der Ergebung schließen.

Als sie endlich ihrem Ziele näher und näher gerückt, als der Kutscher ihnen einen weißen Punkt als das Jagdschloß bezeichnete, wo Herr Bärenberg hauste, da verdüsterte der Gedanke an seinen Schwiegersohn, der alle Anlagen zu einem wirklichen Blaubart hatte, die helle Seele des bis jetzt so glücklichen Beamten. Vielleicht wurde er in der That von den geängstigten Weibern da oben als Retter sehnlichst erwartet, vielleicht erkletterte jetzt eine derselben den hohen Wartthurm, um hinauszuschauen nach den helfenden Brüdern, während der Blaubart unten sein furchtbares „komm' herab!“ erschallen ließ.

Sie kamen näher und näher; es ging furchtbar geschwind mit diesen doch so müden Gäulen. Jetzt trat der schwere Thurm des Schlosses mit seinem grauen Gemäuer deutlich hervor auf dem grünen Waldhintergrunde, und jetzt rief die kleine Pauline, welche von den Dreien das schärfste Auge hatte: „Sieh', Papa, auf dem Thurme dort scheint Jemand zu sein, eine Gestalt, die wie mit einem weißen Tuche winkt.“

Und so war es in der That; man sah da oben etwas wie eine Figur mit einem weißen, flatternden Gewande, die sich auffallend hin und her bewegte.

„Seltsam," murmelte der Kriegsrath, und blickte fragend in die Augen seiner ältesten Tochter, welche dieselben aber starr auf den Thurm und die Gestalt gerichtet hielt, und alle ihre Sehkraft anstrengte, um in derselben ihre arme Mutter oder ihre unglückliche Schwester zu entdecken.

— Ha! mit einem Male war sie verschwunden, die Gestalt nämlich, und gerade, als sie in dem nächsten Augenblick so nahe kommen mußten, daß sie deutlich unterscheiden konnten, welche der beiden bejammernswerthen Frauen ihnen hülfeflehend die Hände entgegenstreckte.

Sophie wußte nichts Besseres zu thun, als die Augen mit ihrem Sacktuche zu verdecken; sie hätte sich auch gerne die Ohren verstopft, denn sie fürchtete irgend einen gräßlichen Schrei zu hören, und während der Kriegsrath etwas starren Blickes der Entwicklung all' dieser Räthsel entgegen sah, war die kleine Pauline die Einzige, welche sich über die schöne, malerische Lage des Schlosses freute.

Jetzt fuhr der Wagen durch den Thorbogen und hielt an der geöffneten Thüre des alten Wartthums. Sophie hatte schon vorher den Wagenschlag geöffnet, sprang hinaus, und eilte, von einem richtigen Instinkt getrieben, so rasch als sie konnte die hohen Treppen hinauf, um vielleicht doch noch etwas beitragen zu können zur Rettung der unglücklichen, so eben räthselhaft verschwundenen Gestalt. Eilig kletterte sie höher und höher, so daß ihre Kniee zitterten, und daß sie Mühe hatte Athem zu holen. Oben führte die Treppe gegen eine Thüre, die nur angelehnt war, weßhalb sie dieselbe hastig aufstieß und in ein kleines Thurmgemach stürzte, wo sie aber, sich rings umschauend, weder die Gestalt von vorhin noch sonst irgend etwas Lebendes erblickte. Das Zimmer war übrigens wohnlich und hübsch eingerichtet, und das geöffnete Fenster zeigte wie eingerahmt ein Stück der weiten schönen Ebene. Doch war jetzt wahrlich keine Zeit um Aussichten zu betrachten; sie wandte sich rasch wieder gegen den Ausgang des Zimmers, um vielleicht eine Treppe höher zu finden, was sie suchte, als sie bemerkte, daß die Thüre von außen zugedrückt wurde, als sie hörte, daß man einen

schweren Riegel vorschob, und als sie sah, wie sich ein Paar Augen an einer kleinen vergitterten Oeffnung eben dieser Thüre zeigten. Auch ließ sich der zu diesen Augen gehörende Mund mit tiefer, heiserer Stimme vernehmen und sprach also: „Der Herr dieses Schlosses hat erfahren, daß es Euch, hochedle Jungfrau, gelungen ist, hinter seine so wohl verwahrten Geheimnisse zu kommen, und beschloß, Euch hier oben in Gewahrsam zu halten, bis er Zeit finden wird, Euch die nöthige Aufklärung zu geben; ein Imbis nach gehabter anstrengender Fahrt wird wohl nicht nöthig sein, da Alles rasch vorübergeht."

Vernichtet sank die unglückliche Jungfrau auf ihren Stuhl, blickte thränenden Auges hinaus in die von den Strahlen der Abendsonne goldig beschienene Landschaft. „Jetzt wäre der Augenblick gekommen, wo ich sehnsüchtig spähen müßte nach aufwirbelndem Staube, nach glänzenden Harnischen, strahlenden Helmen und funkelnden Schwertern — aber vergebens," sprach sie weiter, „wer wird meiner gedenken, die hier oben einsam und gefangen ist; welch' treues Herz schlüge schneller, wenn es von meinem Unglücke hörte? ach keines — keines, und das ist gerade der Jammer."

— — — — „So komme denn, Wüthrich — Ungeheuer," rief sie mit der ganzen Entschlossenheit einer deutschen Jungfrau, „sende Deine Schergen, ich will mit Standhaftigkeit ertragen, was das Schicksal mir bestimmt."

— — — — Kopfschüttelnd hatte der Kriegsrath gesehen, daß seine ältere Tochter rasch entschlossen in dem Wartthurm verschwand, und da er überzeugt war, daß deren entschlossener Charakter mit allen Schrecken, die dort oben vielleicht sein möchten, fertig werden würde, zog er Pauline aus dem Wagen, allerdings einigermaßen verwundert, daß noch immer Niemand zu seinem Empfange erscheine als ein alter Diener mit einem etwas finsteren Blick, der mit einer stummen Verbeugung den Haupteingang in's Schloß zeigte. Dort auf der Treppe, die in den untersten Stock führte, erschien nun allerdings Herr Bärenberg mit überraschter Miene über den unverhofften Besuch, auch reichte er seinem Schwiegervater die Rechte, die dieser übrigens etwas zögernd annahm, und murmelte von vielem, unverhofftem Vergnügen. Droben traten sie in ein geräumiges Zimmer ein; der alte, mürrische Diener,

der ebenfalls gefolgt war, nahm hier die Hand der kleinen Pauline, flüsterte ihr ein paar Worte zu, und führte sie darauf durch eine Nebenthüre in ein anderes Gemach.

Der Kriegsrath blickte dem kopfschüttelnd zu, und erst als sich die Thüre hinter seiner letzten Tochter geschlossen, und er einen lauten, wie es ihm schien, ängstlichen Ruf derselben vernahm, wandte er sich hastig an seinen Schwiegersohn, und sagte mit einigermaßen erregter Stimme, „aber sagen Sie mir um's Himmels Willen, was soll das Alles bedeuten? Meine Frau, zuerst durch Klagen meiner Tochter und dann durch deren Stillschweigen beunruhigt, reist hieher, und statt uns zu berichten, was sie hier Eigenthümliches gefunden — ich wollte sagen, wie sich Elise befindet, läßt trotz unseres wiederholten Schreibens keine Zeile von sich vernehmen. Wir eilen — ich gestehe es, Herr Schwiegersohn, mit nicht ganz ungerechtfertigter Besorgniß hierher, und finden einen seltsamen Empfang; auf dem Wartthurm sehen wir eine Gestalt, die uns zu winken scheint und dann verschwindet, und weder meine Frau noch meine Tochter läßt sich vor uns erblicken; ein grämlicher Diener entführt meine kleine Pauline, und Sie, Herr Schwiegersohn, stehen stumm vor mir, und befleißigen sich eines fatalen, unmotivirten Stillschweigens.“

Darauf strich sich der also Angeredete, indem ein seltsames Lächeln auf seinen finstern Zügen spielte, mit der Hand über sein glattrasirtes Kinn, wo die nicht zu vertilgenden Ueberreste des schwarzen Bartes auffallend blau durch die weiße Haut schimmerten, und antwortete nach einer langen, beängstigenden Pause: „Was wollen Sie, mein werther Herr Schwiegervater? so ist nun einmal der Empfang im Hause des Blaubarts, und damit ich Sie in diesem fürchterlichen Hause, langsam wie es sich gehört, von Schrecken zu Schrecken führe, so ersuche ich Sie mir zu folgen. — Belieben Sie zu bemerken“, fuhr er in trockenem Tone fort, „daß dieses Gemach, wo wir uns gerade befinden, ein Vorzimmer ist, in dem ich meine unglücklichen Schlachtopfer zu empfangen pflege; dort rechts ist eine größere Halle, wo man bei fröhlichen Veranlassungen zu speisen pflegt, und wenn wir — ich bitte, mir zu folgen — das anstoßende Gemach durchschritten haben, so gelangen wir, wie Sie sehen, in das Schlafzimmer des fürchterlichen Blaubarts.

Treten Sie beruhigt ein, alle Spuren seiner grausamen Verbrechen sind getilgt.“

Der überraschte und einigermaßen verblüffte Kriegsrath wußte nicht wie ihm geschah, und was er von diesen sonderbaren Reden zu halten habe. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, müssen wir gestehen, daß er etwas befangen in das Schlafzimmer trat, dessen ganze Einrichtung er aus einem Briefe Elisens kannte. Dort war auch der geheimnißvolle Schrank, und auf diesen schritt Herr Bärenberg zu, wobei er mit düsterem Tone sprach, „dort ist die gewisse Thüre, an der ich die Neugierde meiner Frauen zu prüfen pflege, und da auch Elise diese Probe nicht vollkommen glänzend bestand, so sehen Sie mit eigenen Augen, was weiter daraus erfolgte.“

Mit einer leichten Kraftanstrengung drehte er den schweren Kasten von seiner Stelle, öffnete dann die Thüre in's Nebenzimmer so weit als möglich, und lud durch eine Handbewegung seinen Schwiegervater ein näher zu treten.

Dieser machte so kleine Schritte, als er nur immer machen konnte, und es wechselte mit jedem Schritte die Stimmung seines Gemüthes. Seine anfängliche Furcht ging in ein gelindes Hoffen über, als er statt eines düsteren Gemaches ein angenehm erhelltes Zimmer sah, von dem weiße, leuchtende Vorhänge den grellen Sonnenstrahl abhielten. Dieses Hoffen verwandelte sich bei dem nächsten Schritte, den er vorwärts that, in die angenehme Gewißheit, daß sein Schwiegersohn, der Blaubart, doch keiner von jenen allzu blutgierigen Blaubärten sei, welche gleich ganze Familien auszurotten pflegen; denn an sein Ohr schlug das heitere Lachen seiner kleinen Tochter Pauline, die in ihrer lustigen Laune ganz das Ebenbild der Mutter war, und von dieser im nächsten Augenblicke accompagnirt wurde. — Durch Staunen und Hoffnung glitt hierauf das Herz des Kriegsraths, als er auf der Schwelle des geheimnißvollen Zimmers stand, zur innigsten Freude, ja zu wahrem Entzücken über, als er hier ein Familienbild sah, wie er's sich nur in seinen kühnsten Phantasieen ausgemalt, dabei aber immer ein Fragezeichen gemacht, welches bedeuten sollte, ob ihm hienieden wohl ein solches Glück bescheert sein würde. — Und es war Alles Wahrheit, was er sah, keine Täuschung der Sinne, keine trügerischen Zauberbilder.

Da saß seine geliebte Tochter Elise in einem breiten Fauteuil, lächelte ihm auf's Liebevollste zu und streckte ihm beide Hände entgegen. Sie sah ganz gut aus, die junge Frau Bärenberg: ihre Augen leuchteten vor Glück und Seligkeit, nur waren ihre Gesichtszüge von einer interessanten Bläſſe bedeckt.

Hinter dem Fauteuil stand die Kriegsräthin strahlend vor Wonne, und dunkelroth vor unterdrücktem Lachen. Später sagte sie oft, sie wäre in diesem Augenblicke fast erstickt an einem krampfhaften Lachanfall, den sie gewaltsam hätte niederhalten müssen, so äußerst komisch wäre das Gesicht ihres Gemahls gewesen.

Für dessen Augen aber lag die Hauptanziehungskraft im Anblick der kleinen Pauline, die zu den Füßen ihrer Schwester auf einem kleinen Schemel saß, und auf ihren Knieen einen kleinen Erdenbürger hielt, der sich im höchsten Staate eines weißen Kissens mit blutrothen Bändern befand — o, diese blutrothen Bänder!

Das Erste, was der Kriegsrath nach all' diesen gewaltigen Gemüthsbewegungen that, war, daß er mit beiden Händen seinen Schwiegersohn am Kragen faßte, ihn derb schüttelte, dann mit komisch verzogenem Gesichte in des Blaubarts seltsam funkelnde Augen schaute, und daß er hierauf seiner kriegsräthlichen Würde so ganz und gar vergaß, um dem Schwiegersohn zwei schmatzende Küsse auf die Wangen zu drücken. Dann ging er gravitätisch auf seinen kleinen Enkel zu, nahm ihn sorgsam in die Arme, betrachtete aufmerksam, als hätte er nie etwas Aehnliches gesehen, das rosige Gesicht des schlafenden Staatsbürgers, seine zusammengeballten Fäuste, worauf sein glücklicher, zufriedener Blick deutlich bezeichnete, daß er an dem neuen Ankömmling nichts auszusetzen habe.

— — Und Sophie, die eingekerkerte Jungfrau im Thurmgemache? Sie hatte sich vollkommen in ihr Schicksal ergeben, endlich auch die Beute des fürchterlichen Blaubarts zu werden. Sie hatte es über sich vermocht, am Fenster stehend, mit ziemlicher Ruhe in die abendlich glühende Landschaft zu schauen.

„Ich möchte hingeh'n wie das Abendroth," hatte sie deklamirt, und sonst noch Allerlei von verschiedenen Dichtern. Sie dachte, komme was da kommen mag, und ihr Herz schlug nicht einmal geschwinder,

als nun der alte mürrische Diener erschien, um sie ihrem wahrscheinlich schauerlichen Verhängnisse entgegenzuführen.

Um aber nicht in den Fall zu kommen, wiederholen zu müssen, setzen wir nur noch hinzu, daß Sophie beinahe den gleichen Gang, wie ihr Vater, zu gehen hatte, und auch endlich von ähnlichen Empfindungen beseelt, Mutter, Schwester und den kleinen Neffen sah. Eines bitteren Gefühls aber konnte sie sich nicht entschlagen, als der Blaubart ihre Hand ergriff, sie herzlich schüttelte, und ihr sagte, „ein wenig Strafe hatten Sie schon verdient, denn Sie waren es doch eigentlich, welche durch Ihr Mißtrauen mich zum Blaubart gestempelt haben.“

„Nicht durch mein Mißtrauen allein,“ erwiederte die Jungfrau, „sondern Ihr geheimnißvolles, mir noch nicht erklärliches Wesen in Betreff dieses Zimmers hat nicht ungerechte Veranlassung zu meinem Mißtrauen gegeben — wenn übrigens Elise zufrieden ist, so kann ich es ja auch sein.“

„Gewiß, liebe Schwester,“ rief die junge Frau mit leuchtenden Augen, „ich bin nicht nur zufrieden, sondern namenlos glücklich.“ Dann zog sie Sophie näher zu sich herab, schlang ihre beiden Arme um deren Hals und flüsterte ihr in's Ohr: „das Zimmer hier war schon für mich und den Kleinen eingerichtet, lange vorher, ehe ich es wissen durfte — das verstehst Du doch, Sophie?“

Nun sind wir freilich nicht ganz überzeugt, ob Sophie das vollkommen verstand, aber sie war klug genug, zu thun, als habe sie es verstanden, und auf ihrem Gesichte, nachdem sie sich wieder emporgerichtet, die vollste Zufriedenstellung zu zeigen. Ja, sie näherte sich ihrem Schwager, reichte ihm die Hand und sagte: „Ich verzeihe Ihnen“.

Nehmen wir an, daß Herr Bärenberg darüber sehr glücklich war, wenigstens zeigte er eine Heiterkeit und eine lustige, fast muthwillige Laune, wie man bisher nie an ihm gesehen, und wetteiferte in diesem Punkte mit der glücklichen Kriegsräthin, die im Hause schaltete und waltete, als sei sie die eigentliche Hausfrau. Selbst das Gesicht des mürrischen Dieners hatte sich vollkommen aufgeklärt, ja er schmunzelte still vergnügt, als er nun mit der Meldung in's Zimmer trat, daß das Essen aufgetragen sei.

Hierauf wurde der schlafende kleine Blaubart von seiner Wärterin in Empfang genommen, und die Familie begab sich in die Halle, die in der That ein köstliches Gemach war mit hohen Bogenfenstern, durch welche Sophie jetzt die gleiche Landschaft sah wie vorhin auf dem Thurme, nur jetzt mit anderen, behaglicheren Empfindungen. Ja, diese Empfindungen der Jungfrau gingen während des Mahles in eine weiche, heitere Stimmung über, denn Herr Bärenberg hatte zu seinem heutigen Gastmahle ein paar Freunde aus der Nachbarschaft und den ersten Beamten der Eisenwerke eingeladen. Und so saß denn Sophie zwischen einem unternehmenden Ingenieur und einem kühnen Förster, Beide ledig, Beide über jene Jahre hinaus, wo gewissenlose jüngere Männer mit schwachen Mädchenherzen verbrecherisch zu tändeln pflegen.

Lassen wir aber der Zukunft ihr Recht, und gehen wir in unseren Erörterungen nicht weiter, als daß wir sagen, der kühne Jäger habe am Schlusse des Mahles einen tüchtigen Schritt vor dem unternehmenden Ingenieur voraus gehabt und gewagt, Sophien zuzuflüstern, wie er so einsam sei in seinem stillen Försterhause, und wie er das bis jetzt nie so traurig gefühlt. —

Das Diner aber war der Art, um Jedermänniglich, besonders aber die Herren in eine heitere, glückliche Stimmung zu versetzen. Da waren Gerichte und Weine, deren manche der gute Kriegsrath nur vom Hörensagen kannte, weßhalb er es für seine Pflicht hielt, namentlich mit dem Geschlechte der Letzteren eine genaue Bekanntschaft, ja eine alles Andere vergessende Freundschaft zu schließen.

Und als nun die Champagnerpfropfen flogen, als alle möglichen Toaste ausgebracht waren, füllte der glückselige Kriegsrath sein Glas, winkte seinem Schwiegersohne bedeutungsvoll über den Tisch hinüber, und stieß mit seiner ihm gegenüber sitzenden Tochter an: „Auf das Wohl des Blaubarts, wie wir ihn kennen gelernt!“

Eine Ausstellungsfahrt.

Plaudereien aus Paris und London.

Eine Ausstellungsfahrt.

Plaudereien aus Paris und London.

Paris, den 15. September.

Lieber Freund!

Mit einer anerkennenswerthen Pünktlichkeit hat uns die Eisenbahn gestern Abend um halb neun Uhr hierher nach Paris gebracht. Was uns auf der Fahrt von Stuttgart Bemerkenswerthes aufgefallen und angenehm oder unangenehm berührt, läßt sich in wenigen Worten zusammenfassen, und diente uns in den Compartiments des Eisenbahnwagens, den man uns, wir waren zu fünf, in Straßburg freundlich eingeräumt, zur Unterhaltung, als sich hinter Epernay die Landschaft allmälig nächtlich umhüllte, als die helle Wagenlampe freundlich leuchtete, und als wir nach eingenommenem vortrefflichem Diner in eben genannter Stadt mit Erlaubniß der beiden Damen unserer Gesellschaft in der behaglichen Ecke unsere Cigarren rauchten.

Es ist eine unglaublich kurze Zeit, die Zeit von fünf Uhr Morgens bis acht Uhr Abends, um von Stuttgart nach Paris zu gelangen, namentlich für uns, die wir uns noch deutscher Eilwägen, des Bankets auf den französischen Diligencen, ja selbst des bequemen Eckplatzes der Malle im Vergleich zu jetzt als etwas kaum Erträgliches erinnern.

Die neuen württembergischen Eisenbahnwägen lassen, selbst für eine längere Fahrt, nicht mehr viel zu wünschen übrig, und der Schnellzug hat das Gute, daß hier meistens genugsam Platz vorhanden ist, um selbst mit einer Gesellschaft von fünf bis sechs Personen zusammenbleiben zu können, eine Annehmlichkeit, die aber verschwindet, wenn

man in Bruchsal auf die badische Eisenbahn kommt. Mit seltenen Ausnahmen bleiben auch nur zwei zusammen Reisende ungetrennt, und wenn auch noch leere Wagen genug vorhanden sind, so wird doch meistens eine gewisse Partie mit einer unangenehmen Gewissenhaftigkeit vollgepfropft, ehe eine leere Abtheilung geöffnet wird. Wohlthuend ist es dagegen in Straßburg, wo man freundlichst Rücksicht auf eine kleine Gesellschaft nimmt, die sich zusammengefunden, und wo der Familie, wie auch uns geschehen, ohne Weiteres ein Compartiment eingeräumt wurde, das uns auch bis Paris verblieb.

In Epernay sollte man alle Chefs von Eisenbahnrestaurationen Studien machen lassen. Freilich weiß man dort ein paar Stunden vorher genau, wie viel Personen diniren werden, denn die betreffenden Kondukteure erkundigen sich während der Fahrt darnach und melden die Zahl telegraphisch nach Epernay. Unser Diner dauerte nicht viel länger als zwanzig Minuten, war vollständig mit Reisenden besetzt und wurde so vortrefflich servirt (wobei zu bemerken ist, daß jedem Gaste sein reichlicher Antheil mit dem Teller aufgetragen wird), daß man zwischen den einzelnen Gängen den Zahnstocher behaglich in Anwendung sah, statt jener unruhig scheuen Blicke nach der Thüre des Nebenzimmers, wo die auftragenden Kellner so boshaft langsam erscheinen, während doch der Zeiger der Uhr mit rasender Schnelligkeit vorrückt. Selbst das reichliche Dessert konnte mit aller Ruhe abgeleert werden, und man brauchte hier nicht mit jener ängstlichen Hast Zahlung zu leisten, die uns oft zwingt, kleine Münze, die wir herausbekommen sollten, zurückzulassen.

Angenehm ist auch die gute Beleuchtung in den französischen Eisenbahnwagen; man könnte ganz gut ein Buch oder eine Zeitung lesen, und ist im Stande, Fahrpläne und dergleichen zu studiren.

Erst in Château Thierry füllten sich die Wagen an, doch blieben auch wir wie ein paar andere Gesellschaften, die von Straßburg her kamen, in unserem Compartiment allein. Obgleich wir so auf die angenehmste Art unsern Weg fortsetzten, sahen wir doch alle mit Vergnügen die Anzeichen, daß wir uns der Weltstadt näherten. Dörfer und Landhäuser reihten sich dichter aneinander, und dort, allerdings noch ziemlich weit von uns, war der dunkle Nachthimmel erhellt im Wider-

schein Tausender und aber Tausender für uns noch unsichtbarer Gasflammen. Dann erschien uns die Luft über der Stadt wie ein heller Nebelstreifen, durch den einzelne helle Sterne blitzten. Diese Sterne näherten sich, bildeten lange Reihen und Figuren, und endlich huschte der erste derselben, zu einer Gasflamme umgewandelt, scheinbar an uns vorüber, dann wieder einer, dann eine ganze Gruppe zu beiden Seiten, rechts und links Feuerlinien, Legionen von Eisenbahnwägen der verschiedensten Form beleuchtend, zwischen denen der Zug hindurchrasselte. Man erstaunt immer wieder über diese Masse von Beförderungsmaterial und eben so sehr über die Ordnung, welche unter diesen Tausenden und aber Tausenden von Fahrzeugen dem geringsten Transportkarren seinen Platz anweist und ihn aufzufinden vermag.

Paris! — Der Kondukteur öffnet eilfertig die Wagen, und wir könnten unsern Gasthof aufsuchen, wenn nicht unsere Koffer des Oktrois wegen noch einer Durchsuchung unterworfen wären, wenigstens müssen wir warten, bis alles Gepäck in den großen Saal geschafft ist, worauf man sich artiger Weise mit der Versicherung begnügt, daß man keine Lebensmittel bei sich führe.

Unterdessen hatte ich Zeit, mich eines der kleinen sechssitzigen Omnibusse zu versichern, die sich zahlreich am Bahnhofe einfinden, und mir vor allen Dingen dessen Nummer zu merken. Man bringt die Damen und das Handgepäck dort unter, und hat alsdann Zeit, sich um seine Koffer zu bekümmern. Eine Viertelstunde später rollten wir den Boulevard de Straßbourg hinab durch das heitere, feenhaft beleuchtete, glänzende Paris. Wenn man zum ersten Male diese Gasverschwendung sieht, die strahlende Beleuchtung der Läden, hie und da aus Feuer gebildete Namen der Ladenbesitzer, so könnte man auf die Vermuthung gerathen, heute werde in Paris irgend ein Fest gefeiert. Aber wir finden jeden Abend das Gleiche, und nicht nur auf den verschiedenen Boulevards, sondern auch als wir rechts in eine enge Seitenstraße einbiegen. Auch hier Laden an Laden, eine Gasflamme berührt fast die andere, und wo wir in eine Seitenstraße hineinblicken, dieselbe Helle, derselbe Glanz. Man hat hier in Paris angefangen, einzelne Straßen, statt zu pflastern oder zu macadamisiren, mit einer Lage Cement, worauf eine Lage Asphalt kommt, zu überziehen, was für die

Fahrenden eine eigene, höchst angenehme Wirkung hervorbringt, wenn der auf dem Steinpflaster rasselnde Wagen nun so plötzlich ohne alles Geräusch wie auf einem Zimmerboden dahingleitet.

Soviel ich mich erinnere, habe ich Dir schon früher einmal das Hôtel Bergère, Rue Bergère, empfohlen, wo ich schon seit ein paar Jahren, so oft ich nach Paris kam, wohnte. Es ist ein höchst angenehmes Haus, groß genug, um unter den Zimmern Auswahl zu haben, und auch wieder nicht zu groß, so daß man mit Ausnahme seines Zimmerkellners und des Portiers bei dem übrigen Personal nicht nur als der Herr von Nummer sechzehn erscheint. Der größte Theil der Zimmer geht auf einen von der Straße zurückgezogenen Hof, so daß man Abends, wenn man von dem Lärmen der Stadt nach Hause kommt, angenehme Stille findet, und nicht bis Morgen von dem Wagengerassel am Schlafe gehindert wird.

Das Hôtel du Louvre kennst Du aus eigener Anschauung, hast selbst dort gewohnt und warst mit mir einverstanden, daß, so prächtig und komfortabel das Haus eingerichtet ist, man sich doch im vierhundertvierundvierzigsten Zimmer unter tausend Personen, die im Hôtel wohnen, gar zu verlassen und einsam fühlt.

In letzterer Zeit ist nun das zweite Riesenhôtel in Paris eröffnet worden, gegenüber der Rue de la Paix, also in der vortrefflichsten Lage der Stadt, wo eben die ausgedehnten Grundmauern der im Bau begriffenen großen Oper zu Tage treten. Wie man mir erzählte, sollte dieses Hôtel den Namen Hôtel de la Paix führen, doch fand sich in irgend einer unbekannten Straße von Paris ein kleiner Gasthof desselben Namens vor, weßhalb das neue Haus den Namen „Grand Hôtel“ annahm, welchen es auch seiner Größe wegen zu führen berechtigt ist. Es ist ein wahrer Koloß von einem Hause, hat einen prachtvollen mit Glas bedeckten Hof wie das Hôtel du Louvre, Telegraphenbureaux im Hause und Telegraphendrähte, welche die sechshundert Zimmer mit dem Bureau in Verbindung setzen. Was Pracht und Eleganz zu ersinnen vermag, ist an diesem Hause, an seinen Treppen, Korridoren, Zimmern mit ihrem fabelhaften Ameublement verschwendet. Die Vestibule der einzelnen Stockwerke sind mit Blumen garnirt, und auf dem des ersten Stockes erblicken wir ein großes Bild von Alfred de Dreux. Von den

sechshundert Zimmern sind jedesmal zwanzig zu einem Poste de service vereinigt, und werden von zwei Kellnern, einem Kammerdiener und einer Kammerfrau bedient. Diese vier Personen sind aber dann auch die einzigen von den Hunderten von Beamten des Hauses, die eigentlich wissen, wer Du bist, wie Du heißest. Für alle übrigen repräsentirst Du nichts als eine Nummer, wie sich denn auch der Telegraph auf dem Bureau, wenn ein Besuch für Dich da ist, nicht anders nach Dir erkundigt, und das ist für mich ein unbehagliches Gefühl. Ich mag es gerne hören, wenn ich beim Kommen und Gehen meinen Namen aussprechen höre.

Die Grundmauern der neuen Oper, deren ich so eben erwähnte, lassen auf ungeheure Dimensionen dieses Hauses schließen, dessen schmale Façade sich gegen die Boulevards öffnen wird. Zwei breite neue Straßen schneiden sich unter spitzen Winkeln, und hier ist auf der schmalen, nichtsdestoweniger großartigen Façade der Oper der Haupteingang von dem Boulevard des Capucines aus. Auf der vierten längeren Seite grenzt die Oper an die Rue St. Nicolas.

Wenn schon das große Areal der Grundmauern auf einen Prachtbau schließen läßt, so wird man noch viel mehr in dieser Ansicht bestärkt, wenn man die verschiedenen Plane, Façaden und Durchschnitte näher betrachtet, die in dem Bureau de l'Agence des travaux ihrer weiteren detailirten Ausführung unter der Leitung eines jungen, sehr talentvollen Architekten Garnier, der durch Konkurs unter vielen Konkurrenten den Preis davon trug, entgegensehen.

Auf diesem unregelmäßigen Vierecke ist auf wirklich geniale Weise eine Reihe von verschiedenen Bedingungen glücklich erfüllt.

So hat der Kaiser gesonderte Zufahrt, ein ganzes Appartement neben seiner Loge, große Stallungen und Remise für seine Eskorte. Auch ist eine besondere Zufahrt für Abonnirte vorgesehen. Auf der schmalen Langseite sind zwei Zufahrten für nicht Abonnirte, und unter einer Reihe von Arkaden, über welchen sich die Loggie des Grand Foyer öffnet, reichliche Eingänge für die zu Fuß Ankommenden.

Ein prachtvolles Treppenhaus, mehrere kleine Treppen und bequeme Kommunikationen machen eine schnelle Füllung und Entleerung des Hauses möglich.

Das Arrangement des Zuschauerraumes ist bequem, und findet sich wie in dem neuen Théâtre du Châtelet eine glückliche Kombination der Logenfreiplätze unserer deutschen Theater mit den Familienlogen der italienischen.

Ueber die Art der Beleuchtung sind noch nicht die nöthigen Studien gemacht. — Die Bühne ist groß und kann bis an die äußerste Umfassungsmauer durch die Coulissen, deren größerer Theil jedoch in einem ganz getrennten Gebäude untergebracht werden wird, und Garderoberäume Behufs großartiger Perspektiven verlängert werden.

Die Administrationsräume finden sich in den hintern Flügeln links und rechts vom Bühnenraume mit gesonderten Zugängen und Treppen. Für die Statisten und Pferde ist in einem Entresol unter dem Bühnenraum genügend Raum gewonnen.

Das Aeußere verspricht großartig zu werden, und die Façaden zeigen einen reichen, opulenten, zwar durchaus neuen, aber dem Charakter der neuen Louvre-Bauten sich annähernden Styl; auch spricht sich deutlich und klar auf allen vier Seitenfaçaden der Charakter einer großen Oper aus.

Für die paar Tage, die ich mir dießmal vorgenommen hatte in Paris zu bleiben, werde ich mich wohl hüten, den großen Museen und Bildergallerieen zu nahe zu kommen, vielmehr wollen wir das günstige Wetter benützen, um Paris mit seinen kolossalen Neubauten einige, wenn gleich flüchtige Blicke zu schenken, und uns die neue Physiognomie der beständig wechselnden Stadt einzuprägen. Allerdings wirst Du Alles dieß wieder anders finden, wenn Du vielleicht nach einem halben Jahre hierherkommst, doch kann es Dir als ein Wegzeiger dienen, um neue, prachtvolle Straßen und Boulevards zu finden, wo jetzt ein Chaos von Trümmerhaufen liegt. Wenden wir uns nach dem Boulevard du Temple, wo neben der Kaserne du Prince Eugène die größeren und kleineren Theater waren, die uns so manchen vergnügten Abend verschafft. Es würde Dir wahrscheinlich gehen wie mir, wenn Du, aus dem Omnibus steigend, dort, wo die Théâtres lyrique, de la Gaîté, du Cirque impérial, des Folies dramatiques, des Funambules und St. Lazare waren, jetzt mit Ausnahme des Ersteren nichts wie die bloßen Mauern sähest, in denen die halbrunden Sitzreihen kaum

noch angedeutet sind, und wo eine riesenhafte Trace durch Hunderte von größeren und kleineren Häusern nach der Barrière du Drôme sich Dir als zukünftiger Boulevard du Prince Eugène darstellt. Das Theater Dumas, Montpensier, Lyrique, wie es nach einander hieß, steht allein unangetastet; doch sind auch seine Tage gezählt, und mit geschlossenen Fensteraugen erwartet es den Todesstreich. Dieß hat von allen wohl die kürzeste Lebensdauer gehabt; denn ich erinnere mich noch ganz gut seiner Eröffnung, und wie ich kurze Zeit darauf dort im Jahre 1848 „Le Chevalier de la maison rouge“ sah, jenes so prachtvoll in Szene gesetzte Revolutionsstück, in dem die wilden Weisen der Girondisten und der Marseillaise schon eine bedeutungsvolle Introduktion bildeten zu den bald darauf folgenden blutigen Februartagen. Wenn zu jener Zeit in den kleineren Theatern auf dem Boulevard du Temple der Vorhang fiel, so tauchten die Blusenmänner en masse aus der Parterrerepublik auf, oder erschienen in den vorderen Reihen der oberen Gallerieen, und wie auf ein gegebenes Zeichen scholl aus Hunderten von Kehlen der Refrain des Liedes der Girondisten: „Mourir pour la patrie (mourir pour la patrie), c'est le sort le plus beau, le plus digne d'envie.“ Im damaligen Theater Dumas folgte auf die Aufführung des „Chevalier de la maison rouge“, die Aufführung des vom Verfasser des Romans dramatisirten „Monte-Christo“, und dieses Monstrestück sollte, wie die Affichen besagten, in fünf Abenden gegeben werden. Man fing mit zwei Abenden an, für welche man zusammen die Billete lösen mußte, was auch ich that, und nicht bedauerte, dieses Spektakelstück mit angesehen zu haben. Jede Vorstellung währte von Abends halb acht Uhr bis ein Uhr nach Mitternacht, und am zweiten Abend hatten wir die Exposition des ganzen Stückes glücklich überwunden. Dantes berühmten Andenkens war aus dem Château d'If entwichen, und Caderousse hatte den Juwelenhändler ermordet, der ihm den berühmten Diamanten zum Kaufe anbot. Jeder Aktschluß war ein Meisterstück in Szenerie und Kostümen. Besonders erinnere ich mich, wie die Kerker des Château d'If in den Boden versanken, dann die Plattform der Insel mit ihren Mauern, Thürmen und einer hervorspringenden Bastion erschien, Alles im hellsten Mondschein, der auch das dahinterliegende, weite Meer silbern bestrahlte. Großartig

war ebenfalls in seiner Art die zerbrechliche Hütte von Caderousse, die, während der Mord geschah, von einem Sturme geschüttelt und fast umgeworfen wurde; dabei war es in dekorativer Hinsicht so wohlthuend, das Leuchten der Blitze nicht durch die Seitencoulissen hereindringen zu sehen, oder zwischen dem Podium und der Leinwand des Hintergrundes, sondern nur da, wo sich das Leuchten des Blitzes in der Natur zu zeigen pflegt, durch die Spalten der Thüre und durch die Risse der morschen Fensterläden. Die versprochenen weiteren drei Akte sind übrigens, so viel ich weiß, nie gegeben worden. Schwerlich würde sich auch das Publikum für alle fünf Akte gefunden haben, und somit war diese Spekulation des großen Alexander eine verfehlte, wie das ganze Theaterunternehmen selbst, welches die Schulden seines Schöpfers bedeutend vermehrt haben soll. — Noch eine kurze Weile, und man wird sagen, es war.

Die große Trace des Boulevards du Prince Eugène erscheint jetzt noch wie ein ausgebrannter Stadttheil, doch ist man schon eifrig damit beschäftigt, am Boden die Trümmerhaufen zu entfernen, diesen selbst zu planiren, und so wird, getrieben von der gewaltigen Willenskraft, welche die neuen Bauten der französischen Hauptstadt regiert, in wenigen Monaten auch dieser Boulevard fahrbar sein, und werden zu seinen beiden Seiten kolossale Neubauten mit unglaublicher Schnelligkeit entstehen. Der Boulevard du Prince Eugène mündet an der Barrière du Thrône, wo geheimnißvolle Vorbereitungen getroffen werden, um einen Triumphbogen nach Art des Arc de Triomphe an der Barrière de l'Etoile zu erbauen; ich sage geheimnißvoll, denn rings um den weiten Platz in der Barrière sind haushohe Bretterverschläge errichtet, welche den neugierigen Blick zurückweisen. Jemand, der etwas davon wissen konnte, sagte mir, es soll hier ein riesenhaftes Rondell aus Triumphbogen entstehen, in dessen Mitte sich eine Kopie der Trajanssäule in Rom, von der die Franzosen Abgüsse genommen, in Bronze erheben soll.

Dort, wo die Rue de la Roquette den Boulevard du Prince Eugène durchschneidet, soll eine Statue des Prinzen Eugène zu stehen kommen. Ehe wir diesen Stadttheil verlassen, muß ich Dich noch ein paar Straßen seitwärts führen an die ehemaligen Kais Valmey und

Jemappes, im Herzen des Faubourg St. Antoine, wo der Seinekanal, dessen trübe Wasser, die Schauerliches genug erzählen könnten, zwischen ärmlichen Arbeiterwohnungen zahlreiche Lebensmittelschiffe trugen, jetzt überwölbt sind, einen breiten Boulevard bildend, der mit grünen Squares bedeckt ist, wo über den Pflanzen und Blumen kühlende Wasserstrahlen springen, wo die Bevölkerung massenhaft, namentlich an Sonn- und Feiertagen spaziert, und wo zahllose Kinder herumspielen, sich der breiten Straße und der frischen Luft freuend.

Auf der Impériale des Omnibus ersuche ich Dich als unsichtbarer blinder Passagier mitzufahren, und wieder einmal das Straßenleben des alten lustigen Paris zu überschauen. In diesem rastlosen wechselvollen Getriebe hat sich nicht viel verändert; es fängt heute genau so wieder an, wo es gestern, wo es vor einem Jahre aufgehört. Dieselben Omnibusse mit ihren schweren, weißgrauen Pferden, dieselbe Masse von Fiakern aller Art, behaglich flanirende Spaziergänger, eilig das Gewühl durchschneidende Geschäftsleute, an den Straßenecken die würdevoll dastehenden Sergents de Ville, welche mit einem Winke, einem Worte, den eigensinnigsten Kutscher zum Ablenken nöthigen. — Dieser buntfarbige, schillernde, brausende Strom von Wagen, Pferden, Menschen an den gleichen, buntfarbigen, schillernden, glänzenden Magazinen vorüberziehend, und diese Magazine selbst, wenn auch im ewigen Wechsel, doch immer die gleiche blendende Auslage bietend, heute sich darstellend, wie sie gestern und vor Jahren war. Ob dort, wo wir neulich Modesachen verkaufen sahen, heute Bronzewaaren ausgelegt sind, oder sich im Eckhaus statt des Magazins de Nouveautés ein neues Café befindet, ist ja vollkommen gleichgültig; selten achten wir auf eine solche Veränderung. Nur eine, die mir zufällig in die Augen fiel, machte mich lachen: nicht weit von der Rue du Faubourg Poissonnière befand sich dazumal, um im Style alter Erzähler zu reden, in einem kleinen Laden der Schwindel des Lingot d'or, eines ungeheuern Goldklumpens, der, auf einer eleganten Wage liegend, sein fabelhaftes Gewicht und so seinen Werth, ich glaube von fünfmalhunderttausend Franken, anzeigte. Mit ihm wurde eine Lotterie veranstaltet, wo man das Loos zu einem Franken kaufte und so ein halber Millionär werden konnte, und nicht nur die guten Pariser, sondern auch Fremde, zu

denen ich mich leider zählen muß, machten in jener Zeit förmlich Queue vor dem kleinen Laden, um ihre Franken zu einer Lotterie los zu werden, über deren Resultat ich nie mehr etwas vernommen habe. Jetzt wird dort mit andern Spielwaaren gehandelt, und andere Kinder drängen sich um zierliche, sehr hübsche Automaten.

Wir rollen vorbei an der Porte St. Martin, und sehen vor uns die Porte St. Denis, beide majestätische Zeugen einer längst vergangenen Zeit und eines viel kleineren Paris! Nicht nur die meisten Cafés, an denen wir vorüberfahren, sind dieselben geblieben, sondern die Gäste scheinen uns dort noch gerade so gruppirt zu sitzen wie gestern und wie vor Jahren; dieselben kleinen, runden Tische mit einem herbeigezogenen Stuhl, der zum Fußschemel dient. Wie aber Alles hier der Mode unterworfen ist, so haben Speisen und Getränke in einem fort gewechselt. Der Kaffe allein hat sein Recht behauptet und ist nicht verdrängt worden. Wo sind aber alle die wohlschmeckenden Flüssigkeiten geblieben, die wir vor Jahren in den Gläsern hier erblickt? wo zum Beispiel die berauschende Chinoise, die sanfte Bavaroise, die Liqueurs verschiedenster Art, die so zahlreich mit und ohne Wasser getrunken wurden? Sie scheinen einem derben Eindringling gewichen zu sein, der, von jenseits des Rheines kommend, sich jetzt hier in den gewöhnlichsten wie in den eleganteſten Boulevard-Cafés in allen Sorten Gläsern breit macht — sogenanntes bayerisches Bier, welches jetzt hier in Paris den Namen „Bock" führt. Als dieses Getränke vor einem Jahre Mode wurde, verlangte man une choppe de bière, dann als es eingebürgert war, verlangte man einfach une choppe, und jetzt berechnet sich der Kellner mit Dir, indem er sagt: vous avez un bock, deux bocks. Da ich einmal an Boulevard-Kaffehausgenüssen bin, so kann ich Dir, und fast mit Bedauern, mittheilen, daß Ris au gras und Ris au lait, welches Letztere, dem gemüthlichen deutschen Reisbrei ähnlich, wir dazumal spät aus dem Theater kommend, da es fast überall zu haben war, häufig mit einander verzehrten, jetzt so vollkommen verschwunden scheint, daß Dir der Kellner eine Nachfrage nach Ris au lait vielleicht achselzuckend beantworten würde.

An der Ecke des Boulevard Sébastopol verlassen wir den Omnibus, um, auf dem breiten Trottoir behaglich flanirend, die neue prächtige

Straßenlinie zu betrachten. Wie durch Zauberei sind hier die fünf- bis sechsstöckigen Paläste entstanden. Es wäre unmöglich, eine solch' unglaublich rasche und doch solide Bauart zu verstehen, wenn der hier zu den Bauten verwandte Stein nicht das günstigste Material der ganzen Welt wäre. Bleiben wir einen Augenblick vor einem großen Hause stehen, um der Arbeit zuzuschauen. Der Stein kommt so weich aus den Brüchen, daß er mit viel weniger Mühe, als sei es Holz, in die verlangten Dimensionen geschnitten werden kann, worauf der Quader auf den Bauplatz geführt und, ohne daß es einer Nachhülfe bedarf, auf einander gesetzt wird. Ein fertiges Stockwerk hat jetzt allerdings eine etwas rohe Form, denn Fenster und Thüren sind viereckige oder gewölbte Löcher ohne Verzierung und Ausladung, womit das Haus jetzt auf die einfachste Art versehen wird, indem die Ausladungen mit einem kolossalen Hobel ausgestoßen und die Verzierungen in dem weichen Stein spielend ausgeschnitten werden. Nur dadurch ist es möglich, daß die in den letzten Jahren entstandenen Riesenbauten, das vollendete Louvre zum Beispiel, so rasch hingestellt werden konnten. Der Stein erhärtet sich ziemlich schnell und ist nach einigen Jahren so hart geworden, daß man mit Mühe etwas davon losschlagen kann.

Der Boulevard Sébastopol wird unstreitig einer der schönsten und belebtesten werden: er ist mit großen und kleinen Plätzen unterbrochen, zum Beispiel gegenüber dem Conservatoire des Arts et Métiers, auf welchem das neu erbaute Théâtre de la Gaîté liegt, und wo ein allerliebster Square mit reicher Marmoreinfassung jetzt schon trotz der jungen Bäume fleißig besucht wird und sich als eine wahre Wohlthat für die Bewohner der umliegenden Häuserquartiere erweist. Alle diese neueren Squares sind mit springendem Wasser versehen, wo gewöhnlich der Strahl eine Garbe bildet und einem geräumigen, meistens länglichen Bassin entsteigt, dessen Einfassung aus weißem und grauem Marmor besteht.

Die Façade des Théâtre de la Gaîté ist nicht sehr glücklich; der Zuschauerraum, obgleich sehr reich, doch nicht mit so feinem Sinne dekorirt als das Théâtre du Châtelet, wohin ich Dich später führen werde.

Mit den neu angepflanzten Bäumen auf allen diesen frisch ange-

legten Boulevards, die sehr von dem aus den Röhren entströmenden Gas, sowie von der Hitze und dem Staube der Stadt zu leiden haben, werden alle möglichen Experimente angestellt, um ihren Wurzeln genügend Luft und Feuchtigkeit zuzuführen. So sieht man jetzt die jungen Stämme mit einem vielleicht drei Fuß im Durchmesser haltenden gußeisernen Bodengitter eingefaßt, welches Feuchtigkeit einläßt und verhindern soll, daß die Erde über den Wurzeln fest getreten wird. Auch sonst noch wird der Stamm durch eine Umhüllung von zierlichen, grün angestrichenen Stäben geschützt.

Ehe wir weiter hinabschreiten will ich Dich noch einen Augenblick zur großen Centralhalle führen, dem bedeutendsten neuen Bauwesen aus Eisen und Glas, dem man seinen monumentalen Charakter nicht absprechen kann, diesem überwölbten Marktplatze, so lustig und freundlich auzusehen, daß es eine wahre Freude sein muß, Einkäufe zu machen. Jedes Corps de bâtiment bedeckt einen Raum von zwanzigtausend Quadratmeter, und wenn die Hallen mit den zwölf Pavillons vollendet sind, werden sie einschließlich der Dienstzirkulationswege eine Oberfläche von achtzigtausend Quadratmeter einnehmen. Es ist hier für Luft und Reinigung so vortrefflich Sorge getragen, daß es gar keinen störenden Eindruck macht, Fische, Geflügel und Blumen dicht neben einander aufgestellt zu sehen. Namentlich sind, was die Bewohner des Meeres anbelangt, umsichtige Anordnungen getroffen, daß der Geruch derselben nicht auf höchst unangenehme Art den Duft des Blumenmarktes beeinträchtigt. Die Fische liegen auf weißen Marmorplatten, und kaltes Wasser, welches über sie sprudelt, erhält sie in möglichster Frische. Die Eleganz der Halle, unter welcher alle diese Artikel feil geboten werden, scheint auch wohlthätig auf die ehedem so berüchtigten Dames de la Halle eingewirkt zu haben, und die Kultur, die alle Welt beleckt, mag wohl auch die ehemals gefürchteten pariser Fischerweiber manierlicher und ruhiger gemacht haben.

Auf dem Place du Châtelet endet der Boulevard Sébastopol am Ufer der Seine, wo er gerade auf den Pont au Change hinführt. Hier, neben dem malerischen Tour St. Jacques, der auch von reizendem Square mit schon älteren Bäumen umgeben ist, sind für zwei der zerstörten Theater des Boulevard du Temple, für das Théâtre lyrique

und du Cirque impérial zwei neue im hier sogenannten Neogrecstyl gebaut worden, von denen das erste seinen Namen behalten hat, das zweite aber jetzt Théâtre du Châtelet heißt. Diese beiden, schönen, aus weißem Steine erbauten Gebäude stehen rechts und links vom Boulevard, jedes auf einem kleinen Platze, was einen angenehmen Eindruck macht im Vergleich zu der Lage der meisten übrigen pariser Theater, wo man höchstens eine schmale Front sieht, zwischen zwei Häuserreihen eingequetscht, und man nicht begreift, wo der Riesenkörper des Theaters Platz findet.

Hier am Pont au Change präsentirt sich Paris auf das Prachtvollste; die Seine, von majestätischen Kais eingefaßt, welche belebte Terrassen bilden, hinter denen sich Palast an Palast reiht, den Fluß abwärts gleitet unser Blick über den Wasserspiegel zwischen seinen zahlreichen Nachen und Schiffen, und schwingt sich von einer kolossalen Brücke auf die andere, während aufwärts dem Strome die alte herrliche Notre Dame in ihrer gothischen Pracht ernst auf das neue Paris herabsieht.

Für heute, lieber Freund, will ich Dich aber nicht über die Seine hinüber führen, ersuche Dich vielmehr, einen Augenblick vor dem Théâtre du Châtelet zu warten, während ich dort in das Bureau de Location trete, um mir auf heute Abend Plätze zu dem großen Spektakel- und Zauberstücke Rothomago zu sichern, welches im Laufe des Frühjahrs und Sommers über zweihundertmale im ehemaligen Cirque impérial gegeben wurde, und jetzt hier in dem neuen Hause bei neuen Dekorationen und Kostümen wieder frische Anziehungskraft übt, damit ich Dir morgen getreu berichten kann, was ich in der Feenwelt am Hofe des großen Zauberers gesehen und erlebt.

Paris, den 16. September.

Lieber Freund!

Rothomago père & fils, nicht zu verwechseln mit den besseren Geistern Van der Veken père & fils, bewährt, wie ich Dir gestern schon angedeutet, noch immer seine Anziehungskraft, so daß das Haus

in allen seinen Plätzen vollständig besetzt war. Das Innere dieses schönen neuen Theaters steht in würdigem Einklange mit seinem Aeußeren: es ist mäßig groß, hat vier Logenreihen, und was ich bisher in den meisten französischen Theatern vermißte, im Parterre ziemlich bequeme Sperrsitze, wodurch es hier möglich ist, während der Vorstellung zu sitzen, ohne daß man den Krampf in die Kniee bekommt, und daß man im Entreakt hinausgehen kann, ohne gar zu große Indiskretionen gegen die sitzenbleibenden Damen zu begehen. Die Logenbrüstungen sind im griechischen Style ausgemalt, und die des ersten Ranges durch Waffentrophäen in Felder getheilt, in denen ganz unmotivirt und mit vieler Absichtlichkeit die Namen großer Kriegshelden prangen, im Fond natürlicher Weise der Name Napoleon, ihm zur Linken Julius Cäsar, und zur Rechten Alexander. Die Decke des Hauses besteht ebenfalls wie die des neuen Théâtre de la Gaîté aus Glas, welches von oben und wohl auf Kosten der Helle transparent durch Gas beleuchtet wird. Die in den Logen Sitzenden haben dadurch wohl den Vortheil, nicht in die blitzenden Gasflammen sehen zu müssen, doch trägt anderntheils wieder ein glänzender Kronleuchter sehr zur festlichen Ansicht des ganzen Intérieurs bei, wogegen die Gasdecke etwas Mattes, Kaltes hat, besonders hier, wo gelb in den Farben derselben vorherrschend ist. Dieses ist in dem neuen Théâtre de la Gaîté dadurch vermieden, daß die Glasdecke reiche, rothe Dessins hat, was einen warmen, viel wohlthuenderen Rosaton erzeugt. Die gute Sitte, daß hier die Damen in den Sperrsitzen erscheinen dürfen, ist aus dem ehemaligen Théâtre du cirque impérial in dieses Haus mit hinübergenommen worden, was dem Besuch desselben gewiß nicht schadet, und besonders für Fremde, die nicht immer Lust und Gelegenheit haben eine Loge zu erwerben, sehr angenehm ist.

Doch hört man in diesem Augenblicke hinter der Szene die drei bekannten Schläge — also zu Rothomago père & fils. Die Fabel dieser Feerie ist ziemlich komplizirt und darauf berechnet, in Dekorationen, Kostümen und Maschinerieen die größten Effekte einwirken zu lassen, was denn auch geschieht, und das Stück, abgesehen von seiner inneren Gehaltlosigkeit, zu einer interessanten Abendunterhaltung macht. Um selbstredend mit dem schönen Geschlechte anzufangen, so haben wir die

Fee Rageuse als Beschützerin der schönen Prinzessin Miranda, welche dem Sohn des mächtigen Zauberers Rothomago verlobt ist. Da aber Painpondor, der Neffe der Fee, Miranda ebenfalls liebt, und diese ihrem Bräutigam, einem jeune étourdi und petit misérable, wie er zuweilen genannt wird, nicht sehr zugethan scheint, so hat die Fee beschlossen, Unkraut unter den Waizen zu säen und die Verbindung zu hindern, zu welchem die Fee Rageuse der Prinzessin auf einer Fahrt durch die Lüfte à la Daumont par les quatre vents den Bauernburschen Blaisinet zeigt, in welchen sie sich natürlicher Weise verliebt. Das erfahren wir in der ersten Szene, wo der Prinzessin von den beiden Ehrenfräulein Mironton und Mirontaine die Hochzeitsgeschenke vorgelegt werden. Wir sind in einem prachtvollen Gemache im Feenstyl, überall die reichste Vergoldung und Möbel in den ausschweifendsten Formen. In der zweiten Szene erscheinen die zur Hochzeit Eingeladenen: la Fee Caraboſſe, la Fee Urgèle, Perlinpinpin, Croquemitaine, la Famille Merlin, Abracadabra, Nostradamus ꝛc. in fabelhaft reichen Anzügen nach dem Modejournal der Zauberer und mit entsetzlichen Physiognomieen, in denen zolllange spitze Zähne, Teufelsohren und furchtbare Augen vorherrschend sind; die nachtretenden Edelpagen dieser vornehmen Herrschaften sind junge Teufel, Drachen und dergleichen angenehmes Gesindel. Rothomago père erscheint ebenfalls in einer thurmhohen mit Charakteren verzierten Mütze, den Zauberstab in der Hand, und jetzt verkünden klatschende Ohrfeigen hinter der Couliſſe sowie Geheul der Dienerschaft, daß die Fee Rageuse sich nähert. „Ah mon Dieu,“ sagt die Prinzessin, „c'est ma marraine, la Fée Rageuse, qui a ses nerfs.“ Im Eintreten beohrfeigt sie ihren Neffen Painpondor, der ihr in irgend einer Kleinigkeit widersprach, und geräth völlig en rage, als sie bemerkt, daß der Bräutigam Rothomago fils, ce jeune étourdi, le petit misérable, noch nicht anwesend ist. „Ah,“ schreit sie, „un jour de noces, où est il le futur?“ worauf Rothomago père mit großer Würde antwortet, „je l'ai envoyé à Paris étudier le cotillon,“ was eine gleich große, wenn auch sehr verschiedene Wirkung auf das Publikum wie auf die Fee Rageuse macht. Letztere schwört bei irgend einem großen Zauberer, „daß wenn Rothomago fils nicht binnen einer Stunde erscheine, so sei seine Hochzeit zerrissen; dann

beantwortet sie ein begütigendes Wort ihres Neffen mit einer neuen furchtbaren Ohrfeige: „V'lan!“ und stürzt hinaus, worauf die Prinzessin seufzt: „Quel bonheur! si sa colère pouvait retarder mon mariage . . . le rompre, peut-être.“

In einer nun folgenden Szene läßt die Fee den Bauern Blaisinet in seinem Bett, welches aus dem Boden heraufsteigt, erscheinen, der den Anblick der Prinzessin als einen höchst angenehmen Traum betrachtet, in dieser Vermuthung bleibt, und endlich mit einem sehr zärtlichen Gefühl für Miranda verschwindet. Rothomago père hat sich indessen auf seinen astronomischen Belvedere zurückgezogen, wo er sich mit Painpondor beschäftigt, nach seinem ungerathenen Sohne auszuschauen. Da es hiebei vorkommt, daß die Beiden zu gleicher Zeit von beiden Enden in das Fernrohr schauen, so ruft der Zauberer, nachdem er gesagt, „retélescopons!“ aus, „ah, j'aperçois un âne,“ worauf Painpondor erwiedert, „mais non, c'est moi.“ Unter ähnlichen zarten Scherzen, wozu auch gehört, daß, als Painpondor zur richtigen Seite des Fernrohrs hineinschaut, sich von diesem eine riesige Hand ablöst und ihm eine klatschende Ohrfeige versetzt, erfahren wir, daß Rothomago fils, dieser leichtsinnige Strick, seinen Haupttalisman mit sich herumträgt, eine Zauberuhr nämlich, welche ihm von den Stunden des Tages und der Nacht verehrt wurden, die solchergestalt stark auf ihn influiren, woher es auch kommt, daß Rothomago fils bald sehr tugendhaft, bald sehr lasterhaft ist, daß er seine guten und schlimmen Stunden hat. Nachdem wir auf diese Weise auf den Sprößling des Zauberers vorbereitet sind, erscheint dieser selbst etwas angetrunken, ungeheuer lustig, lachend und singend:

„Corbleu,
Morbleu,
Sambleu,
Tremblez, je fais le Diable.
Tiens c'est papa,
Je sors de table.“

Rothomago fils, der Hauptträger des ganzen Stückes, wird durch eine Dame gespielt, und zwar durch Madame Esther M., eine hübsche, kecke, kleine Französin mit dunkelblonden Haaren, hellblondem Teint

und weichen, runden, angenehmen Formen. Sie ist nicht mehr in der allerersten Jugendblüte, doch was ihr an Fraicheur abgeht, weiß sie, wie manche Französin, durch Routine zu ersetzen. Madame Esther hat ein etwas stark gebogenes Näschen — daher der Name, würdest Du sagen.

Hier fällt mir eine Anekdote der berühmten Sängerin und Schauspielerin, Madame Vestris, ein, die ich irgendwo gehört oder gelesen, und die ich Dir nicht vorenthalten will: „Ein Fremder, der gehört hatte, daß dieselbe nicht immer grausam gewesen, sandte ihr bei Gelegenheit ihres Benefizes eine Banknote von fünfzig Pfund Sterling mit der schriftlichen Bitte, sich das Entreebillet Abends selbst abholen zu dürfen. Dieß Gesuch ward gewährt, der junge Mann erschien mit der Zuversicht und der Miene eines Eroberers zur bestimmten Stunde, doch war der Ausgang ganz wider seine Erwartung. Madame Vestris empfing ihn mit gemessener und sehr ernster Miene, und wies ihm stillschweigend einen Stuhl an, den der Ueberraschte schon um so verlegener einnahm, da er seine Banknote offen in ihrer schönen Hand erblickte. „Mein Herr," sagte sie, „Sie haben mir heute früh diese Note für eine Eintrittskarte zu meiner Benefizvorstellung geschickt, und für ein solches Billet ist es zu viel. Sollten Sie jedoch andere Hoffnungen damit verbunden haben, so muß ich die Ehre haben, Sie zu versichern, daß es mehr als zu wenig ist. Erlauben Sie daher, daß ich Ihnen damit nach Hause leuchte." Mit diesen Worten steckte sie die Note am nahen Lichte an, öffnete die Thüre, und leuchtete dem mühsam eine Entschuldigung stotternden, unglücklichen Versucher die Treppe hinab.

Soviel ich weiß, hat Madame Esther noch kein Billet von fünfhundert Franken an ihrem Lichte verbrannt, ist aber eine höchst amüsante und für diese Rolle vortreffliche Künstlerin. Unter dem Deckmantel d'être un peu grisé spielt sie ihren ersten Auftritt mit einer erschreckenden nonchalance, singt, tanzt und erzählt auf die Frage des würdigen Vaters: „Mais petit misérable, où as-tu vagabondé?" daß er in's Wasser gegangen sei mit einem ganzen Schiff voll junger, unschuldiger, für den Großsultan bestimmter Mädchen.

„Le jour de noces — ah le monstre!" „Urtheilt nicht zu

früh," gibt Rothomago fils zur Antwort, „ich beging eine gute Handlung, ich rettete das unschuldigste dieser unschuldigen Mädchen aus den Klauen der Seeräuber, verliebte mich in sie, und — même en causant avec ma femme non je ne pourrai l'oublier."

„Ah c'est trop fort!" ruft der alte Zauberer, muß aber seine weiteren Ermahnungen unterdrücken, da sämmtliche Eingeladene, mit ihnen die Fee Rageuse, wieder erscheinen. Nun kommen Vorwürfe von allen Seiten und Entschuldigungen des leichtsinnigen Bräutigams, welcher, um zu beweisen, daß er nicht gar zu spät dran ist, seine Zauberuhr hervorziehen will, und mit Schrecken eingestehen muß, daß er sie verloren hat.

Mit diesem Verluste schürzt sich der dramatische Knoten des Stückes. Wer sie auch gefunden haben mag, erhält durch sie die Macht, daß alle seine Wünsche und Befehle durch Zauberei ausgeführt werden müssen. Auch bleibt sie für ewige Zeiten bei ihm, wenn er binnen vierundzwanzig Stunden nur einmal die glückliche Idee faßt, sie aufzuziehen. Vergißt er dieses aber, so kommt sie um ein Uhr nach Mitternacht wieder in die Hände ihres rechtmäßigen Besitzers. Die Fee Rageuse, als Feind des Hauses Rothomago, will Alles anwenden, um den, der die Uhr gefunden hat, zu vermögen, daß er sie aufzieht; das Haus Rothomago aber sucht dieß auf jede Art zu verhindern. Natürlicher Weise hat Blaisinet die Uhr gefunden und ist damit unbewußt zu einem mächtigen Zauberer geworden. Die tollsten Wünsche, die er ausspricht, werden mit einem Aufwand der prachtvollsten Dekorationen, sowie der sinnreichsten Maschinerieen augenblicklich erfüllt. So ist er zum Beispiel auf dem Erntefeld; ein paar Dutzend Schnitterinnen beklagen sich über die Hitze des Tages, und als Blaisinet ihnen antwortet, „nun so möchte ich, daß ihr eure Kleider zu Hause gelassen hättet," so fliegen augenblicklich ihre Hauben, Mieder und Röcke davon, worauf Alle in einem ziemlich unaussprechlichen Kostüm schreiend davonlaufen. Blaisinet ist aber auch nebenbei der Bräutigam jenes jungen Mädchens Bruyère, die Rothomago fils den Seeräubern entrissen, und in die er sich verliebt. Da es dem Bauernburschen, wie wir bereits wissen, mit der Prinzessin ebenso ergangen ist, so haben wir also zwei Paare, deren Vereinigung das Stück zu einem heiteren Schlusse führen kann.

Rothomago fils hat sich unterdessen in den Palast begeben, wo die Stunden, seine Pathinnen, residiren. Hier sehen wir eine feenhaft zauberische Dekoration: Tempel und Hallen wie aus Luft und Morgenroth dargestellt, mit murmelnden Bächen und Springbrunnen, an denen wenig bekleidete Nymphen lagern, und in beständig wechselnden Stellungen und Gruppirungen reizende lebende Bilder darstellen. Die vierundzwanzig Stunden erscheinen, Damen in idealen Kostümen, mit einem Diadem von Sternen, in deren Mitte die goldene Ziffer der Stunde erscheint, welche jede repräsentirt; in der rechten Hand trugen sie einen Uhrzeiger. Leider sah man an den Repräsentantinnen dieser Stunden, daß die ewig rollende Zeit auch an ihren Kindern nicht spurlos vorübergeht: es waren unter ihnen sehr alte und sehr abgenutzte Stunden, wohl würdig die Vergangenheit darzustellen, aber nicht die Zukunft. Doch müssen wir die Stunden gemischt nehmen, wie sie sind, heiter und traurig, schön und häßlich. Rothomago fils wendet sich an einige unter ihnen, an die Stunde der Arbeit, des Diners, des Balls, des Schlafes, der Mitternacht, des Gebets, und beschwört sie ihm behülflich zu sein, daß der Finder der Uhr das Aufziehen vergesse. Es ist dieß eine ganz hübsche Szene, in welcher die Stunden mit leichten, anmuthigen Couplets versprechen, ihm zu dienen.

Die Fee Rageuse ihrerseits aber wendet Alles an, um Blaisinet zu veranlassen, daß er vor Ablauf jener Stunden die Uhr aufzieht, um im Besitz derselben zu bleiben, und so ihren Feinden Rothomago Vater und Sohn ihre Macht zu entziehen. Nach und nach erscheinen nun die Stunden, wie ich sie Dir vorhin genannt, und helfen Rothomago fils gegen Blaisinet, so daß dieser bei der Zauberei, die er sieht, oder bei den Genüssen, zu welchen man ihn verführt, seine Uhr aufzuziehen vergißt, worauf dann jedesmal die Fee Rageuse erscheint, und ihm, sowie Painpondor, der ihn als Freund begleitet, auf die Antwort, er habe die Uhr aufzuziehen vergessen, ein paar klatschende Ohrfeigen hinschlägt. Bei der Stunde des Diners wird dem armen Blaisinet ungeheurer Hunger und Durst angezaubert; er ist hier noch als Bauer gekleidet, und befindet sich mit anderen Freunden in seiner ärmlichen Hütte. „Wenn aber Alles, was ich wünsche, geschieht,“ sagt er, da er natürlicher Weise auf die Kraft der Zauberuhr aufmerksam geworden,

„warum soll ich nicht verlangen in einem prächtigen Saale auf goldenen Tafeln zu speisen, warum soll ich nicht ein vornehmer Kavalier und ihr mein Gefolge sein? — so sei es!" Und bei diesen Worten verwandelt sich das ganze Zimmer, aber nicht nach Art eines gewöhnlichen Dekorationswechsels, in einen prachtvollen Saal, die hölzernen Stühle und Tische in goldene Möbel, Blaisinet und die Bauern in reichgekleidete Kavaliere, und zwar mit einer solch' fabelhaften Präzision und Schnelligkeit, daß man wirklich fast an Zauberei glauben könnte. Begreiflicher Weise veranlaßt der ungeheure Durst Blaisinet, mehr Wein zu trinken als er vertragen kann, und so befindet er sich denn, als die Glocke schlägt, in einem Zustande völliger Betrunkenheit, hat vergessen, die Zauberuhr aufzuziehen, und empfängt seine klatschende Ohrfeige, worauf der Vorhang fällt.

Zur Stunde des Balles befinden wir uns in einem Saale, dessen Wände, Decke, kurz Alles, was man sieht, aus Spitzen und Brillanten besteht; ein sehr zahlreiches Balletkorps rast herein, tanzt in den schillerndsten, prachtvollsten Kostümen spanisch, italienisch, griechisch, indisch, bacchantisch und bacchanalisch, und wenn wir auch in Sachen der Tricots bei neueren Balleten schon Einiges gewohnt sind, so können wir hier den Wunsch doch nicht unterdrücken, etwas von den Spitzen, die an die Wände und Decken verschwendet sind, möchte zur Verlängerung der Tanzröcke verwendet werden; man sieht in der That zu viel oder — zu wenig. Blaisinet ist denn auch von diesem Augenblicke so berauscht, daß er natürlicher Weise abermals vergißt die Uhr aufzuziehen, die Fee Rageuse erscheint — „v'lan, v'lan!" die beiden Ohrfeigen sitzen comme à l'ordinaire.

L'heure du Coucher zeigt uns Blaisinet mit dem von ihm unzertrennlichen Painpondor, todmüde von allem Erlebten, im Begriffe zu Bette zu gehen, wobei es dem Einen zu warm, dem Andern zu kalt ist, was zu einigen artigen Zaubereien Veranlassung gibt; denn das offene Fenster, an welches sich der Eine stellt, um frische Luft zu schöpfen, verwandelt sich in ein Kamin voll glühender Kohlen, während der Andere, der behaglich am Feuer sitzt, sich plötzlich an einem offenen Fenster befindet. Endlich haben sie sich niedergelegt, und als Painpondor auf die Frage seines Gefährten, wie er sich befinde, unvor-

sichtiger Weise antwortet, „j'en voudrais un peu plus commode,“ verwandelt sich das Bett plötzlich in eine Kommode, aus deren unterster Schublade Painpondor mühsam herauskriecht. Blaisinet ist endlich nach mehreren Neckereien, die er von dem unsichtbaren Rothomago fils zu erdulden hat, eingeschlafen und wünscht im Traume, sein Lager möge ein Boot sein, und er auf dem Meere zu seiner geliebten Prinzessin Miranda steuern. Augenblicklich verwandeln sich beide Betten in Boote mit Masten und Segeln, das Zimmer wird zur brausenden See, auf dem die leichten Boote so wild schaukeln, daß Beide hinausgeschleudert werden, und mühsam vornen an's Ufer schwimmend kaum ihr Leben retten. In diesem Augenblicke schlägt die Glocke abermals, die Fee Rageuse erscheint, und da Blaisinet, auf die Frage, ob er seine Uhr aufgezogen, voraussieht, was geschehen würde, spielt er das Prävenire, und schlägt, alle Rücksicht gegen die Dame bei Seite setzend, ehe er mit einem „Nein“ antwortet, der Fee von der rechten Seite eine kolossale Ohrfeige hin, während es Painpondor von der linken eben so macht, worauf Beide hinausstürzen, und die wüthende Fee ihnen nachruft: „Oh, oh les misérables, je me vengerai!“ wozu ihr die nun kommende Stunde der Mitternacht die willkommenste und günstigste Gelegenheit gibt.

Wir sind auf dem Kreuzwege des Teufels, einem schauerlichen Felsenthale von bleichem Mondlichte beschienen, und hier ist die ganze Hölle los: Dämonen, Gespenster und Phantome in den schrecklichsten Gestalten jagen die beiden Unglücklichen hin und her, wohin sie entweichen wollen, strecken sich riesige Fäuste aus, um sie zu fassen; wilde Bestien erscheinen, um sie zu verschlingen, Schlangen umwickeln ihren Leib, um sie zu erdrücken, und sie würden unfehlbar verloren sein, wenn die Zauberuhr nicht wäre, deren sich Blaisinet erst so spät erinnert, und darauf den Wunsch ausspricht, Alles, was ihn hier plage und quäle, Teufel, Dämonen, Gespenster, ja der ganze Kreuzweg selber möge zum Teufel gehen, wohin sie gehören.

„Luft im Laub, und Wind im Rohr
Und Alles ist zerstoben.“

Heulend entflieht nicht nur die Schaar der bösen Geister, sondern um den Befehl Blaisinet's vollständig zu erfüllen, fangen auch die Felsen

an zu wanken, was mit einem außerordentlichen Geschick gemacht wird, und auf die Zuschauer eine überraschende Wirkung ausübt, denn die unförmlichen Steinmassen richten sich langsam auf, wachsen hier in die Länge, dort in die Breite, und nehmen endlich, ohne daß man genau sieht, wie das ausgeführt wird, die Gestalt gigantischer, ungeschlachter Riesen an, die mit schlotterigem Gange, die finsteren Häupter auf und ab nickend, über die Bühne hinwegziehen. Dem Kreuzweg des Teufels, der so als wandelnde Dekoration an uns vorüberzieht, folgt eine reizende tropische Landschaft, wobei Palmen rauschen und Brunnen kühlen, und leitet uns so auf die angenehmste Art zur Schäferstunde hinüber, in der Blaisinet, natürlicher Weise im Traum, die Prinzessin Miranda wiederfindet und sie einander ewige Liebe schwören. Daß er sowohl bei der Süßigkeit dieser Stunde als bei den Schrecken der vergangenen die Uhr aufzuziehen vergißt, versteht sich von selbst, doch erscheint die Fee aus begreiflichen Gründen diesesmal nicht. Uebrigens hat es Eins geschlagen, und da die Uhr unterdessen nicht aufgezogen wurde, so kehrt sie zu ihrem rechtmäßigen Besitzer zurück, und Rothomago fils spricht den Wunsch aus, Bruyère, das geliebte junge Mädchen, wiederzusehen, die er den Seeräubern entrissen. Die Szene verwandelt sich, er erscheint in ihrer Hütte, wo sie, es ist die Stunde des Gebets, auf ihren Knieen liegt, und den Himmel um Gnade anfleht für ihn, für Rothomago fils, den sie liebt, und von dem sie erfahren hat, daß er, als ein arger Zauberer und Hexenmeister, nach christlichen Begriffen auf ewig verloren ist. „Oh,“ ruft er entzückt, „elle m'aime, oh prie toujours Bruyère, prie toujours.“ Natürlicher Weise erweicht sich unter dem Einflusse der Stunde des Gebets sein verstocktes Hexenmeisterherz, er sinkt neben ihr nieder und ruft mitbetend aus: „Dieu tout-puissant, que votre bonté infinie me pardonne,“ in welch' ernstem und erhebendem Augenblicke die Uhr, die er in seiner Hand hält, auseinander springt, worauf die Stunde des Gebets verkörpert eintritt und die Beiden vereinigt, indem sie sagt: „Ihm hat der Himmel verziehen, das Gebet hat ihn gerettet, seid glücklich.“

Die Szene verwandelt sich in eine unbeschreibliche Feenhalle, man sieht nichts als Wolken mit morgenröthlich angestrahlten Bogen und Hallen, dazu eine wahre Verschwendung von Tricots und Gazekleidern.

Blaisinet und Miranda werden durch die Fee Rageuse vereinigt, die Stunde des Gebets segnet Rothomago und Bruyère, und so schließt das Stück gegen Mitternacht eben so moralisch als befriedigend.

Wir, die wir alles das mitgemacht, sind sehr erfreut, nach dem überheißen Theater durch die angenehm kühle Nachtluft nach den Boulevards zu flaniren, und dort vermittelst einiger Gläser Bock vollständig wieder unsern Weg aus Rothomago's Feenreich nach dieser armen, aber doch nicht zu verachtenden Erde finden zu können.

Paris, den 17. September.

Lieber Freund!

Um Dir einen Begriff zu machen von der großartigen Schönheit des Place du Châtelet, lege ich Dir eine Zeichnung bei, die Dir ein belebtes Bild dieser neuen Schöpfung geben wird. Gerade vor Dir hast Du die Avenue Viktoria, so genannt zur Erinnerung an den Besuch der Königin von England im Jahr 1855; links ist der in meinem letzten Briefe erwähnte Tour St. Jacques mit seinem reizenden Square, das Gebäude, welches Dir gerade entgegenblickt, ist das so eben eröffnete Théâtre lyrique, vor welchem die Fontaine du Palmier ihr reiches Wasser speit. Diese Fontaine ist noch dadurch einigermaßen merkwürdig, daß sie früher ungefähr zehn Schritte östlich stand, und vorgerückt wurde, um symmetrisch zu den beiden neuen Theatern zu stehen. Wenn wir nun für heute unsern Spaziergang wieder aufnehmen, so wollen wir das ehemalige alte Paris nicht auf dem Pont au Change erreichen, sondern wenden uns an der Ecke des Théâtre lyrique gegen den Quai de la Grève und erreichen in kurzer Zeit den Quai des Célestines, wo ich Dir im Vorbeigehen eines der schönsten und interessantesten Gebäude dieser Gegend zeigen werde, das jetzige Hôtel La Valette, die Perle des reinsten Renaissancestyls. Nachdem es lange Zeit vernachlässigt war, dann ein Pensionat enthielt, später zu einer Zuckerraffinerie benützt wurde, kam es in die Hand des jetzigen Eigenthümers, des Grafen Adrien de La Valette, ehemaligen Rédacteur en chef de l'Assemblée nationale. Verfallen und theilweise zerstört, wie es war,

wurde es mit Sorgfalt restaurirt, und ist jetzt eine weitere Zierde dieses an schönen Bauwerken reichen Stadtviertels. Der neue Eigenthümer hat in ihm seine prachtvollen Sammlungen an Kunstgegenständen aller Art, Bilder, Statuen, Waffen, die er während fünfundzwanzig Jahren in Deutschland, Frankreich und Italien gesammelt, hier aufgestellt. Vergiß bei Deiner nächsten Hierherkunft nicht, dieses kleine aber reiche Privatmuseum zu besuchen.

Wenden wir uns von hier über den Pont Marie nach der Insel St. Louis, dem ältesten Stadttheil von Paris, — westlich haben wir den majestätischen Chor von Notre-Dame, dessen eine Seite Behufs der Restauration mit riesenhaften Holzgerüsten umgeben ist, — und dann über den Pont de la Tournelle auf das linke Seineufer und erreichen in kurzer Zeit das Hôtel Cluny, mir einer der liebsten Orte von Paris, wo ich bei jedesmaligem Besuche gerne ein paar Stunden zubringe. Nirgends wohl tritt uns aus der alten Zeit ein ernstes, dunkles, fast düsteres Baudenkmal des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts so anmuthig entgegen, als hier die alte Abtei, umgeben von dem frischgrünenden, sorgfältig angelegten Garten, der ihrem altersgrauen Gesichte ein freundlich jugendliches Ansehen verleiht. Wie ganz anders ist das jetzt doch gegen früher geworden. Die Häuser, die dicht an diesem alten Hôtel hinaufragten und den Garten in lästiger Weise einengten, sind verschwunden, ringsum ist freier Platz geworden, so daß das reizende Gebäude völlig neu aufzuathmen scheint. Wir treten vom Hauptportale herein und werden von einem freundlichen Portier empfangen, der sich nach unseren Einlaßkarten oder, da er uns den Fremden anhörte, nach unseren Päßen erkundigte. Haben wir Beides aber nicht, so thut es auch ein Frankenstück, wobei ich aber der Wahrheit die Ehre geben muß, daß, als ich Hôtel Cluny zum letzten Male besuchte, es war an einem Sonntage, der Portier meine bezeichnende Bewegung nach der Tasche mit einer abwehrenden Geberde und den höflichen Worten unterbrach, „heute ist der Eintritt für Jedermann frei, man braucht weder Karte, noch Paß, noch sonst etwas".

Der kleine, so durch und durch alterthümliche, wohlerhaltene, zierliche Hof empfängt uns so traulich, daß wir ihn wie einen alten, guten Bekannten begrüßen. Hier ragt so gar nichts von der neueren Zeit

herein, daß wir, an den Fenstern hinaufblickend, uns gar nicht wundern würden, einen der alten geistlichen Herren oder auch einen der Mignons Heinrich's III., der hier vorübergehend gehaust, hinter den dunkel gewordenen Scheiben zu erblicken. Das Gebäude umgibt diesen Hof von drei Seiten, und das Hauptthor, mit einem gedrückten Bogen überspannt, befindet sich in der hohen Mauer, die auf der vierten Seite den Abschluß gegen die Straße bildet, und früher wohl mit einem Umgang zur Vertheidigung versehen sein mochte, wie noch Spuren zeigen. Ueber diese Mauer weg fällt noch reichlich Licht in den Hof, der eben durch seine Freundlichkeit sehr gegen viele engumschlossene Höfe mittelalterlicher Gebäude absticht. Zur Linken ist eine stattlich gewölbte Halle, zur Rechten, fast dem Thor gegenüber, das achteckige Treppenhaus, anstatt des Daches oben mit einem Altan abgeschlossen, zu dem vom Dach aus ein kleines, hoch oben fast freischwebendes Treppenthürmchen führt, gleichsam als sei es aus der Mauer des großen Treppenhauses herausgewachsen. Am ganzen Dachrand der Gebäude läuft eine durchbrochene Steinbalustrade, hinter der die eleganten, mit äußerster Zierlichkeit ausgemeißelten Dachgiebel fast naseweis hervorschauen. Was der Zahn der Zeit vielleicht hier zerstörte, wurde auf's Verständigste und Geschickteste ausgebessert, so die Thüren und Fenstereinfassungen, die Treppen, welche in die Vorhalle führen; die Thürflügel mit ihren alterthümlichen Schlössern und seltsam geformten Klopfern. Bekanntlich ist das Gebäude von Jean de Bourbon begonnen und von Jacques d'Amboise 1490 vollendet worden, und nicht ohne einen namhaften Theil der alten römischen Bauten der Thermen, die seit einem Jahrtausend die Stelle inne hatten, zu verdrängen; doch ist noch genug vom letzten übrig, um einen Begriff von der großen Bedeutung dieser gewaltigen römischen Anlage zu erhalten, die in ihrer Derbheit und der Nacktheit der rauhen Konstruktion den frappantesten Kontrast mit der Feintheiligkeit des mittelalterlichen Baus bildet, der nunmehr mit den Trümmern des alten Kolossen verwachsen zu sein scheint. Es wäre überflüssig, Dir etwas über die Geschichte des Hôtel Cluny sagen zu wollen, der Geschichte Franz I. mit der Wittwe Ludwig XII., der Thätigkeit der Nonnen von Port Royal, dem Aufenthalt der Astronomen Delisle, Lalande und Messier in diesen Mauern, Du weißt das besser

als ich, und hast obendrein Gelegenheit es überall nachzuschlagen. Dieses Haus, in welchem der Abt von Cluny, und nach ihm die französischen Könige residirt, wo also abwechselnd die Religion und die Politik geherrscht, wo das Drama, die Wissenschaft, die Buchdruckerei als Werkstätten Vincents und Leprieurs, und endlich die Kunst ihren Wohnsitz aufgeschlagen hat, ist nicht nur von allen Museen Europas das merkwürdigste und für Frankreich das historisch wichtigste, sondern alle seine Schätze sind so lehrreich und dabei so anmuthig aufgestellt, daß nicht nur die Kenner sondern auch der Laie mit großer Befriedigung hier verweilen.

Gegen die meisten übrigen Museen und Kunstsammlungen, wo Alles in großen, langen, mitunter auch sehr langweiligen Sälen streng systematisch geordnet zur Schau ausgestellt ist, erscheint mir das Hôtel Cluny wie einer unserer reizenden, lehrreichen zoologischen Gärten in Vergleich mit seinen Staub und Insekten erfüllten Naturaliensammlungen, wo die ausgestopften Bestien uns in ungelenken Stellungen mit todten, gläsernen Blicken anstarren. Das Hôtel Cluny mit seinen Umgebungen könnte man, wenn ich mich so ausdrücken darf, einen Alterthumsgarten nennen, in dessen Hause man Möbel, Waffen, kurz Geräthschaften aller Art so viel als thunlich so aufgestellt findet, wie sich die vergangenen Generationen derselben im Leben bedient — ein Muster für alle ähnlichen Museen. Da siehst Du Vorzimmer mit derben eichenen Holzbänken und Tischen mit Waffen gröberer Art, mit Krügen und Gläsern, wie sie in die Fäuste der Trabanten paßten, mit einem riesenhaften Kamine, vor dessen weiter Oeffnung sich ein Reiter im Lederwamms und Harnisch bequem von Kopf bis zu Fuß wärmen konnte. Auf den eisernen Feuerhunden in den phantastischsten Formen liegt Holz aufgeschichtet, und daneben Haken und Feuerzange. An dieses Vorzimmer reihen sich Waffengallerieen, in denen die kostbarsten Stücke trophäenartig dem Auge wohlthuend aufgestellt sind, und führen uns in eine große Halle mit Fahnen, Lanzen und Standarten, und, als eigenthümliche Konzession an die Gegenwart, den Marmorbüsten des Kaisers und der Kaiserin, und zahllosen andern historischen Merkwürdigkeiten, worunter das Sattelzeug Heinrich's IV. und eine Sänfte Ludwig's XIV., die goldenen Sporen, die Franz I. in der

Schlacht bei Pavia getragen ꝛc. Die Wände sind mit prachtvollen Hautelisses und Gobelins bedeckt. Auf einer zierlichen Treppe von ganz dunklem Holze gelangt man in den obern Stock, wo sich Arbeitskabinete, Schlaf- und Prunkzimmer aller Art befinden. Hier bewundern wir die ungeheuren Himmelbetten, Betstühle, Toilettegegenstände der damaligen Zeit; wunderbar gestickte Tischdecken, kostbare Truhen, Bahuts und dergleichen und dergleichen; mit Glas verschlossene Etagères an den Wänden jedes der Zimmer zeigen uns feinere Gegenstände alter Kunst, Elfenbeinarbeiten, gefaßte Edelsteine, massives künstliches Goldgeschmeide. Daneben sehen wir eine Gallerie mit prächtigen Majoliken und emaillirtem Porzellan von Limoges von ungemeiner Schönheit in Form und Zeichnung, darunter Platten von fabelhafter Größe und wirklich echte Bernard Palissy noch dazu. Die Wände eines schmalen Korridors an der Treppe sind ebenfalls mit seltenen Waffen angefüllt, worunter wir, aus dem vorigen Jahrhundert herstammend, ein sechsläufiges Revolvergewehr nach heutiger Konstruktion anstaunen. Ben-Akiba hat Recht, es ist Alles schon dagewesen. In einem der letzten großen Räume finden wir unter anderen großen Kostbarkeiten auch die berühmten vor einigen Jahren in der Fuente de Guarazar nahe bei Toledo gefundenen Kronen des Gothenkönigs Recheswinth, wohl die herrlichsten Gegenstände alter Kunst und alten Reichthums, die in ihrer guten Erhaltung das Meiste übertreffen, was die Staatsschätze oder Kirchen Europas besitzen.

Du weißt, daß auch ich ein Sammler von Alterthümern bin, so weit es meine beschränkten Mittel erlauben, und daß ich mir nicht wenig einbilde auf den kleinen bronzenen Löwen, der Jahrhunderte lang an einem Brunnen einer der ältesten Häuser Stuttgarts stand, und erst bei genauer Untersuchung sich als ein Weinkrug, wahrscheinlich aus dem elften Jahrhundert, erwies. Denke Dir, wie interessant es mir war, hier im Hôtel Cluny einen ähnlichen zu finden, angeblich aus dem dreizehnten Jahrhundert. Die plumperen Formen des meinigen zeugen vielleicht dafür, daß er älter ist wie jener, während der Henkel, einen Drachen darstellend, wie aus derselben Form ist. Begreiflicher Weise sah ich das mit einem sehr gehobenen Gefühle. Ich bringe es freilich nie so weit wie der eifrige und gelehrte Du Somme-

rand, der sein Leben lang an der Sammlung gearbeitet, die den Grundstock des Hôtel Cluny gebildet hat. Damals war noch eine Zeit zum Sammeln mittelalterlicher Gegenstände, und hatten sich verschmitzte Nachahmer von Antiquitäten noch nicht die Meisterschaft erworben gehabt, mit der sie heutzutage den Halbkenner zu überlisten wissen. Der kostbarste Theil der Abbaye Cluny in architektonischer Hinsicht ist unstreitig die kleine Kapelle, ein Bauwerk von wunderbarer Schönheit, die Decke von gothischer, so zierlicher Form, wie ich nie etwas gesehen, wird durch einen einzigen Mittelpfeiler getragen, von welchem aus die Rippen nach allen Seiten auslaufen, und in den Zwischenfeldern in die elegantesten und feinsten Maßwerke sich ausspinnen in der Formgattung, wie sie dem sogenannten Flamboyantstyle entspricht. Der kleine Altarraum schwebt als Erker im Freien und ist von außerordentlicher Zartheit der Steinmetzarbeit. An den Wänden zieht sich eine Reihe von Nischen umher, deren Baldachine eine wahre Filigranarbeit des Bildhauers genannt werden können. Eine kleine Wendeltreppe führt von hier hinab in den oben erwähnten Garten, welcher das Hôtel auf drei Seiten umgibt, und dessen zierliches, freundliches Arrangement seinesgleichen wohl schwerlich irgendwo findet. Die wohlerhaltenen ehemaligen Thermen mit ihren hochgewölbten Hallen sind wieder auf die geschickteste Art zum Aufbewahrungsorte für Alles das, was man von römischen Alterthümern in Steinen hier aufgefunden, benützt worden. Aus diesen Gewölben treten wir in den Garten hinaus, von dem ich Dir schwerlich eine Schilderung machen kann, welche im Stande ist, Dir alle Schönheiten desselben zu vergegenwärtigen. Doch ist Alles hier so einfach: Du siehst vortrefflich unterhaltene Rasenplätze von geschlungenen, gut gepflegten Kieswegen durchschnitten, sich wie einen grünen Teppich um die tiefdunkeln Gebäude, welche so ungemein lebendig in der Form sind, ausbreiten, und in diesen Rasenteppich sind Alterthümer von Stein und Eisen auf die sinnreichste Art man könnte sagen eingewoben, ein Ensemble bildend, welches einen anregend poetischen Eindruck gewährt, und es schwer macht, diesen interessanten Ort zu verlassen. Ueberall, wohin Du blickst, siehst Du inmitten der frischgrünen Rasenplätze sich die grauen Steinmassen erheben: hier römische Grab- und Denksteine, dort romanische Säulen und

Kapitäle neben mittelalterlichen Figuren und Ueberbleibseln irgendwo aufgefundener, fein gearbeiteter gothischer Bogen; und alles das ist mit so großer Sachkenntniß zusammengestellt, überall sieht man so wohlthuend die fleißig ordnende Hand, rings um jede Gruppe ist Epheu angepflanzt, dessen dunkelgrüne Ranken wie liebend die alten Steine umspinnen. Dabei sind die sauber erhaltenen Wege so angelegt, daß man, ohne unnütz hin und her zu gehen, in alle Theile des Gartens kommt, und zuletzt führen Dich die Wege noch zu einer Merkwürdigkeit aus der neueren Zeit, welche man in Erinnerung an ein grauenhaftes Todtenfeld nicht ohne Wehmuth betrachten kann: es ist das riesenhafte, vergoldete Kreuz der Wladimir Kirche von Sebastopol, vom Herzog von Malakoff mitgebracht und dem Museum verehrt.

Dieses Kreuz der Hauptkirche von Sebastopol erinnerte mich lebhaft an etwas, das ich schon lange hier in Paris sehen wollte, und wohin ich Dich freundlich einlade mich zu begleiten: es ist dieß nämlich das neuerbaute Diorama an der westlichen Seite des Ausstellungsgebäudes, wo seit ein paar Monaten der Sturm auf den Malakoff gezeigt wird. Ich habe dergleichen Dioramen schon früher hier gesehen, war also auf etwas Außerordentliches gefaßt, muß jedoch sagen, daß meine Erwartungen noch übertroffen wurden. Man erlegt beim Eintritt zwei Franken, und kommt vom Korridor in einen dunklen Gang, der ganz das Ansehen eines bedeckten Weges hat, wie er unter einer Breschebatterie in den Festungsgraben führt, und nach gelegter Lücke zum Sturme benützt wird. Der letzte Theil desselben ist aus Schanzkörben und Erde gebildet, und führt uns vor eine Schanze des Malakoffs, wo ein Zuavenbataillon in diesem Augenblicke stürmend eindringt. Der Blick aus diesem dunklen Raume in den hellen Tag auf die überraschend gemalten lebensgroßen Figuren, auf die bunten Uniformsstücke derselben, auf die glänzenden Geschützrohre, aus denen dicker Pulverdampf hervordringt und die Gegend umschleiert, auf das ganze Gewühl eines erbitterten blutigen Kampfes ist so überraschend, daß man unwillkürlich mit Staunen stehen bleibt, und das Ohr anstrengt, um auch das Getöse des Sturmes zu hören; doch ist dieß nur ein kleines Vorspiel zu dem eigentlichen Diorama, zu welchem man auf einer gewundenen Treppe nun aus diesem dunklen Gange emporsteigt. Wir

befinden uns hier mit einem Male oben auf dem Réduit des runden Malakoff selbst, und sehen rings um uns her in hellstem, blendendem Tageslichte den Sturm gegen die Verschanzungen auf allen Seiten wüthen. Es ist kein Bild mehr, es ist Wirklichkeit. Begreiflicher Weise befinden wir uns innerhalb des Grabens, den im Kreise die furchtbaren Verschanzungen umgeben, welche theilweise von den Russen noch hartnäckig vertheidigt werden, während auf anderen Seiten die Franzosen bereits eingedrungen sind. Dort, Allen voraus, der Haufen Zuaven, den wir drunten im bedeckten Gange den Sturm beginnen sahen, allerdings sehr gelichtet durch die russischen Kugeln, die unaufhörlich in die Reihen dieser Tapfern einschlagen, sie fast vor unseren Augen niederschmetternd. Eine kleine Truppe von sechs bis acht hat unterdessen die Höhe erreicht, pflanzen die Trikolore auf, und jauchzen der Generalität, Pelissier, Canrobert, englischen und türkischen Offizieren, die nach gelungenem Sturme seitwärts über die Bresche eindringen, entgegen, während auf der anderen Seite, namentlich in der Tiefe des Grabens, noch der wildeste Kampf fortdauert. Dort fallen Voltigeure eben über eine Batterie her, und erschlagen die hartnäckig nicht weichen wollenden tapferen Russen bei ihren Geschützen; seitwärts fliegt ein Pulverkarren in die Luft, und seine Trümmer sowie springende Granaten reißen entsetzliche Lücken. Die Ambulancen entfalten ihre traurige Thätigkeit; hier wird amputirt, dort verbunden, und schwer verwundete Offiziere mit bekannten Namen weggetragen. Wie schon gesagt, das Alles ist mit so staunenswerther Lebendigkeit gemalt, daß man von der lautlosen Stille, die uns trotz des Kampfgewühls umgibt, fast befangen dasteht. Wie lebendig liegen dort an dem Abhange uns gegenüber die über die zerschmetterten Lafetten hinabgeworfenen, riesenhaften Geschützrohre; wie täuschend ist tief unten im Graben das Häuflein Russen, die mit schreckerfüllten, zerstörten Blicken nicht aufhören, ihren kolossalen Mörser zu bedienen; man glaubt wirklich das Feuer aufblitzen zu sehen; es ist uns zu Muthe, als müßte unser Ohr den schrillen Klang der auffliegenden Bomben vernehmen, und damit sich die Täuschung bis zu unseren Füßen, die, wie wir gesagt, auf dem inneren, runden Erdaufwurf des Malakoff stehen, fortsetze, so liegen auf den Abhängen desselben bis zu uns herauf demontirte Geschütze

zerbrochene Lafetten, Räder, Vollkugeln, die sich halb in die Erde gewühlt, Stücke von zersprungenen Bomben und Granaten, Wischerstangen, zerrissene und halbverbrannte Schanzkörbe und dergleichen in handgreiflicher Wirklichkeit. Wollen wir nun unsere Blicke abwenden von dem blutigen, grauenvollen Kampfe, so brauchen wir die Augen nur zu erheben, und sehen rings um uns her unter dem Sonnenlichte eines heiteren Tages das wellenförmige, braunröthliche Terrain der Halbinsel, bis dort, wo uns aufsteigende Rauchwolken die Lagerplätze von Balaklava anzeigen, folgen hierauf der Linie am Horizont, um das Schlachtfeld von Inkerman zu übersehen, dann die Brücke von Traktir zu finden, und zuletzt auf Sebastopol zu verweilen, dessen zerschossene Häuser und Kirchen in ängstlicher Spannung diesem letzten Kampfe zuzuschauen scheinen. Dort ist auch die Schiffbrücke, auf der sich die Russen zurückzogen; vor dem Hafen liegen die englischen und französischen Schiffe, aus ihren Batterieen Kugeln um Kugeln entsendend, und über alles das hinaus erblicken wir das tiefblaue, erhaben große Meer.

Hoffentlich hat Dir meine flüchtige Schilderung nicht nur einen schwachen Begriff dieses schönen Dioramas gegeben, sondern auch den Wunsch in Dir erweckt, es bei Deiner nächsten Hierherkunft zu besuchen. Glaube mir, Du kannst Deine zwei Franken nicht würdiger anwenden. Ein Unteroffizier der Voltigeurs, ein noch sehr rüstiger Halbinvalide, der in seinem grauen Capote hier oben um so besser den Erklärer machen kann, da er, wie seine zahlreichen Medaillen aufweisen, den Krimfeldzug mitgemacht hatte, sagte uns, die Erstürmung des Malakoff würde noch bis Mitte des nächsten Jahres hier bleiben, und dann der Schlacht bei Solferino Platz machen, an deren Bildern jetzt gerade gearbeitet würde. Auch dort war er dabei gewesen, und es that meinem Herzen wohl, als er uns aus jener Schlacht ein kleines Einzelngefecht erzählte, das er mitgemacht, und wo er voller Achtung der tapferen österreichischen Truppen, namentlich der kleinen wilden Jäger erwähnte. Aehnliches habe ich hier in Frankreich von Offizieren und Soldaten schon öfters gehört, und Niemand gefunden, der nicht mit der größten Anerkennung vom österreichischen Heere gesprochen, das den Franzosen damals gegenüberstand.

Aus diesem Schlachtgewühl führe ich Dich nun, da wir ganz in der Nähe sind, in eine sehr freundliche Umgebung, um Dir ein reizendes Stillleben aus antiker Zeit zu zeigen, nach der Avenue Montaigne nämlich, wo das pompejanische Haus des Prinzen Napoleon liegt. Hier bedürfen wir einer Karte, die von der Intendanz des prinzlichen Hauses aber nur für einen bestimmten Tag und nur für bezeichnete Personen ausgestellt wird.

Wir treten durch ein einfaches Gitterthor, an das sich zwei in griechischen Formen gebildete einstöckige Gardiens- und Schildwachhäuschen anlehnen, in einen kleinen Gartenraum, der von einem einzigen Rasenstück gebildet wird, das wieder durch ein längliches Wasserbassin mit Marmoreinfassung fast ganz ausgefüllt ist. Drei reiche Wasserstrahlen springen hier mit angenehmem Gemurmel in die Höhe, während die von Säulen getragene Vorhalle des Hauses sich in der klaren Flut spiegelt; ebenso eine ernste, antike Bronzefigur, die gedankenvoll auf das Wasser niederschaut. Diese Vorhalle vor der Haupteingangsthüre ist mit weißen Mosaikplättchen gepflastert, in welcher durch schwarze Steinchen ein an der Kette liegender und scheinbar bellender Hund gebildet ist mit der Inschrift: „Cave canem“.

Wir überblicken eine regelmäßige, reich mit Basreliefornament dekorirte Façade, jedoch außer dem Portikus mit der Eingangsthüre, die theilweise aus Glas ist, ohne Fenster.

Es gewährt das Aeußere des Ganzen einen eigenthümlich schönen Anblick, der uns zeigt, wie auf sinnige und verständige Weise hier die Künstlerhand Normand's, des Architekten, antike Denk- und Sinnesweise mit unseren modernen Anforderungen zu vereinigen im Stande war. Noch auffallender nehmen wir dieß an den feingefühlten, eben so schön gruppirten als ihrer Bestimmung entsprechend dekorirten Innenräumen wahr. Nur mit einigen etwas überstreng pompejanisch gehaltenen Decken, sowohl was Relief als Farbe betrifft, konnten wir uns nicht ganz befreunden, es mag sein, daß hier mehr Hypothesen unterlaufen, als bei Behandlung der Wandflächen, da bekanntlich fast keine Decken in Pompeji erhalten blieben, die als Vorbild dienen konnten.

Das Aeußere des Hauses ist nicht so einfach und unsymmetrisch in Maßen und Oeffnungen angelegt, wie die pompejanischen Häuser,

bei denen einestheils die nur neunzehn bis zwanzig Fuß breiten Straßen die Façaden kaum überblicken lassen, anderntheils die in den Verkaufsläden mit Erzeugnissen der Natur und des Gewerbefleißes in einer dem Südländer eigenen malerischen Weise das Unregelmäßige des Aeußeren vergessen lassen.

Von der eben erwähnten Halle gelangen wir über ein paar Stufen in das Prothyrum und von dort in das Atrium, einen der reizendsten, so streng im Charakter der Zeit gehaltenen Räume, wie ich je etwas gesehen. Die oben offene Decke wird von viereckigen Säulen getragen, in deren Mitte ein Brunnenstein aus weißem Marmor seine klare Flut in eine Vertiefung des Bodens das Impluvium ergießt, die mit bunten Mosaikstücken gepflastert ist, auf welchen das beständig abfließende Wasser ein unendlich behagliches Farbenspiel hervorbringt. Zwischen den Säulen stehen Bänke, deren Sitze aus weißem Marmor bestehen, während die Füße aus Bronze sind. — Rechts vom Atrium haben wir den Speisesaal, links einen kleinen Salon, wo die Wände mit starkgefärbten Malereien verziert, und in dessen Ameublement auf die geschickteste und sinnreichste Art die Anforderungen unserer jetzigen Zeit mit dem strengen griechischen Style vereinigt sind. Auch hier ist Bronze und Marmor verherrschend, und man sieht in jedem einzelnen Stücke, daß es von Künstlerhand geformt und hergestellt ist. Das Peristylium hinter dem Atrium bildet einen großen Gesellschaftssaal, wo neben der Einrichtung der Luftheizung, die das ganze Haus erwärmt, auch noch ein Kamin zu sehen ist. Hier nähern sich Lehnstühle in griechischer Form etwas stark unsern jetzigen Fauteuils; doch würden die Alten dieses nützliche Möbel, wenn sie es gekannt hätten, sicher nicht verschmäht haben. An den Wänden sind Glasschränke, in denen Merkwürdigkeiten aufbewahrt werden, die allerdings für uns sehr interessant sind, doch den Eindruck hier gewaltig stören. Es sind Toilettegegenstände, Garderobestücke und Waffen des ersten Napoleon. So unter Anderem die Uniform, die er als Oberst der Nationalgarde getragen, Reisekleider und auch das Taschentuch, dessen er sich in St. Helena auf seinem Todtenbette bediente.

Der Gesellschaftssaal der Alten stellt hier einen mit Glas bedeckten geräumigen Wintergarten dar, ein helles, freundliches Gemach mit

antiken Marmor- und Bronzestatuen. Hier ist auch ein Bronzeabguß des berühmten Herkules aus Palermo, wie er einen Hirsch, den er am Geweih gepackt, niederwirft. Es freute mich sehr, dieses Kunstwerk in vollendeter Nachbildung wiederzusehen. Zur linken Hand führt von hier eine Thüre in das Schreibzimmer, wo an den Möbeln und Schränken soviel als möglich die antike Form beibehalten ist, welche jedoch Einrichtungen neuerer Art ziemlich verwischt haben, ohne dem Ensemble den Charakter des sehr Interessanten und Behaglichen zu nehmen.

In den Glasschränken an den Wänden sehen wir hier Erinnerungen der mannigfaltigsten Art an Jerome, den ehemaligen König von Westphalen, auf die uns eine Messingtafel mit der Inschrift aufmerksam macht, ungefähr des Inhalts: dem Andenken des Königs Jerome, eines der edelsten und bedeutendsten Menschen seiner Zeit. Was der Comfort für ein Schreibzimmer nur zu ersinnen vermag, ist hier und mit großem Geschick zusammengestellt, wobei man es wohl eine bizarre Idee nennen kann, daß neben dem Lehnstuhl, der sich vor dem Schreibtische befindet, ein menschliches Skelett steht, welches dem Schreibenden über die Schulter schaut.

Was ich sehr hübsch fand, war ein Erd- und Himmelsklobus, an zierlichen Flaschenzügen von der Decke herabhängend, von wo dieselben zur Bequemlichkeit der Beschauenden nach Belieben herabgezogen werden können. An einer der langen Wände dieses Gemaches steht ein Telegraphenapparat mit verschiedenen Drähten, doch war mit einem flüchtigen Blicke nicht zn ersehen, wohin sie führen. An dieß Schreibzimmer stößt das Schlafzimmer des Prinzen, dessen Möbel mit grauen Stoffen überzogen sind, was einen ernsten, fast trüben Eindruck macht. Hier sollen übrigens außerordentlich anregende pompejanische Wandgemälde sein, die aber begreiflicher Weise den fremden Besuchern nicht gezeigt werden. Die auf der andern Seite befindliche Gemäldegallerie zeigt schöne Bilder neuerer französischer Meister. Interessant war mir eine Darstellung der antiken Komödie, welche Prinz Napoleon vor einiger Zeit durch die Schauspieler des Theater français im Atrium seines Hauses aufführen ließ, und wovon ein großes Bild eben fertig geworden ist. Der Fußboden ist von rothen Terracottaplatten, in denen

Mäanderverzierungen mit schwarzen Platten ausgeführt sind, was eine hübsche Wirkung macht.

Auf der andern Seite des Wintergartens ist das sogenannte türkische Bad, an sich wohl unpassend in einem griechischen Hause, doch besteht Alles, was man in der Einrichtung desselben türkisch nennen könnte, aus einem langen und breiten Divan und einigen orientalischen Badgeräthschaften, wie zum Beispiel mit Perlmutter eingelegte Tabourets, gestickte Pantoffeln, ferner Tschibuks und Nargiles, und ist das Bad selbst eine einfache, sehr große Wanne mit einer sinnreichen Vorrichtung, um badend zu lesen. Im Vorzimmer ist eine Hängematte aufgeschnürt, gewiß eine sehr angenehme Einrichtung, um nach dem Baden auszuruhen. Die sogenannten Schlafzimmer der Prinzessin, deren Wände ebenfalls mit Stoffen überzogen sind und auch Gemälde verdecken, bieten nur das einzige Bemerkenswerthe, daß, wie man uns sagte, die Prinzessin nie hier gewohnt hat, und auch wahrscheinlich kein Verlangen darnach trägt, das berühmte pompejanische Haus ihres Gemahls zu bewohnen. Von hier führt ein schmaler Weg, an dessen Wänden sich Epheu emporrankt, und der einem geheimen Ein- und Ausgang so ähnlich sieht wie ein Ei dem andern, auf den vorhin erwähnten kleinen Gartenraum und so auf die Straße.

Hoffentlich haben Dich meine flüchtigen pariser Schilderungen als Einleitung zu meiner Ausstellungsfahrt nach London soweit interessirt, daß Du ihnen gefolgt bist, und soll Dir in dem Falle die Belohnung nicht fehlen, indem ich Dich nach des Tages Last und Hitze zu Champaux einlade, jenem kleinen, reizenden Blumengarten, den man mit Verwunderung zwischen den Häusermassen am Place de la Bourse findet, und wo man im Stande ist, ein vortreffliches Diner mit frappirtem Bordeaux und geeistem Champagner einzunehmen, und wo im Menu in Anbetracht Deiner speziellen Liebhabereien für vortreffliche Seefische gesorgt werden soll.

Beschließen wir hierauf unsern Tag mit einem guten Kaffe und einer vortrefflichen Cigarre, sowie mit der Besichtigung einiger Cafés chantants und ähnlicher Merkwürdigkeiten der Champs Elysées, worauf Du mir Gerechtigkeit wiederfahren lassen wirst und mir das Zeugniß ausstellen mußt, daß ich meine paar Tage in Paris als ächter

Flaneur verlebt und mir Mühe gegeben, durch den süßen Sprudel des leichten französischen Lebens mich im Voraus für den Ernst des ächt englischen zu entschädigen. Meinen nächsten Brief erhältst Du hoffentlich von jenseits des Kanals.

London, den 22. September.

Lieber Freund!

Die Gesellschaft, welche den Reisenden von Paris nach Folkestone führt, verspricht das in $9^1/_2$ Stunden zu thun und hält so ziemlich Wort. Wir fuhren um elf Uhr von Paris ab, waren nach fünf Uhr auf dem Bahnhof in Boulogne sur Mer, von wo wir sogleich vermittelst einiger riesigen Omnibusse an den Hafen und an Bord befördert wurden. Das neue, schöne Schiff war so voll von Passagieren, wie ich es früher bei einer Ueberfahrt, überhaupt bei einer Seereise nie erlebt habe. Als Alles untergebracht war, theils in der Kajüte, theils oben, fand sich für mich auf dem Verdecke kein Plätzchen mehr zum Sitzen, so daß ich, mit ausgespreizten Beinen vor dem Kompaßhäuschen stehend und die ziemlich bedeutenden Wellen draußen mit ihren Schaumkronen beobachtend, geduldig der Dinge harrte, die da kommen würden. Diese Dinge kamen aber hier so plötzlich, wie mir in meiner langjährigen Seepraxis noch nichts erschienen. Kaum hatte das Bugspriet die Hafenmündung hinter sich, so war es gerade, als ginge es von hier aus bergab in die rollende See, das Schiff machte ein tiefes Kompliment, bäumte sich alsdann mit dem Vordertheile erschreckend in die Höhe, und kourbettirte förmlich in das Meer hinaus. Dadurch kaum auch die fatale Seekrankheit nicht wie gewöhnlich nach und nach mit vorausgeschickten Symptomen von spitzen Nasen, fahlen Wangen und gläsernen Blicken, sondern unter dem Angstschrei eines großen Theils der Damen mit so erschreckender Schnelligkeit, daß die Matrosen und Waiters für den ersten Ausbruch nicht rasch genug Schüsseln herbeischaffen konnten. Ich, der ich bis jetzt noch nie von der Seekrankheit gelitten, blieb auch dießmal verschont neben einem alten schottischen Gentleman, der mit zahlreicher Familie an Bord kam. Doch war die

Bewegung des Schiffes so stark, daß ich nur mit größter Mühe von einer Stelle zur andern gehen konnte.

Ich höre Dich hier ausrufen: verschon' uns, das zu melden, was wir schaudernd selbst erlebt, und so gerne ich Dir einige trotz ihres Jammers komische Situationen ausmalen möchte, will ich es doch bleiben lassen und Dir mittheilen, daß wir nach kaum 1¾stündiger Fahrt in dem Hafen von Folkestone einliefen, wo sich an dem ziemlich langen Wege von dem Dampfer zur Eisenbahn eine Lästerallee helgoländischen Andenkens gebildet hatte, lauter fröhlich aussehende englische Gesichter, die mit mitleidig lächelnden Blicken die armen schlottrigen, in der Toilette ziemlich derangirten Passagiere an sich vorüberziehen ließen. Alles war froh, als es in kurzer Zeit in den Eisenbahnwagen geborgen war, wo uns dann der Zug in bekannter rasender Schnelligkeit die achtzig englischen Meilen in nicht ganz zwei Stunden nach London führte.

Der Eindruck, den es macht, nach London zu kommen, ist begreiflicher Weise noch weit größer als der, unter dem man Paris erreicht. Der Nachthimmel oder vielmehr die von unten beleuchtete Rauchdecke, die über London schwebt, strahlt förmlich im Widerschein der unzählbaren Gasflammen. Wohl eine halbe Stunde fährt der Zug mit fast ungeminderter Schnelligkeit zwischen zahlreichen Häusermassen hindurch, über Straßen hinweg, bei Legionen von Wagen und anderen Fahrzeugen vorüber. Endlich erreichen wir den Bahnhof, der uns, die wir an die kontinentalen Prachtbauten gewohnt sind, ärmlich und nüchtern vorkommt. Nach dem Aussteigen mußten wir uns an das hier improvisirte Customhouse zum Visitiren unserer Reiseeffekten begeben, eine einfache Bretterbude, durch eine guillotinartige Vorrichtung, vermittelst welcher jedesmal eine kleine Anzahl Passagiere in den hintern zum Visitiren bestimmten Raum gelassen wurde, in zwei Theile getheilt, wo aber die Visitation äußerst schnell und wohlwollend von Statten ging; dann bestiegen wir einen Fiaker, und wenn ich Dir sage, daß wir im raschen Trabe der Pferde fast dreiviertel Stunden bis zu unserem Gasthofe, Great-Western-Hotel in Pattington, fuhren, ein Haus, welches noch lange nicht am Ende der Stadt liegt, so kannst Du Dir einen Begriff von den londoner Dimensionen machen.

Das Great-Western-Hotel ist ein neues Haus in gothischem Style

mit vier flankirenden Eckthürmen erbaut, und sucht, was Comfort anbelangt, seinesgleichen. Das Gasthofleben nach unserem Begriff hat sich in England erst in den letzten zehn bis zwanzig Jahren ausgebildet, doch findet man auch in diesen ganz neuen Hotels immer noch Einrichtungen, die uns nicht ganz zusagen. So haben die Schlafzimmer riesenhafte Himmelbetten, aber keine Sophas, selten einen Fauteuil, auch keinen Tisch, auf dem man essen oder schreiben könnte, denn das besorgt der Engländer unten im Hause in eigens hiezu eingerichteten Rooms. Dagegen ist der Toilettetisch mit einer Unmasse von Porzellan- und Glasgeschirr, von der kleinen Seifendose an bis zum riesenhaften Waschkübel, mehr als genügend besetzt. Das Rauchen im eigenen Schlafzimmer wird immer noch höchst ungerne gesehen, und wenn Du doch vor dem Schlafengehen dieses Verbrechen begangen hast, so kannst Du sicher sein, daß das am andern Morgen eintretende Stubenmädchen bedeutend ihre Nase rümpft oder gar etwas von No-Smookingroom murmelt. Dieses Rauchzimmer ist im entlegensten Theile des Hauses eingerichtet, und nur auf einer schwer zu findenden Wendeltreppe zu erreichen. Hier war es nun freilich, wie Alles im Hause, so elegant und splendid ausgestattet, daß sich kein fürstliches Palais daran zu schämen brauchte. Möbel in Palisanderholz, die Rollsessel mit dunklem Leder überzogen, zu jedem ein Fußschemel, Spiegelscheiben, die bis auf den Boden reichen, um dem Raucher während seines dolce far niente den vollen Anblick der Straße zu gönnen, die reichste Gasbeleuchtung und dazu ein eigener Kellner, der mit der größten Schnelligkeit die zinnernen Alekannen, sowie Brandy und Wasser herbeibringt. Der schönste Raum unten im Hause, ein Speisesaal, wie ihn nur die beiden neuen großen Hotels in Paris aufweisen können, ist hier ausschließlich für Herren bestimmt, und werden keine Damen darin geduldet. Diese, sowie überhaupt Familien haben nebenan ihren Diningroom, der zugleich zur Schreibstube dient, und namentlich Morgens mit korrespondirenden Ladies angefüllt ist.

Daß alle Korridore, Vestibule, sowie die breiten Marmortreppen mit den dicksten Teppichen belegt sind, versteht sich von selbst. Ein Aufzug, der durch das ganze Haus geht, befördert die Effekten der Reisenden auf und ab. Ueberall ist die reichste Gasbeleuchtung und

auf einem jeden Korridore Lampen, welche die ganze Nacht brennen, und an deren Flamme man sich Abends beim Zubettegehen die kleinen zinnernen Handleuchter anzündet, welche in großer Anzahl auf einem Tische in jedem Stockwerke stehen. Hiedurch wird die so geräuschvolle Bedienung der Kellner vermieden, und da auf den Zimmern selten etwas servirt wird, so herrscht in dem ganzen großen Hause eine wohlthuende Stille. Was Wasserverschwendung in kalt und warm anbelangt, so geht das in's Unglaubliche; auf jedem Stockwerke befinden sich Hahnen der Wasserleitung, und gewisse nicht näher zu bezeichnende Orte sind durch ihre Ausschmückung mit weißem Marmor, gediegenem Porzellan, fein lakirten Schieferplatten und dem beständig überrieselnden Wasser zu freundlichen Orten von wohlthuendem Eindruck gemacht. So viel über unser Hotel, das sich auch noch durch Billigkeit empfiehlt. Ich bezahlte zum Beispiel für ein Zimmer im dritten Stocke nach unserem Gelde nur zwei Gulden dreißig Kreuzer täglich, was gewiß nicht zuviel ist, da das Great-Western-Hotel im Westend in der Nähe von Hydepark, also in einem vollkommen fashionablen Stadttheile liegt, doch glaube ich, daß der Preis aus dem eben angegebenen Grunde in der Saison viel höher sein dürfte — und somit genug von unserem Hotel; denn ich sehe schon im Geiste Deine Ungeduld, endlich in das Ausstellungsgebäude geführt zu werden, welches nach londoner Begriffen nicht weit von unserem Hause liegt, doch fahren wir immerhin eine kleine Viertelstunde, ehe wir seine Glaskuppel über die Baumwipfel des Hydeparks emporragen sehen und Brompton erreichen. Begreiflicher Weise hatte ich noch lebhaft den Krystallpalast von 1851 im Gedächtniß, der mitten im grünen Rasen liegend so großartig schön, ja feenhaft prächtig mit einem Male ganz vor unsere Augen trat, dieser Wunderbau, dessen Eisen und Glas sich trotz der Großartigkeit seiner Formen wie ein zierliches Gewebe ausnahm, ein Krystallpalast in der schönsten Bedeutung des Wortes — ein Weltwunder.

Und jetzt siehst Du nichts vor Dir als schwere, in röthlichen Backsteinmassen sich aufthürmende Gebäudeformen hinter Bäumen und Häusern liegen, die Dir nur unvollkommen den vollen Anblick des Gebäudes gestatten, Dich also nicht einmal durch eine gigantische Masse überraschen mit langen und kunstlosen Annexen, die leicht und schlecht

ausgeführt, eben so gut Waarenhallen, ja Stallungen sein könnten, und über alles das hinaus ragt eine unverhältnißmäßig hohe Kuppel, — denn Du siehst fast von nirgends beide zugleich, — die in gar keinem organischen Zusammenhange mit dieser Ziegelsteinmasse steht und deßhalb nur einen störenden Eindruck macht. Der Uebergang von dem plumpen Backsteinuntertheil zu der durchsichtigen gläsernen Kuppel ist so plötzlich und so wenig vermittelt, daß man nicht recht versteht, wie Haus und Kuppel zusammengehören sollen, und jetzt erst begriff ich recht, was die verschiedenen ungünstigen Urtheile, die ich zuvor gehört hatte, Wahres zum Grunde haben.

Wir treten von der schmalen Seite in das Gebäude, wo wir das Langschiff vor uns haben, rechts den Zollverein, links Oesterreich, geradeaus das gewaltige sich bis zur jenseitigen Kuppel erstreckende Hauptschiff. Warum wir nun hier, gleich am Eingang, nach rechts, nach links, kurz, nach allen Seiten, um zu irgend einem dieser Räume zu gelangen, überall zwölf Stufen hinabsteigen müssen, ist mir und gewiß noch manchem Anderen nicht klar geworden, und wenn auch vielleicht technische Gründe dafür sprechen, so ist doch diese Einrichtung eben so unbequem als unschön. Ich glaube, man hat dafür angegeben, der Anblick von oben herab auf das Langschiff so wie auf die Ausstellungsräume rechts und links gewinne bedeutend, indem man das Ganze mit einem Male übersehen könne. Doch habe ich dieß nicht gefunden, denn die Erhebung ist wieder nicht bedeutend genug, und dieser Zweck ist ja von der ringsum laufenden Gallerie weit wirksamer erreicht.

Doch sei es ferne von mir, Dir Deine gute Zeit mit solchen Einzelnheiten zu rauben, über die Du genugsam gehört, gelesen und in getreuen Abbildungen gesehen hast, aber merkwürdig, der Anblick der Kuppeln, die von Außen in so schreiender Disharmonie mit dem übrigen Gebäude sind, fallen, worüber natürlich keine Zeichnung noch Abbildung Aufschluß gibt, auch im Innern nicht zu ihrem Vortheil aus; ihr Effekt, von unten gesehen, ist zu leibarm, und wie wenn auch ihre Dichtigkeit gegen Wind und Wetter nicht gelungen wäre, ist wenigstens die eine mit einem Tuche quer durchspannt, so daß man von dem riesigen Dome, der sich oberhalb an dem Tuche wölbt und so fabelhafte

Summen kostete, nicht einmal den Anblick hat. Jetzt aber will ich den Versuch machen, Dich langsam flanirend durch die Ausstellungsräume zu führen, um Dir hie und da etwas zu zeigen, was Dir vielleicht von Interesse ist.

Es ist zehn Uhr, die Thüren wurden eben erst geöffnet, und da der Boden des ganzen Gebäudes alltäglich in der Frühe aufgewaschen wird, so herrscht in dem ungeheuren Raume eine angenehme Kühle. Es sind noch wenige Besucher da, was hauptsächlich daher kommt, daß heute half a crown-day ist, und die vornehmeren Besucher, welche diesen höheren Preis zahlen, erst gegen die Mittagsstunde in Massen zu erscheinen pflegen. Auf der Riesenorgel über dem großen Eingange wird von einem unsichtbaren Künstler präludirt, und die Klänge des darauf folgenden Chorals rollen gewaltig durch die hohen Wölbungen, während wir zum Zollverein hinabsteigen, und hier etwas schüchtern, ohne Stolz und Uebermuth lauter gute Bekannte antreffen: viel Spielwaaren, viel buntes Papier, chemische Präparate, Porzellan, Krystall, Stoffe von mäßiger Schönheit, überhaupt das Ganze in deutsch bescheidenem Sinne gehalten. Das wen'g Großartige dieses Zollvereinsanblicks mag wohl daher kommen, daß Länder und Ländchen in so gar fühlbaren und streng geschiedenen Abtheilungen ausgestellt haben, jeder für sich, jeder sein Theil. Wer will übrigens leugnen, daß auch hier industrielle Schätze genugsam vorhanden sind, doch muß man sie mühsam suchen. Was ich indessen hier im Zollverein gegenüber der ersten Weltausstellung dießmal vermisse, waren die damals so großen, reichen Ausstellungen der Sammet- und Seidenfabrikanten der preußischen Rheinlande, woran indeß der leidige amerikanische Krieg Schuld trägt. Gehen wir zu Oesterreich über, auch meistens deutsches Fabrikat, deutscher Gewerbsfleiß, aber Alles hier schon in größerem Maßstabe an- und ausgelegt, nicht so viele eng eingepferchte Unterabtheilungen, das Ganze großartiger, glänzender, wie von frischer Morgenluft durchweht.

Ehe wir zum Mittelschiff hinabsteigen, wollen wir einen Blick um uns herwerfen, um das Innere des Gebäudes in's Auge zu fassen und zu erlauschen, was für einen Eindruck es auf uns mache. Auch da wieder stört uns die Erinnerung an den Krystallpalast von 1851, im Aeußern eben so groß erdacht, wie im Innern einfach gehalten, und

diese Einfachheit, besonders in den Farben des Anstrichs, that so wohl als Gegensatz zu der bunten, glänzenden, schillernden, strahlenden Masse der Ausstellungsgegenstände. Hier aber bei dem dießjährigen Ausstellungsgebäude ist dieser wohlthätige Gegensatz rein verschwunden: wohin man blickt, bunte, unruhige Farbentöne; an den Wänden bis zur Kuppel hinan, an den Brüstungen der Gallerieen, den Strebebogen des Langschiffs, Alles roth, blau, grün, gelb, mit buntfarbigen Sinnsprüchen und Inschriften. Wohin man den Blick wendet, nirgends eine wohlthätige Ruhe; neben der grellen Architektur überall in den härtesten Farben leuchtende Fahnen, die zwischen den Ausstellungsgegenständen emporstrebende Vegetation, Baumfarren, Palmen, Bananen, welche in anderer Umgebung so vortheilhaft wirken würden, vermehren hier noch das eben beschriebene großartige Durcheinander. Die herrlichen großen Bäume des Hydepark, die in dem Transept vom Jahr 1851 standen, gleichsam wie unter einer darübergedeckten Glasglocke, bevölkert von lustig schmetternden Vögeln, und die sich daran anschließende, damals so sinnig angeordnete übrige Vegetation, sind im gegenwärtigen Gebäude durch nichts Aehnliches, dasselbe Wohlgefallen Erweckendes ersetzt. Die Orgel über der Eingangsthüre gegen Kensington, zu der wir hereingekommen, sieht aus wie eine Farbenschachtel, und ist so ganz im Einklange mit der ihr gegenüber am andern Theile des Gebäudes befindlichen gigantischen Uhr, deren Zifferblatt, glaube ich, seegrün, deren Zahlen gelb und die Zeiger roth sind, während die vor der Uhr stehende Fontäne aus der berühmten Porzellanfabrik von Minton, an sich ein Kunstwerk, aber in allen Tönen des Regenbogens schillernd, die Blicke vollständig verwirrt.

Während wir durch das Langschiff dahinwandeln und bald hier bei den Gußarbeiten von Barbezat oder den prächtigen Marmorkaminen, und da bei den Armaturgegenständen, den gewaltigen Glocken, den Prachteinbänden, Seidenzeugen, Spitzen und Goldschmidarbeiten von wunderbarer Vollendung stehen bleiben, sind zahlreiche Besucher erschienen, doch da, wie oben erwähnt, der Eintritt heute fünf Schillinge oder eine halbe Krone kostet, so haben wir kein Gedränge, das uns am Schauen hindert. Es ist eigenthümlich und scharf in die Augen springend, wie sehr verschieden der Fünfschillingstag hier im Ausstellungs-

gebäude von dem des Einschillingstages ist, und um Dir das etwas anschaulich zu machen, lege ich Dir Skizzen von dem Getreibe jedes dieser Tage bei. Heute ist die vornehme Welt erschienen, was Du nicht nur an den eleganteren Toiletten der Damen, sondern auch aus dem nonchalanten Herumschlendern der ächten oder falschen Dandies bemerkst; nicht nur an der auffallend zur Schau gestellten Gleichgültigkeit, mit der die Meisten, die alles das schon sahen, oder wenigstens affektiren es schon gesehen zu haben, bei dem Werthe von Millionen vorübergähnen, wobei es fast nur eine einzige Stelle in dem großen Raume gibt, wo sich alte und junge Ladies in einem lebensgefährlichen Gedränge vor dem ausgestellten Kohinur hin- und herschieben, und Einzelne, trotz der sanften Mahnung des aufgestellten Konstables, kaum zum Weitergehen zu bewegen sind, — nicht nur empfindest Du den Fünfschillingstag in den stets besetzten Räumen der fashionablen Restaurationen, sondern besonders auch darin, daß in der französischen Ausstellung mit ihren brillanten Artikeln und geschmackvollen Arrangements kaum durchzudringen ist. Hier ist aber auch zu sehen, was das Auge erfreut und das Herz begehrt. Welche Masse von blitzenden Krystallen, gediegenem Porzellan, kunstvollen Bronzesachen, Kleiderstoffen, Spitzen, Gobelins, Shawls, Modeartikeln aller Art! Da ist Christofle mit seiner fabelhaften Ausstellung, der die Silberminen Perus geplündert haben müßte, wenn Alles ächt wäre. Da ist nebenan der „römische Hof" mit seinen wunderbaren Kunstschätzen in Marmor. Da sind Ausstellungen von neuen Majoliken, welche in Pracht der Farben, in Form und Zeichnung die alten wenigstens erreichen. Da sind Nachbildungen maurischer Gefäße in Porzellan und Bronze, und unter Anderem die berühmte Alhambravase in einer vier Fuß hohen vollkommen getreuen Kopie.

Bilde Dir aber nicht ein, lieber Freund, daß Du alles das, was ich Dir hier erzähle, beim ersten oder zweiten Besuch des Ausstellungsgebäudes bereits gesehen haben würdest, oder Du müßtest dann besser begabt sein als alle andern Menschenkinder, die nur mit zwei Augen und einem einzigen Gehirn versehen sind. Der Eindruck des ersten Tages in der Ausstellung ist ein förmlich berauschender: das Gewimmel der Farben, der Glanz und das Leuchten einzelner Gegenstände,

der brausende Lärm dieser Tausende von Stimmen, die zusammen, wenn auch jeder noch so leise spricht, ein betäubendes Getöse machen; das Rauschen der Wasser, das Sausen und Klappern der Maschinen, und durch Alles hindurch die mächtigen, sinnverwirrenden Klänge der verschiedenen Riesenorgeln, von denen die eine eben die Ouverture zur Stummen von Portici beginnt, nachdem die andere einen Choral beendigt, dieß Alles gibt Dir ein Gefühl, als tapptest Du in einem dicken Nebel, als gaukeln sämmtliche Gegenstände in unbestimmten, beweglichen Formen vor Dir her, und Dich überkommt eine unbezwingliche Sehnsucht nach einem ruhigen Platze auf irgend einer der vielen Bänke, wo Du alsdann, um Deine Nerven zu beruhigen und Deine Augen wieder zu stärken, Deine Blicke zwischen dem Blätterschmucke einer wogenden Palme verbirgst, oder Dich in die wunderbaren Schönheiten eines ruhigen, edlen Marmorleibes versenkst.

Erst beim dritten oder vierten Besuch kommst Du Dir vor wie ein alter Soldat im Schlachtenlärmen, den das Sausen und Brausen um ihn her, Kanonendonner und betäubende Musik, durchaus nicht mehr kümmert, der seinen Weg ruhig fortschreitet:

Liege was will mitten in der Bahn.

Dann erst gehst Du mit einiger Gemüthsruhe an faustdicken Brillanten, an Perlen von der Größe kleiner Taubeneier, an Shawls und Stoffen, die nach Tausenden kosten, vorüber, um Dir das Modell des Warrior zu betrachten, oder Dich an dem sanften Schimmer und dem schön gezackten Bruche einer mannsdicken Gußstahlstange zu erfreuen.

London, den 23. September.

Lieber Freund!

Das Publikum des Einschillingstages ist begreiflicher Weise einfacher in der Kleidung, viel geräuschvoller, und wenn gleich ermüdender für uns Andere, doch gemüthlicher und unterhaltender, Du siehst, sie sind mit Leib und Seele dabei, haben mehr Kräfte zum Aushalten, und füllen nicht wie die Andern nach kaum einer Stunde für sie allerdings ungeheuer anstrengenden Schauens die Restaurationen. Im Gegentheil bei den

Einschillingsleuten wird auch darin das Nützliche mit dem Angenehmen verbunden, daß vor einem besonders anziehenden Gegenstande der Eßkorb ausgepackt und kaltes Roastbeef, weißes Brod während des Betrachtens geschmaust wird, wobei die Portwein-, Ale- oder Brandyflasche fleißig die Runde macht. Unterhaltend ist in der That das Interesse, mit dem diese Leute Alles betrachten, die Freude, mit der sie endlich einen Gegenstand auffinden, nach dem sie lange gesucht, an dem sie vielleicht selbst gearbeitet oder bei dem sie sonst thätig gewesen. Jener Matrose z. B. mit dem breiten, umgelegten blau und weißen Kragen, der seine kleine Dame geschickt durch das Gedränge steuert, und nun Anker wirft vor dem vier Zoll dicken Schiffspanzer, welchen trotzdem die spitze Kugel der Armstrongkanone durch und durch gebohrt — eine in der That unheimliche Kraftäußerung — erklärt das ausführlich mit den nöthigen Gestikulationen seiner bessern Hälfte; wahrscheinlich ist er dabei gewesen, und knüpft vielleicht an das Loch im Schiffspanzer allerhand philosophische Betrachtungen.

Wie am Fünfschillingstag die eleganten und reichen Artikel am meisten besucht sind, so am Einschillingstage die der Kolonieen, sowie der Maschinenraum. Von dem Obelisken an, der in sehr respektabler Größe und Dicke die Goldmasse anzeigt, welche unter der Regierung der Königin Viktoria jenseits der Meere gefunden und eingeführt wurde, ist das Gedränge bis zum Ende des Maschineraums am dichtesten. In den Kolonieen ist auch so viel Anziehendes zu sehen. Innerhalb der, aus allen Sorten der seltensten Bauhölzer bis zum Gewölbe aufgebauten Säule klettern sie die Wendeltreppe auf und ab, prüfen mit dem Fingerknöchel, betasten auf den außen um dieselbe angebrachten Altanen die Qualität der appetitlich gehobelten Planken, und disputiren über die Verwendbarkeit zu diesen und jenen Zwecken. Die seltsamen und ungeheuerlichen Thiere von Land und Meer, die Industrie-Erzeugnisse in Gefäßen und Stoffen halb wilder und ganz wilder Völker. Dort Malta mit seinen Waffen und Spitzen, von denen der lange englische Sergent, der in seinem rothen Anzuge wie eine Stange Siegellack aussieht, erklärend steht, daneben Neufundland und Vandiemensland, hier Neuseeland, dort etwas ganz besonders Interessantes: ein paar Dutzend kleiner Tonnen mit goldartiger Erde, welche von

einem Goldgräber in seiner Tracht vermittelst des einfachsten Waschapparates vor den Augen der staunenden Menge gewaschen wird, und der alsdann die kleinen übrig gebliebenen gelben Körnchen des edlen Metalls zeigt.

Vorbei, vorbei der Strom der Menschen, dem wir unmöglich widerstehen können, reißt uns dem Maschinenraume zu. Kaum haben wir Zeit, flüchtig kolossale Steinkohlenblöcke zu bewundern, oder die Modelle von Bergwerken, oder kunstvoll angefertigte Durchschnitte der Erdoberfläche mit reichen Schichten von Erz und Kohle — vorbei.

Da sind wir schon im Departement des Roheisens, wo um irgend einen riesenhaften schwarzen Block, der für uns nicht sehr bemerkenswerth erscheint, Gruppen bewundernder Fachmänner stehen, oder wo Andere mit erstauntem Kopfschütteln die zwanzig Fuß lange und sechs Zoll dicke Eisenstange messen, welche die allerdings unbegreifliche Kraft eines Walzwerkes so gestreckt.

Der Menschenstrom reißt uns rasch fort, denn ein brausendes Getöse vom Maschinenraume her verkündigt der Menge, daß die ungeheure Pumpe anfängt zu arbeiten, welche alsdann ihre Wassermasse von einem Thurme wie ein ziemlicher Wasserfall hinabrauschen läßt — allerdings staunenswerth. Das Wasser macht einen Kreislauf, indem es von der Maschine beständig unten aufgesaugt wird, um oben wieder hinab zu stürzen. Mechanik-Enthusiasten klettern auf die Gefahr hin, durchnäßt zu werden, an dem Thurme in die Höhe, um das Werk von oben zu bewundern, während wir von der Menge fortgeschoben werden zu den Spinnereien, zu den mechanischen Webereien, zu den Lokomotiven mit angehängten Eisenbahnwägen neuester Konstruktion, zu den Lokomobilen, die vermittelst Pflug, Egge, Säe- und Mähmaschinen der Landwirthschaft dienstbar sind. Was wir am längsten und liebsten betrachten, ist die vielbesprochene und in der That Erstaunen erregende Eisbereitungsmaschine. Man verläßt sie nicht, ohne den ganzen Prozeß mit angesehen zu haben: wie auf der einen Seite die Behälter mit Wasser gefüllt werden, wie nun die Dampfmaschine anfängt zu arbeiten, und wie nun nach Verlauf kurzer Zeit auf der andern Seite die gediegenen, festgefrorenen Eistafeln hervorgehoben werden, von denen der gefällige Arbeiter Stücke abschlägt und an die Zweifelnden vertheilt;

denn nicht was das Auge sieht, sondern hier, was Hand und Zunge fühlt, glaubt das Herz.

Endlich entdecken wir, daß unsere Augen und unsere Ohren anfangen müde und abgestumpft zu werden. Auch unser Magen, dieser rücksichtslose Geselle, meldet sich, und da wir die Uhr hervorziehen, sehen wir, daß wir wieder einmal vier Stunden herumgewirbelt worden sind, die uns allerdings mit der Schnelligkeit einer einzigen dahingeflogen zu sein scheinen. Wir wollen deßhalb Maschinenraum und Ausstellungsgebäude verlassen, heute aber nur, um noch etwas Neues zu sehen, denn in den anstoßenden Gärten der Horticultural-Society ist eine Ausstellung von Blumen der Herbstzeit, für deren Besichtigung wir allerdings auf's Neue fünf Schillinge bezahlen müssen, doch kommt uns hier bei dem kolossalen Geldverbrauch eine halbe Krone gerade so vor, als wenn wir zu Hause einen halben Gulden ausgeben.

Ehe Du jedoch abermals Dich durch Sehen wieder ermüden sollst, führe ich Dich in eine kleine, stille, reizend gelegene Restauration der eben genannten Gärten, und lasse Dir auftragen, was Du willst. Wenn ich Dir einen Vorschlag machen darf, so nehmen wir ein Glas Portwein, der hier in guter Qualität zu haben ist, und halten uns an die appetitlich aussehenden und vortrefflich schmeckenden Sandwiches; denn wie nicht Alles Gold ist was glänzt, so ist auch in dieser Restauration nicht Alles gut, was so aussieht, und will ich Dich besonders vor den Fleischpasteten gewarnt haben, die häufig unter verführerischer Außenseite ein hartes, unverdauliches Innere haben. Die Restauration, in der wir uns befinden, ist unter den offenen Arkaden der Gärten der Horticultural-Society gelegen, und hat für uns den unschätzbaren Vortheil, daß wir uns, nachdem wir geluncht, hier eine Cigarre anzünden dürfen, und uns in einem bequemen Drahtfauteuil fern von dem Lärmen und der Hitze des Industriepalastes hier an grünen Rasen und dichtbelaubten Bäumen erfreuen können. Durch diesen Comfort bist Du für einige trockene Bemerkungen über die Restaurationen der dießjährigen Ausstellung empfänglich, deren Statistik indessen, wie Du erfahren wirst, nicht ohne pikante Beimischung ist. Sämmtliche der eben erwähnten Restaurationen sind an zwei Wirthe, einen Franzosen und einen Engländer, verpachtet worden; natürlich wurde der Letztere

protegirt und zahlte für seinen Kontrakt nur fünfhundert Pfund Sterling, während der Andere fünftausend zahlen mußte. Nebenbei verwandte der arme Franzose auf den Bau der Keller und die Einrichtung der weitläufigen Lokale über zehntausend Pfund Sterling, und mußte obendrein von jedem in's Gebäude eintretenden Besucher einen halben Penny an die Ausstellungskasse entrichten, welches Kopfgeld während der vier Monate seiner Geschäftsführung 7921 Pfund betrug. Das aber ist noch nicht Alles, was dem armen Herrn Veillard abgepreßt und abgeschwindelt wurde, sondern nachdem es bei ihm zum Bankerott gekommen war, erfuhr man, daß ein Sprößling der stolzen englischen Aristokratie, der Right Honorable F. Cadogan, Sohn eines Grafen, es nicht verschmäht hatte, mit dem französischen Speisewirth in sehr anstößige Geschäftsverbindungen zu treten. Nach Herr Cadogan's eigener Aussage erhielt er von Herrn Veillard ein gewisses Kopfgeld für jeden Gast, was bis zum Gant des Restaurateurs die Summe von 3919 Pfund Sterling betrug, „weil er ihn bei den Kommissären der Ausstellung eingeführt hatte und im Allgemeinen sich um sein Geschäft kümmerte". Herr Veillard, dessen Erfahrungen im kaiserlichen Frankreich ihn mit derlei Transaktionen vertraut gemacht haben müssen, mochte dieß ganz in der Ordnung finden, aber das hiesige Publikum sieht darin einen neuen Beweis für seinen alten Verdacht, daß die ganze Ausstellung ein „Job" und von Anfang bis zu Ende zu schamlosen Ausbeutungen und Erpressungen mißbraucht worden sei.

Trotz der behaglichen Ruhe, die wir hier während einer halben Stunde genossen, saust und braust uns doch noch immer im Kopfe der Lärm des Maschinenraumes, und das Gesumme der Tausend und aber Tausend Besucher des Ausstellungsgebäudes. Gehen wir deßhalb zu unserer Belehrung und zugleich zu unserer körperlichen Erholung durch die eleganten Arkaden, welche die Gärten der Horticultural-Society auf drei Seiten einfassen. Die Blumenausstellung selbst kündigt sich uns schon in den Arkaden durch alle möglichen der Gartenkunst gewidmete Geräthschaften an, die hier in reicher Auswahl und überraschender Form, freilich oft mehr schön als praktisch, aufgestellt sind: da sehen wir Gartenbänke in den verschiedensten, oft seltsamsten Formen, Blumentöpfe und Orangekübel aus Holz, Eisen, Terra cotta,

Schieferplatten, und während wir alles Das aufmerksam betrachten, befinden wir uns am Eingange der Blumenausstellung, einer schönen geräumigen Halle, wo unter vielerlei ausgestellten Blumen, Geranien, namentlich Fancies durch Zeichnung und Farbenpracht eine hervorragende Rolle spielen, sowie auch Georginen und Verbenen. Die abgeschnittenen Blumen der Georginen befanden sich in offenen Kästchen auf weißem, feuchtem Sande ausgelegt, und man konnte nichts Reizenderes sehen; Blumen von unbegreiflicher Größe, den schönsten Formen, prachtvoll gewölbt, und die einzelnen Blumenblättchen von der regelmäßigsten und schönsten Zeichnung. Da war auch nicht um ein Haar breit in irgend einer Blume etwas von dem gleichmäßigen Bau und der herrlichen Form verrückt oder verkümmert, jede sah in ihrer Vollkommenheit, wenn man so sagen darf, wie kunstreich gearbeitetes Wachspräparat aus, und zeigte dabei Farben von einer Weichheit des Tones oder von einer Glut und Pracht, wie ich nie etwas Aehnliches gesehen. Ebenso schön und auffallend durch ihre außergewöhnlich großen Blüten waren die zahlreichen Arten von Verbenen, die hier ausgestellt waren.

Was den Besuch dieser Ausstellung anbelangte, so schien er mir sehr mäßig, und ich glaube nicht, daß die Gesellschaft bei dem hohen Eintrittspreis von fünf Schillingen bessere Geschäfte macht, als die Unternehmer des großen Industriepalastes, deren Budget sich jetzt schon mit ziemlicher Sicherheit übersehen läßt. Das Gebäude gehört den Bauunternehmern Kelk und Lucas. Der mit ihnen abgeschlossene Vertrag ist komplizirter Natur. Unter allen Umständen erhalten diese eine Miethe von 200,000 Pfund Sterling, ganz unabhängig von dem Erfolg des Unternehmens. Sobald jedoch die Einnahme 400,000 Pfund Sterling überschritten, gebührte ihnen der Ueberschuß bis zu weiteren 100,000 Pfund Sterling, und sie waren dann verpflichtet, die Gemäldegallerieen den Kommissären als Eigenthum abzutreten. Die Bruttoeinnahme aus allen Quellen hat zwar bereits die Summe von 400,000 Pfund Sterling erreicht, aber es ist keine Hoffnung vorhanden, daß sich dieselbe bis zum Schluß der Ausstellung auf 500,000 Pfund Sterling belaufen werde, doch glaubt man, daß ein etwaiges Defizit von 20 bis 30,000 Pfund Sterling durch ein Abkommen mit den Bauunternehmern gedeckt wird. Glänzend wie im Jahre 1851 sind die finanziellen

Ergebnisse keinenfalls, doch hatten die Unternehmer von Anfang an gegen schwere Schicksalsschläge anzukämpfen: den Tod des Prinzen Albert, der des Unternehmens leitender Geist gewesen war, den unfreundlichen Sommeranfang, den amerikanischen Krieg, die Noth in den Baumwollbezirken und die mittelmäßige Ernte. Dazu kamen die größeren Baukosten, welche das dießmal theilweise aus solidem Mauerwerk aufgeführte Gebäude verursacht hatte; denn das häßliche Waarenhaus in Brompton kostet mehr als doppelt so viel, als der feenhafte Krystallpalast im Hydepark. Diese Vergrößerung der Ausgaben ist zum Theil dem Wunsch zuzuschreiben, das Gebäude bleibend zu machen. Man hoffte, daß der Erfolg der Ausstellung bedeutend genug sein werde, um nicht nur ihre eigenen Kosten zu decken, sondern auch ein glänzendes Gebäude zur Verfügung zu stellen, in dem alle Kunstschätze Großbritanniens einen würdigen Tempel finden könnten, doch hat sich die öffentliche Meinung bereits so entschieden gegen eine Verweisung der öffentlichen Gemälde nach Brompton ausgesprochen, daß sich der ursprüngliche Plan nicht wird verwirklichen lassen.

Trotzdem dieser Brief so angeschwollen ist, daß er fast die Grenzen des Bescheidenen übersteigt, so muß ich Dich doch, bevor ich ihn schließe, nach der Gemäldeausstellung führen und bitte Dich, dabei zu bedenken, daß ich alles Das, was Du behaglich in Deinem Lehnstuhle lesen wirst, mit ansehen und erleben mußte, freilich in täglichen kleineren Portionen, die aber trotzdem so kräftig waren, daß sie am Ende eine körperliche und geistige Ermattung zur Folge hatten. Dieß fühlte ich besonders beim Durchwandern der Bildergallerieen, zu denen man auf der Nordseite des Gebäudes emporsteigt. Sie befinden sich auf der gleichen Höhe wie die gegenüberliegenden Ausstellungsgallerieen und nehmen auch denselben Raum ein. Schaudere nicht, wenn ich Dir sage, daß hier in unabsehbaren Sälen 3000 Kunstwerke Platz gefunden haben, und daß die Räume mit zahlreichen Besuchern angefüllt sind, worunter drei Viertel Ladies, durch deren hinausstarrende Reifröcke wir uns durchwinden müssen. Ich versichere Dich, es ist das keine Kleinigkeit, hier nicht anzustoßen, oder wenn es geschehen ist, in einem fort um Entschuldigung zu bitten, dort einem Anpralle geschickt auszuweichen, jetzt einer zahlreichen, kompakt geschlossenen Familie mit hastigen Schritten vorauszu-

eilen, um Platz vor einem Gemälde zu gewinnen, oder später in ärgerlicher Ungeduld warten zu müssen, bis ein anderer Haufen dieser Kunstkenner sich vor einem Tableau, das Du gerne sehen möchtest, verzogen hat; — und die widersprechenden Urtheile und Aeußerungen der verschiedensten Art, die Du dabei in allen Sprachen der Welt mit anhören mußt, denen Du bald ein Lächeln des Mitleids, bald eine Regung der Ungeduld unmöglich versagen kannst. Dazu der Lärm der vielen Sprechenden, die Hitze, alles Das bedenke, ehe Du es wagst, Dich mit mir in diesen Strudel zu stürzen; — eigentlich wollte ich sagen, Du, der diese Zeilen ohne Nervenaufregung lesen wirst, bemitleide mich und verzeihe mir, daß ich Dich ebenso flüchtig mit durchreiße, wie mich der rastlos wogende Menschenstrom durchtreibt. Wie drunten in der Ausstellung haben die verschiedenen Nationen auch hier ihre besonderen Säle, und gibt es auch in der Kunst eine Zollvereins-Abtheilung „Germany", von der die Abtheilung „Austria" getrennt ist.

Du wirst begreiflich finden, daß John Bull den Löwenantheil, d. h. die Hälfte des ganzen Ausstellungsraumes, für seine Kunst in Anspruch nahm und der ganzen übrigen zivilisirten Welt die andere Hälfte überließ. Und das thut derselbe John, dessen Kunst kaum hundert Jahre alt ist, während wir kontinentalen Groß- und Kleinmächte einen fünfhundertjährigen Stammbaum aufzuweisen haben. Aber während Italien, die Mutter der klassischen Meister, von Jahrhundert zu Jahrhundert elender und siecher geworden, gedeiht der junge Master John vortrefflich, und seine Kunsterzeugnisse flößen uns Kontinentalen alle Achtung ein. Daß wir bescheidene Deutsche vor allen andern Nationen den ersten Keim in John's Schooß gelegt, wird längst vergessen sein, und doch war es Hans Holbein, der am Hofe Heinrich's VIII. seine Kunst auszuüben berufen war und zuerst bei der englischen Nation den Sinn und die Theilnahme für bildende Kunst weckte und verbreitete. Später trat van Dyk in Holbein's hinterlassene Spuren, und neben ihm erschienen Verelst, Jansen und van Somer, denen sich die englischen Porträtmaler, freilich in der möglichst steifsten und trockensten Manier, Hudson, Dose u. s. w., anschlossen. Der erste englische Künstler indessen, der höheren Ansprüchen genügte, war Sir Josua Reynolds, dessen Porträts von einem durch klassisches Studium gereiften Geiste

11*

Zeugniß ablegen. Ihn übertraf noch Gainsborough, dessen Bildnisse stets zum Besten gezählt werden dürfen, was in diesem Kunstzweige geleistet worden. Ihm verwandt ist Lawrence, der Maler der Aristokratie der Geburt und der Schönheit, groß in seinem Genie, aber auch in seinem Uebermuth, mit dem er häufig nur einzelne Theile ausmalt, und alles Uebrige so hinklekst, daß man es nur von Weitem wie eine Theaterdekoration betrachten muß, um es einigermaßen dem darzustellenden Gegenstande ähnlich zu finden. — Hogarth war der erste talentvolle Künstler, der in's Leben griff und als der treffendste Darsteller seiner Zeit bezeichnet werden muß. Aber er theilt die rohe, unverdauliche Behandlung seiner Gemälde mit dem Historienmaler West, und beide sehen wir von David Wilkie übertroffen. Seine zahlreich ausgestellten Werke sind durch Kupferstiche so allgemein bekannt, daß eine Aufzählung nur ermüden würde. Nach ihm haben sich Webster, Leslie und Macready als Genremaler einen ehrenhaften Namen erworben, während die reich und glänzend vertretenen Turner und Landser für die Landschafts- und Thiermalerei ehrenvoll in die Schranken treten. Hiebei kann ich nicht verschweigen, daß die Abgötterei, welche John Bull mit den Werken der letzten Periode Turner's treibt, ebenso bezeichnend als drastisch-komisch ist, denn diese Bilder sind die Ausgeburten der verkommensten Phantasie und einer wahnsinnig gewordenen Palette, nur haben sie den Vorzug, daß sie auf den Kopf gestellt dasselbe vorstellen. Master John ist eine geborene Wasserratte, wie allmänniglich bekannt, und die International-Exhibition zeigt uns zur Genüge, daß auch seine Kunst keine Wasserscheu kennt, sondern mit Stolz auf seine „British School of water-colour-painting“ hinweist. Indessen excelliren hier im Reiche der Gewässer dieselben Geister, die auch auf dem Festlande ehrenvoll dienen und gedient haben.

Begebe ich mich, ohne über den Kanal zu fahren, nach Frankreich, so wird mir gleich kriegerisch zu Muthe, und die Devise oder das Impromptu eines gewissen geistreichen Mannes „l'Empire c'est la paix“ begreift sich erst mitten unter diesen „Marschällen,“ „Generalen“, „Schlachten“ und „Siegen“. Das ist eine Lektion für Dich, John Bull, hier lerne Weltgeschichte, die das Weltgericht bedeutet und auch Dir an den Kragen geht, wenn Du nicht — — doch — da bekomme

ich mitten im Strome prophetischer Kunstpolitik einen Rippenstoß, und ein plötzlich wildes Durcheinander versetzt mich in eine marschallartige Stimmung; ein Gauner, der sich irgend etwas Brauchbares (und was kann der Mensch nicht Alles brauchen?) annexirt, will mit seinem Annexum in Sicherheit und wühlt sich für diese Idee thunlichst durch, — allein vergeblich, man hat den Vogel und steckt ihn, trotz seines Schmerzensschreies, in einen soliden Käfig! So geht's den kleinen Annexern — und den großen — ? — — Doch außer der Glorifikation des Krimfeldzuges und obligater Razzias bringt die Kunst des kaiserlichen Frankreichs noch einzelne hervorragende Leistungen aus dem Gebiete des religiösen und gesellschaftlichen Lebens. Die alte verstorbene Garde: De la Roche, Decamps, Ary Scheffer, und wie sie alle heißen, ist schwach in's Feld gerückt, ihr folgt aber eine berühmtere Reserve, deren Anführer Horace Vernet, Ingres, Flandrin, Charles Müller, Yvon, bis auf den Liliputmaler Meissonier herab sich eine ehrenvolle Position erkämpft haben. Ueber eine große Anzahl von Bellangé und Boulanger hinwegsetzend, was in diesem Gedränge auch eine Kunst ist, empfehlen wir uns höflichst bei Mademoiselle Rosa Bonheur und bringen kühn in's Herz des glücklichen Belgiens, das vielleicht am besten von allen Ländern Europas begreift, welchen Werth die bildende Kunst für die staatliche Entwicklung und das Gedeihen der Industrie hat. Seine besten Meister, außer De Kayser, sind reich vertreten, so Gallait durch sieben seiner Werke, unter denen sogar die Abdankung Karl's V. sich eingefunden. Auch Leys hat sechs Werke, und der schnell zu hohem Ruhm herangewachsene Pauwels zwei seiner bedeutendsten Schöpfungen eingesandt. Der geistvolle Landschaftsmaler Bosseret, sowie die Genremaler Braeckbaer, Madou und De Block verdienen erwähnt zu werden, besonders da ihre Werke jeden Beschauer so gemüthlich in das friedliche Getriebe der Heimat blicken lassen, während die Herren Nachbarn über dem Rhein drüben mit so viel Ostentation ihre Schlachthäuser zeigen.

Unterdessen hat es sich in den Räumen der Gemäldeausstellung so gefüllt, daß es Einem kaum möglich wird, nur ein paar kümmerliche Notizen in sein Taschenbuch zu machen. Man schreibt etwa wie in einem Postwagen, und jede Sylbe hat die Ehre, mit einem unfreiwilligen Gedankenstrich verziert zu werden. Doch Du kennst diese Situation

aus eigener Erfahrung, und meine Reinschrift verräth Dir nichts von den ausgestandenen Püffen. Wie absprechend auch andere Reporters über die deutsche, beziehungsweise zollvereinliche Kunst berichtet haben, so besitze ich doch so viel Patriotismus, nicht in ihr Horn mitzublasen. Die deutsche Ausstellung kann mit Maria Stuart sagen: „Ich bin besser als mein Ruf.“ Auch lasse ich dahingestellt, in wie ferne andere Stimmen Recht haben, die da behaupten wollen, die Regierungen seien an dem kläglichen Auftreten deutscher Kunst auf der londoner Weltbühne schuld. O Du abgeschiedener Geist des berliner Parademalers Krüger, ich beschwöre Dich, steige hernieder und erkläre mir als Oerindur diesen Zwiespalt der Natur! Wie kam es, daß Du diese Huldigung des IV. Friedrich Wilhelm verewigen mußtest, was zahlte Dir der Staat für all' die Minister-, General- und Geheimerath-Köpfe? Kaum hatte ich diese Frage im Geiste gestellt, da, unmittelbar in meiner Nähe, spricht ein älterer Herr zu seinem Nachbar: „Siehst De, Poseke, dieser Krüger hat mir noch 10 Thaler jekostet, das janze Jemälde haben die Landstände malen lassen!“ Diese berliner Geisterstimme hätte mir noch über manches Kunstphänomen Auskunft ertheilen können, aber ehe ich mich's versah, war ich von dieser „Huldigung“ vor den „Nero mit der Rosenkrone“ geschoben, und zwar so nahe, daß ich in Gefahr kam, mir an dem brennenden Balken meine Stiefel zu versengen. Soweit haben es unsere Kunstrealisten gebracht, daß man sich kaum ohne Lebensgefahr ihren Schöpfungen nahen kann. Ist die Hitze, diese von allen Völkern der Erde ausgedünstete Exhibitionsglut, nicht groß genug, daß man uns auch noch mit kaiserlich neronischer Grausamkeit ganz Rom anzünden muß? Doch Scherz bei Seite. Du weißt, wie sehr ich Piloty als einen Künstler ersten Ranges verehre, und wie hoch mir und mit vollem Rechte sein Nero steht. Hoffentlich werden wir es noch bei uns sehen, ehe es sein Besitzer in eine ungarische Pußta schleppt. Aber sieh', mitten aus meinem Gedankenstrom reißt mich der Anblick eines ächt königlich preußischen Kunstwerks; ich stehe plötzlich vor der „Ueberrumpelung des großen Fritz bei Hochkirch“ von Adolph Menzel. Kaum hatte ich aus der Finsterniß dieser Nachtschilderei einige Grenadiere herausgefunden, als die eben gehörte berliner Stimme sich wieder vernehmen ließ: „Na, nu, Poseke, was sagst Du zu unserem Ollen?“ —

„Ich sage nichts mehr zu de preußische Jeschichte,“ war Herrn Poseke's Antwort. — Auch ich will nur noch in aller Kürze die Namen melden, welche in preußischer oder zollvereinlicher Kunstgeschichte machen. Da ist Begas, Wach, Karl Becker, Schrader, und von Düsseldorfern die beiden Achenbach, Gude, Mücke, Karl Müller, Röting, Karl Hübner und Portmann zu nennen, in welchem Kreise indeß Alfred Rethel, allerdings nur in photographischen Nachbildungen seiner berühmten Kartons zu den Fresken im Kaisersaal zu Aachen und zur Geschichte Hannibals, als Matador hervorglänzt. Auch Knaus steht als Genremaler, obschon nur durch ein Bild vertreten, hervorragend da über der Masse seiner Kommilitonen. Hebe ich nun Cornelius' berühmten Karton der apokalyptischen Reiter hervor, so gelange ich zur münchener Schule, die im historischen Fache vielfach nur Nachbildungen nach Kaulbach oder Kartons wie die von Wislizenus und Höwemayer aufzuweisen hat. Von bedeutenden Malern dieser Schule sind nur die Landschafter Schleich und Bürkel vertreten. Sachsen bringt Werke von Julius Hübner, Richter und Gonne; Württemberg von Bose und Rustige, von Letzterem ein bedeutendes Bild, die Gräfin von Rudolstadt vor Alba, „Fürstenblut für Ochsenblut“ verlangend, und wenn man das schöne Weib mit der entschlossenen Haltung sieht, so könnte man annehmen, daß sie Wort halten würde; das Großherzogthum Sachsen zeigt die trefflichen Kartons zur Odyssee von Preller. Nicht minder reich ist die „Austrian School“ vertreten, und Namen vom besten Klang wie Stahl, Führig, Füger, Dannhauser, Ruben, Waldmüller, Gauermann, Czernak, Ender und Haushofer finden sich hier zusammen und beweisen, daß die Kunst in Oesterreich nicht schlechter gebettet ist, als in den zollvereinten Staaten „Germanys“. Soll ich Dir nun noch von Rußland, Dänemark oder Italien etwas sagen, worüber eigentlich nichts zu sagen ist? — Erlasse das meinen heute in der That ganz abgestumpften und heruntergekommenen Nerven; erinnere Dich an Versailles, wo wir zusammen waren, und wie eine solche mehrstündige Promenade durch Gemäldegallerieen noch am andern Tage nachwirkt. Deßhalb verzeihe den matten Schluß dieses Briefes und erhalte mir Deine Freundschaft.

London, den 26. September.

Lieber Freund!

Es ist eine leidige Gewohnheit, Vergleichungen anzustellen zwischen Diesem und Jenem, zwischen Sonst und Jetzt, und wenn ich mir dasselbe auch schon oft gesagt habe, so verfalle ich doch hier in London immer wieder in den alten Fehler und kann mir in der Weltstadt an der Themse die andere an der Seine nie aus den Gedanken schlagen; London und Paris, zwei Haupt- und Riesenstädte, beide durch wenig Land und noch weniger Wasser getrennt, und sich doch dabei unähnlicher als manche andere Städte, die Tausende von Meilen von einander entfernt liegen: Paris, wo man arbeitet, um zu leben, London, wo man lebt, um zu arbeiten. Und wie dort schon im Getriebe auf den Straßen Alles, was Dir begegnet und was Du siehst, den Eindruck einer behaglichen, genußsüchtigen und genießenden Existenz macht, bei der es nicht darauf anzukommen scheint, ob eine Viertelstunde oder auch ein halber Tag unbenützt vorübergeht, so zeigt Dir hier beim londoner Straßenleben das hastige Jagen, Treiben und Drängen sowohl der Masse als jedes Einzelnen, das unerquickliche Vorwärtseilen ohne auf- und umzuschauen, daß jede Minute vollständig ausgenützt werden muß, daß der heutige Tag, sowie jeder folgende, seinen bestimmten Zweck, sein vorgestecktes Ziel hat, nach dessen Erreichung mit aller Kraft des Verstandes, der Beine und der Ellbogen gestrebt wird, ein Ziel, welches Erwerb heißt, das zum Lebenszweck geworden ist, dem jede Stunde geopfert wird, denn „time is money".

Schon daß Du Dich hier, um das Straßenleben und die Physiognomie der Stadt einigermaßen kennen zu lernen, nicht wie in anderen Städten, namentlich in Paris, Deinen eigenen Füßen anvertrauen darfst, da zum Flaniren und zum Schauen weder Platz noch geräumige Trottoirs vorhanden sind, sondern daß Du, um überhaupt nur fortzukommen, gezwungen bist, eine der zahlreichen Fahrgelegenheiten, die sich Dir allerdings bei jedem Schritte darbieten, benützen mußt, kann Dir einen schwachen Begriff geben von dem überwältigenden, rastlosen Getreibe der londoner Straßen. Um unsern Zweck zu erreichen und diese in etwas kennen zu lernen, besteigen wir das Dach des Omnibusses, dessen Kutscher, da er unser Stehenbleiben bemerkt, augenblicklich an-

hält, um uns aufzunehmen. Betrachte aber vorher genau die Namen der Straßen, wohin er fährt, damit Du nicht auf einen falschen geräthst, der Dich von Deinem Ziele abführt. So viel ich weiß, gibt es hier keine Korrespondenzen, wie z. B. in Paris, wo man für denselben Fahrpreis berechtigt ist, an der oder jener Straßenecke, wo der Wagen zu diesem Zwecke hält, einen andern zu besteigen, und man so nach rechts oder links durch die ganze Stadt fahren kann. Ein weiterer Vortheil der pariser Omnibusse, nämlich die feste Taxe, wäre hier sehr erwünscht, da die Kondukteure, besonders jetzt während der Ausstellungszeit, die Preise eben ganz nach Ansehen der Person einrichten, und Fremde kommen meistens schlecht dabei weg, besonders wenn sie auch noch der Sprache unkundig sind. Ich sah in diesen Tagen, wie ein Kondukteur einem unglücklichen französischen Ehepaar durchaus zwei Schillinge abnehmen wollte. Doch legte sich ein rechtlich denkender Engländer in's Mittel und erwarb sich so den Dank des französischen Ehepaares. Die rastlose Geschäftigkeit, von der ich vorhin sprach, zeigt sich auch bei den Passagieren, mit denen das Dach des Omnibusses auf's Dichteste besetzt ist, während andere an der Seite des Kutschers, sowie hinter demselben Platz genommen haben. Wenige sind aber hier während des Fahrens unbeschäftigt: ein Paar, die zusammen aufsteigen, setzen ihre Unterhaltung, die ihr Geschäft betrifft, fort, untersuchen vielleicht irgend ein Waarenmuster und vergleichen eine Preisliste; Andere haben ihr Taschenbuch hervorgezogen, um dort etwas zu notiren und nachzusehen, während die meisten der Uebrigen kolossale Zeitungsblätter entfalten, dieselben so weit, als es der Raum erlaubt, mit beiden Händen auseinander halten und eifrig die neuesten Nachrichten verschlingen. Denke Dir nun, daß in den belebteren Straßen, besonders in der City, oft vier Reihen solcher Omnibusse fahren, einander folgend oder sich begegnend, so kannst Du Dir denken, welch' bewegtes Bild schon allein diese Omnibusfahrer mit ihren Zeitungsblättern bilden.

Von Paddington ausgefahren kommen wir aber erst allmälig in das eigentliche Gedränge des londoner Straßenlebens. Wir sind im Westend und fahren eine gute Weile durch stillere Straßen mit wenigem Verkehr, da wir auf einer Seite die Umzäunung der großen Parks haben, während die andere aus den eleganten, häufig mit kleinen Gärten

versehenen Häusern des englischen hohen Adels sowie der Gentry besteht, welche sich, da die Season vorüber ist, auf dem Lande befindet. Thore und Häuser sind jetzt fest verschlossen, und was wir vor und in ihnen an Leben bemerken, ist allenfalls ein lungernder Livréebedienter, der in der Stadt zurückgeblieben ist, um Aufträge und Bestellungen der Herrschaft zu besorgen. Hier in diesen Theilen der Stadt sehen wir wenige Fiaker und Omnibusse, und noch weniger elegante Equipagen; Alles strebt mit uns dem Innern der Stadt zu, und wie zahlreiche, vereinzelte Bäche sich endlich zum Strome bilden, so auch die Wagen, Reiter und Fußgänger, wenn wir erst einmal Oxford-Street erreicht haben. Hier sehen wir auch sogleich, daß von einem angenehmen Flaniren nicht mehr die Rede sein kann: die Trottoirs vor den Häusern sind zu schmal für die Menschenmenge, welche sie fassen müssen, eine rastlos vorwärts strebende Masse, die uns mit sich fortreißt und uns nicht vergönnt, behaglich schauend vor irgend einem Laden stehen zu bleiben. Wie oft habe ich mir hier ein paar hundert Fuß von den pariser Boulevards gewünscht, die mit ihren reichen Magazinen und prachtvollen Cafés hauptsächlich die Annehmlichkeiten des dortigen Lebens ausmachen. Sind wir dort vom Gehen und Sehen ermüdet, so schlendern wir vielleicht ein paar Schritte weiter und finden überall Gelegenheit, bequem auszuruhen, während wir alsdann die Massen der Spaziergänger, von denen wir soeben noch einen mithandelnden Theil ausmachten, jetzt als angenehmes Schauspiel an uns vorüberziehen lassen. Was sich uns aber in Paris so bereitwillig und freundlich von selbst anbietet, das suchst Du hier in London vergeblich. Wohl gibt es Kaffehäuser und Restaurationen, aber man muß sie mühsam suchen und findet sie gewöhnlich dann nicht, wenn man sie am Sehnlichsten herbeiwünscht. Meistens befinden sich die Kaffehäuser in einer Nebenstraße, oder die Restaurationen im zweiten oder dritten Stocke irgend eines Hauses, welches so mit Schildern und Namen bedeckt ist, daß uns der, den wir suchen, häufig entgeht. Essen und Trinken wird ja hier ebenfalls wie ein Geschäft behandelt, dem man so wenig Zeit als möglich widmet, und welches nur deßhalb besorgt wird, damit der Mensch, diese Arbeitsmaschine, gehörig im Gang bleiben kann.

Wir fahren Oxford-Street hinab Holborn zu, und bei jeder

Umdrehung der Räder unseres Omnibusses vermehrt sich die Masse uns folgender oder begegnender Wagen und Karren, so daß das Ganze endlich eine wild dahin flutende, kompakte Masse bildet, ja so kompakt, daß wir oftmals ängstlich auf die Seite rücken, als wollten wir dem Wagen, der uns fährt, nachhelfen, wenn er wie ein Keil in vollem Laufe der Pferde zwischen zwei anderen Reihen von Fuhrwerken eindringt. Doch haben wir nichts zu fürchten; der Kutscher mit seinem wetterbraunen, lächelnden Gesichte, seinem kleinen, runden Hute und den unentbehrlichen Handschuhen gibt uns in seiner stolzen Ruhe, in der leichten Art, wie er die Peitsche schwingt, und durch seine Kunst, die wir nach den ersten zehn Minuten sattsam Gelegenheit zu bewundern hatten, ein solches Gefühl von Sicherheit, daß wir uns schon bei der zweiten und dritten Fahrt auf einem Omnibusdache hinlänglich behaglich fühlen, uns auf dem harten Lederkissen so bequem als möglich hinzulehnen und unsere Studien zu machen. Welche Masse von ausgestreckten, Zeitungen haltenden Händen! wie viel fremde Gesichter fahren an uns vorüber! Doch nicht alle sind uns fremd; es ist kaum zu glauben, aber doch wahr, dort sehe ich eine Hand, die mir winkt, bekannte Züge, ein Stuttgarter, an dem ich hier unter 2,800,000 Menschen so nahe vorüberfahre, daß wir uns die Hände hätten schütteln können — Vorüber! Ist es doch gerade, als zöge halb London mit uns denselben Weg gegen die City hin, und als fände dort heute ausnahmsweise eine ganz besondere Festlichkeit Statt, ein Jahrmarkt oder dergleichen, und doch ist es immer so, heute wie morgen, als sänken diese Massen nur zuweilen wie Dornröschen in einen tiefen Schlaf, um morgen genau da wieder anzufangen, wo sie heute aufgehört. Es ist das hier doch Alles gerade so, wie ich es schon vor zehn Jahren sah, nur scheinen sich die Omnibusse und der Lärm vermehrt zu haben. Zwischen ihnen fahren die hohen Karren nach Art unserer Möbelwagen, die aber hier auf allen Seiten mit Annoncen beklebt sind, ambulante Anzeiger, in welchem Zweige hier noch immer das Unglaublichste geleistet wird. Dort zu unserer Rechten sehe ich immer noch die zwei Männer, ungeheure Fahnen wie eine Oriflamme tragend, auf der man lesen kann, wo ganz vortreffliche Rasirmesser, oder die beste Seife fabrizirt und verkauft wird, während zu unserer Linken auf dem Trottoir die

gleichen sechs armen Männer, in abgeschabten schwarzen Fräcken, hohe fuchsige Hüte auf ihren Köpfen, hinter einander schleichen und von Schultern und Brust herabhängende große Tafeln tragen, auf denen andere Waarenartikel angepriesen werden. Etwas, das Paris schon lange kannte, ist nun auch hier auf den londoner Straßen sehr in die Mode gekommen: dürftig gekleidete Männer nämlich, die an allen Straßenecken stehen und Dir Zettel in die Hand stecken, durch die Du unterrichtet wirst, wo Du um einen halben Schilling lunchen oder um anderthalb Schillinge vortrefflich diniren kannst. Nachts haben dieselben noch außerdem einen viereckigen Papierhut auf dem Kopfe, worauf in farbigen Lettern dieselbe Reclame steht, durch ein in dem Innern brennendes Licht transparent erleuchtet. Zwischen dem Gewühle der Omnibusse und Cabs sehen wir immer noch die ungeheure Anzahl jener kleinen Karren, mit Eseln oder Pferden bespannt, welche mit Kartoffeln oder Grünzeug beladen sind und die Vermittler machen zwischen den großen Märkten und den entlegeneren Straßen. Hie und da an den Ecken stehen Scherenschleifer, und auf den Trottoirs zwischen den Fußgängern winden sich wandernde Krämer durch, uns Scheren, Rasirmesser, Seifen und dergleichen anbietend. Kleine Evènements, wie sie in allen großen Städten häufig vorkommen, vermehren noch das bunte Bild des hiesigen Lebens: ein gestürztes Pferd, ein gebrochenes Cab, wobei es höchst wunderbar ist, wie rasch bei solchen Vorfällen eine Anzahl Konstabler erscheint, die Wagenflut von dem Hindernisse ableitet und dafür Sorge trägt, daß dasselbe augenblicklich entfernt wird. Diese londoner Konstabler sind sich ebenso gleich geblieben, wie die Straßenecken der innern Stadt, an denen sie unbeweglich stehen. Für mich hat die Ruhe, mit der sie ihrem sauren Geschäfte vorstehen, etwas außerordentlich Wohlthuendes. In dem blauen Rocke, mit dem lackirten steifen Hute in dem unbeweglichen Gesichte, mit dem meist blonden oder röthlichen Barte haben Alle für den Fremden eine gewisse angenehme Familienähnlichkeit, und der, welcher Dir heute an den Westindia-Docks freundlich den Weg zeigte, könnte ein Bruder des andern wohlwollenden Konstablers sein, der Dir vielleicht morgen beim Ausstellungsgebäude eine Auskunft gibt. Viel sprechen ist nicht ihre Sache, doch geben sie Dir, z. B. auf eine Frage nach irgend einer Straße, genügende

Auskunft und weisen Dich an den nächsten Kollegen da oder dort, der Dich alsdann weiter befördert. Dabei mischen sie sich mit richtigem Takte nicht in jede kleine Konfusion, die auf der Straße in dem Wagengedränge entsteht, und lassen ein Paar Omnibuskutscher oder Cabführer, die, was übrigens selten genug vorkommt, zusammengefahren sind, ihren Handel allein ausfechten. Nur zuweilen, wenn das Gedränge, z. B. auf der London-Bridge, gar zu toll wird, stellt sich der Konstabler mitten in die Straße hinein, und seine schwache Person bildet, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine unverletzliche Schranke, der die Wagenreihen nach rechts und links ausweichen. Häufig hatte ich auch Gelegenheit, die Galanterie der Schutzmannschaft gegen das schöne Geschlecht zu bewundern. Oefters kommt es vor, namentlich an der Börse, daß dort die Wagenreihe so dicht ist, daß Damen unmöglich von einem Trottoir zum andern gelangen können, worauf sich der Konstabler ihrer annimmt, indem er mit aufgehobener Hand vor ihnen herschreitet, und durch dieß leichte Zeichen Omnibusse und Cabs für einen Augenblick zum Halten bringt. Bewaffnet ist diese londoner Polizei nur mit einem kleinen, ungefähr anderthalb Schuh langen Stock, dessen eines Ende die königliche Krone zeigt und schwer mit Blei ausgegossen ist. Höchst selten und nur, wenn sie persönlich angegriffen werden, machen sie von diesem Stabe als Waffe Gebrauch, dann aber schlagen sie auch Den, der sie angegriffen, unfehlbar zu Boden. Bei Arretirungen genügt es, daß sie den Betreffenden einfach mit der Krone berühren, worauf sich der schlimmste Geselle ohne Weiteres ruhig wegführen läßt. Der Konstabler ist ein von dem Engländer stets ungern gesehener Gast. Im Fall der Noth aber scheut sich auch der feinste Gentleman nicht, ihm helfend beizustehen, besonders wenn es gilt einen Dieb zu verhaften. Bei einer Feuersbrunst hatte ich Gelegenheit zu sehen, wie ein einziger Policeman eine Straße, die dicht mit Menschen gefüllt war, nur durch Hülfe seines Stöckchens, das er vorzeigte, vollkommen säuberte.

In der City angekommen wollen wir den Omnibus und die Straße verlassen und uns der Themse zuwenden, dieser für den Verkehr des londoner Lebens so wichtigen Linie. Vorher aber lasse ich Dich noch einen für London ganz kleinen Umweg machen, um Dich in die St. Paul's-Kathedrale zu führen. Die großartige, in ihren Verhältnissen

zu dem riesenhaften Gebäude so außerordentlich schöne Kuppel haben wir schon von allen Theilen der Stadt aus gesehen, und macht dieselbe aus der Nähe wie aus der Ferne immer einen angenehmen, harmonischen Eindruck. Leider spricht uns das Innere nicht so an, denn dem einfachen Geiste der reformirten Kirche scheint man in diesem Bauwerk haben Rechnung tragen zu wollen; doch machen die kleinen Fenster in der gewaltigen Kuppel, die nur spärliches Licht einlassen, sowie die großen, leeren Flächen an den Wänden einen etwas kühlen Eindruck, obgleich das Ganze des Baues mit seiner ungeheuren Länge und Breite und seinem hohen Dome in der Mitte von großer Wirkung ist. St. Paul ist ein Pantheon im großartigsten Style voll von Nationaldenkmalen, und wenn diese Monumente berühmter Engländer, meist in Marmor ausgeführt, größtentheils in noch so barockem Style sind und wahre Verirrungen der Skulptur genannt werden können, so fühlen wir uns doch angeregt durch die großartige Idee, mit der hier das Andenken an ausgezeichnete Männer geehrt wird.

Wenn Du nach London kommst mit Aufträgen aller Art belastet, die Dir Damen Deiner Bekanntschaft anvertraut haben, Nähnadeln, Scheren, Plaids, Popelins, Battistsacktücher und ähnliche angenehme Kleinigkeiten, deren Besorgung Dir namentlich hier in London ungeheuer viel Zeit rauben kann, und wofür Du aber meistens außerordentlich wenig Dank erntest, so verlasse das Quartier der St. Paul's-Kathedrale nicht, ohne Dich hier, wo ein Magazin an das andere gränzt, nach den gesuchten Artikeln umgeschaut zu haben. Sicherlich findet man hier, was man braucht, und meistens in guter Waare und zu anständigen Preisen.

Um nun von hier zur Themse zu gelangen, nehmen wir den Weg durch einige nach dem Flusse zu steil abfallende Gassen, die oft durch dunkle Höfe und unheimliche, finstere Gänge führen. Wie es auf der Themse bessere und geringere unter den kleineren Dampfbooten gibt, so haben diese auch ihre besseren oder schlechteren Anlandungspunkte. Was die geringeren anbelangt, wo man z. B. von der Westminster- bis zur Londoner-Brücke für einen oder zwei Pence fährt, und die meistens von Arbeitern benützt werden, so gelangt man zu ihnen, wie eben schon erwähnt, nur auf schmutzigen, verdächtig aussehenden Wegen, welche

Schlupfwinkel für allerlei Diebsgesindel sein könnten und es auch wohl sind. Manche von ihnen werden auch nach eingebrochener Dunkelheit gemieden, da hier häufig Raubanfälle geschehen, welche damit endigen, daß der Betreffende einfach in die Themse geworfen wird. Hier sind jene alten, malerischen, dumpfen Höfe voll rostiger Anker und Ankerketten, alten vermoderten Schiffsbauholzes, zertrümmerter Fässer und Kisten, welche Dickens so meisterhaft beschreibt, und die ich mir deßhalb mit doppeltem Interesse ansah.

Doch kehren wir nach der Themse zurück. Wir sind in der Nähe der Black-Friars-Bridge und wollen nach der Londoner-Brücke. Unsere Fahrkarte kauften wir am Schalter des kleinen Bretterhäuschens und haben nun, auf der Landungsbrücke stehend, gewiß nicht lange zu warten. Dort unter den beiden Bögen der Waterloo-Brücke schießt schon einer der kleinen Dampfer mit umgelegtem Schornstein hervor, sein Verdeck ist dicht mit Passagieren besetzt. Jetzt läutet die Glocke, er legt eilfertig an, ein Theil der Mitfahrenden verläßt das Boot, worauf wir ihre Plätze einnehmen; wieder ein hastiges Zeichen mit der Glocke, und ehe wir uns dessen versehen, sind wir schon vom Lande abgestoßen und fliegen die Themse hinab. Das Alles geht mit derselben Hast, wie die Omnibusse und Cabs auf der Straße, und ebenso wieder das Anlegen am Ziele unserer kurzen Fahrt. Alles drängt nun rasch die Landungsbrücke zu erreichen, junge Gentlemen springen schon hinüber, ehe das Boot noch völlig am Lande ist, und der ganze Menschenstrom, der den Dampfer verläßt, eilt, ohne sich umzuschauen, der Stadt zu, denn „Zeit ist Geld".

Großartig schön ist eine solche Themsefahrt stromaufwärts gegen Westminster zu, wenn der Abend sinkt, wenn an einem klaren Tage die verschwundene Sonne einen glänzenden Goldschein hinterläßt, der das Wasser prachtvoll beleuchtet, und über dem die dunkeln Bogen der gewaltigen Brücke in so kühn geschlungenen, scharfen Umrissen erscheinen, während noch ein verspäteter Dampfer feuersprühend aufwärts eilt, und die vielen Barkenlichter wie Irrwische auf dem finstern Wasser tanzen. Alsdann treten die majestätischen Massen des malerischen Parlamentspalastes, im Dunste der Abendnebel wahrhaft phantastisch erscheinend, zwischen den Häusermassen hervor, das Zifferblatt des großen Thurmes

ist erhellt und leuchtet durch die Dunkelheit wie ein aufsteigender Mond. Die Brücken über den Fluß mit ihren Gaslaternen erscheinen wie glänzende Guirlanden, die von einer Seite der Stadt nach der andern gespannt sind, und während es jetzt auf dem Wasser dunkler, stiller und farbloser wird, glänzt es an beiden Ufern des Flusses auf in Tausenden und aber Tausenden von Lichtern.

Die Straßen von London, nach denen wir jetzt zurückkehren, sind in den ersten Stunden der Nacht noch mannigfaltiger belebt, und das Getreibe auf ihnen ist jetzt noch bunter und farbiger als selbst am Tage; die Zahl der Omnibusse und Cabs scheint sich zu dieser Zeit, wo sich Alles nach Hause oder zum Diner begibt, noch vermehrt zu haben; die Magazine sind glänzend erleuchtet und zeigen hie und da Inschriften von strahlenden Gasflammen gebildet, namentlich sind die kleineren Theater auf diese Art kenntlich gemacht. Wenn wir so durch die Straßen wandeln und fast geblendet sind von der reichen Ausstattung der Läden und Magazine, deren Artikel mit einer wahren Verschwendung von Gasflammen beleuchtet werden, so erstaunen wir, wenn wir meistens an den Ecken der Hauptstraßenkreuzungen Etablissements finden, die alles Andere an wahrhaft feenhaftem Glanze übertreffen, und die uns schon von Weitem als eine kompakte Lichtmasse in die Augen fallen: es sind dieß die berühmten Ginpaläste, diese für die londoner Bevölkerung namentlich der niederen Klassen so verderblichen Schnaps- und Liqueurläden. Leider erfreuen sie sich einer großen Kundschaft und sind fast beständig angefüllt mit Leuten bis zur ärmsten Klasse hinunter, die vor dem Ladentische stehen, denn Sitze sind hier nicht vorhanden, und ihren Brandy oder Gin trinken. Welch' grellen Gegensatz die üppige Ausstattung der Ginpaläste mit ihren Spiegelgläsern, ihrer Vergoldung, ihren vielen Gasflammen, sowie mit dem zauberhaften Schein der verschiedenen transparent erleuchteten, kolossalen Liqueurflaschen in Roth, Blau, Grün, Gelb, gegen die elenden, verkümmerten, bleichen, oft nur mit Lumpen bedeckten Gestalten bilden, welche hier ein- und ausschleichen, kannst Du Dir denken. Je vornehmer die Straße ist, desto reichlicher sind auch begreiflicher Weise die Ginpaläste ausgestattet, doch leuchten sie auch in den ärmsten und entlegensten Stadtvierteln unter allen andern Gebäuden hervor und verlocken durch

ihren falschen Schein den Armen, der wie die herumschwärmende Fliege doch zuletzt in das Licht fällt, seinen letzten Penny zu vertrinken. Leider sind Weiber der ärmeren Klassen hier die besten Kunden. Treibt uns einmal die Neugierde in einen solchen Brandyshop, so ist man immer sicher, einige Exemplare dieses zarteren Geschlechts total betrunken zu finden. Sie liegen da in einer Ecke wie eine todte Masse, und wenn um zwei bis drei Uhr Morgens der Laden geschlossen wird, läßt sie der Eigenthümer beruhigt auf das Trottoir hinauslegen, wo sie sanft und selig ihren Schlaf fortsetzen.

Doch nun zu etwas Lustigerem, wenigstens dem Aeußern nach. Es ist sieben Uhr geworden, wir haben bei Verrey dinirt, wohin ich Dich später ebenfalls führen werde, und schlendern nun, unsere Zigarren rauchend, auf den breiten Trottoirplatten im Quadrant von Regent-Street umher, der einzigen Straße der belebteren Theile Londons, wo wir der breiteren Trottoirs wegen nicht ganz unbehaglich spazieren gehen können, und wo wir etwas Anderes zu sehen und zu hören bekommen, als das gewerbliche Treiben der großen Handelsstadt. Bleiben wir einen Augenblick an einer Ecke jener Seitenstraße, eigentlich Sackgasse, stehen. Dort sehen wir bei einer mangelhaften Beleuchtung von Papierlaternen eine Bande Neger die ausschweifendsten Tanzsprünge machen und dazu in näselndem Tone ihre Lieder singen, die von einer Guitarre und einem Schellentambourin rasselnd begleitet werden. Fast alle haben weiß und blau oder roth und weiß gestreifte Beinkleider an, schwarze, abgeschabte Schwalbenschwanzfräcke, und mit den ungeheuren Vatermördern von weißem Papier kontrastiren gar scharf die schwarzen Gesichter. Glaube aber ja nicht, daß es wirkliche Neger sind, so gut sie auch deren Sprünge und Gesänge nachmachen; es sind meistens Bursche aus London, leider auch genug Deutsche darunter; doch das ist für die zuschauende Menge gleichviel. Man unterhält sich eine Zeitlang an diesem Schauspiel und gibt dem Einsammelnden, der gewöhnlich ein echter Neger ist, gern einige Pence. Lachend ziehen wir wieder weiter, nicht all' die Töne der verschiedensten Art beachtend, die hier und drüben vom Trottoir uns entgegenschallen. Was uns interessirt, sind hindostanische Tamtamspieler mit ihren ernsten Bronzegesichtern und den langen, abgebleichten seidenen Gewändern. So monoton der

Klang ihrer Trommeln ist, so monoton ist auch ihr Gesang. Was uns dagegen angenehmer anklingt, sind die Töne eines schottischen Dudelsacks. Um den Künstler auf diesem Instrument hat sich ein Kreis von Zuschauern gebildet, und wenn wir näher hintreten, um über die Schultern unseres Vormannes zu sehen, so erblicken wir den Hochlandsmann, wie er zum Tanz aufspielt, während ein Knabe und ein Mädchen in schottischer Tracht sehr lustig, wenigstens dem Aeußern nach, um ihn herumspringen. Auch der kleine Savoyarde fehlt nicht mit seiner schnarrenden Drehzitter und seinem Murmelthiere; auch er hat sein Publikum, auch ihm spendet man gerne eine Kupfermünze, schaut er uns doch so treuherzig mit seinen großen, dunkeln Augen an und dankt lachend, wenn wir ihm freundlich zuwinken. — Weiter!

Wir sind an's Ende des Quadrants gelangt, überschreiten die Straße und kehren auf dem andern Trottoir wieder zurück. Welche heimatlichen Klänge treffen auf einmal unser Ohr!

„Ich weiß nicht was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin."

Und das klingt hier allerdings sehr traurig und betrübt, denn die Harmonie, lauter Blasinstrumente, ist ziemlich mangelhaft besetzt, und mit dem Ausdruck und Takt nehmen sie's auch nicht zu genau. Es ist eine Gesellschaft von 6 bis 8 Personen, sie haben grüne Mützen auf mit abgenutzten Schirmen, und Röcke, die ihnen überall zu kurz geworden sind. Als Einer von ihnen, der das Geld einsammelt, an uns herankommt, sprechen wir ihn auf Deutsch an, worauf er uns sogleich in den lieben Tönen der Heimat klagt, daß es ihnen ziemlich schlecht gehe in der furchtbar großen Stadt, und daß sie nicht wüßten, wie die Mittel zur Heimreise zusammenzubringen. Allem Anschein nach klagen sie nicht umsonst; die armen deutschen Musikanten stehen fast einsam da, haben aber auch dicht daneben in der Seitengasse einen höchst gefährlichen Nebenbuhler; dort ist ein Marionettenkasten aufgestellt, um den sich rasch zahlreiches Publikum versammelt; Punch wird sogleich dort erscheinen und seine gottlosen Späße machen; er wird alle erdenklichen Verbrechen begehen, er wird sein Kind zum Fenster hinausfallen lassen, er wird seine Frau todtschlagen, er wird den Arzt umbringen, und zuletzt den Konstabler, der ihn in's Gefängniß führt, an das Gitterfenster des-

selben aufhängen. Punch ist der verruchteste Komiker seiner Art, den es gibt, der vollendetste Egoist, den man sich denken kann, und ohne Gewissen, wie das Holz, aus dem er gemacht ist: voll Eigennutz, Ausdauer, Muth, mit einer rücksichtslosen Entschlossenheit und furchtbar unverschämt gegen Alles, was ihm in den Weg tritt, und deßhalb sind auch seine Vorstellungen hier so ausnehmend beliebt — eine echte Nationalkomödie.

Des Wetters, welches mit der mehr oder minder großen Annehmlichkeit jedes Straßenlebens, also auch des hiesigen, im engsten Zusammenhange steht, habe ich noch keiner Erwähnung gethan, und ist dasselbe doch hier in der nebligen Welthauptstadt von allergrößter Bedeutung. Man hatte uns schon bedauernd von sündflutlichen Regen dieser Jahreszeit, sowie vom Beginn der unheimlichen londoner Foggs gesprochen, und wenn es mir schon auch interessant gewesen wäre, einmal am hellen Mittag den ganzen Illuminationsapparat des nächtlichen Londons mit ansehen zu können, so muß ich doch gestehen, daß Nebel und Regen gar unangenehme Zuthaten gewesen wären auf den unendlich langen, an sich schon schmutzigen Straßen Londons. Merkwürdiger und erfreulicher Weise wurden wir aber vom Wetter außerordentlich begünstigt; es regnete ein paarmal, aber nur während der Nacht oder ganz früh am Morgen. Freilich, wenn ich nach dem Aufstehen zum Fenster hinausschaute, so konnte ich mich beinahe jeden Tag des Gedankens nicht erwehren, daß er mit dichtem Nebel oder anhaltendem Regen endigen würde, denn am Himmel zogen gewöhnlich dicke, graue Wolken, die, sich mit dem schwärzlichen Dampfe der unzähligen hohen Schornsteine vermischend, einen Farbenton gaben, den man bei uns als Vorläufer solider Landregen ansieht. Hier aber wurden die Wolken gewöhnlich gegen zehn und elf Uhr dünner und lichter, zerrissen meistens nach Mittag, Streifen blauen Himmels zeigend, und manche Tage dieser Art endeten mit schönem Sonnenuntergang. Solch' ein prachtvoller Abend, wie man ihn sich bei Londons Nebeln kaum zu denken vermag, war es auch, als wir lange in Regentstreet auf und ab spazierten, alle die musikalischen Genüsse hatten, die ich Dir soeben erzählte, und wir darauf beschlossen, durch die Parks zu Fuße nach Hause zurückzukehren. Obgleich diese rings von den gewerbetreibenden und lärmenden Straßen

Londons umzogen werden, so herrscht doch spät Abends in ihnen, namentlich im Hydepark, eine solch' angenehme Stille und Ruhe, daß man glaubt, meilenweit von der Stadt entfernt zu sein. Das Geräusch der Straßen bringt nur mit einem unbestimmten, eigenthümlich sausenden Lärm an unser Ohr, etwa wie ein entferntes Wogenbrausen, und wirkt nicht unangenehm, ja fast beruhigend. Der Eindruck, als sei man in diesem weitausgedehnten Parke in der That ferne auf dem Lande, wird noch durch den rings aufsteigenden Abendnebel vermehrt, der die Häuser der Stadt mit ihren glänzenden Gaslaternen wie in einem leichten Flor einhüllt. Prachtvoll stand der volle Mond hoch am Himmel und beleuchtete die weiten Rasenstrecken und die durchführenden Wege fast taghell. Dort rings um uns her die belebte ungeheure Stadt, hier die volle Ruhe und Stille der Nacht, wozu wir langsam weiterschreitend gegen das Leben auf Regentstreet, welche wir so eben verlassen, einen andern scharfen Gegensatz fanden. Vor uns bemerkten wir im hellen Mondlichte eine große Menschenmenge mitten auf dem Rasen dicht zusammengedrängt stehen und lautlos einem Prediger zuhorchen, der, in der Mitte des Haufens auf einem Stuhle stehend, die Verderbnisse und Gefahren dieses irdischen Lebens schilderte und die Seligkeiten des himmlischen nach überwundenem Tode anpries. Der Prediger war ein alter Mann mit kahlem Haupte, das im Mondlichte so eigenthümlich leuchtete; er war anständig gekleidet, und neben ihm auf dem Sitze des Stuhles kauerte eine ebenfalls schon ältliche Frau, welche zwei Kinder in ihren Armen hielt und ebenso aufmerksam zuhörte, als die ganze übrige Versammlung. Auf uns übte dieß ungewöhnliche Schauspiel eines Straßenpredigers in schöner, stiller Nacht eine ungewöhnliche Wirkung aus, und wir blieben lange stehen, um etwas von seiner Rede zu erlauschen.

Ehe ich diesen Brief schließe, will ich Dir noch ein paar Worte sagen über das londoner Straßenleben an einem Sonntage, wo dasselbe bekanntermaßen den größten und schroffsten Gegensatz zu dem der Wochentage bildet. Da wetteifern die gestern noch so belebten Straßen mit der Stille derer der kleinsten deutschen Landstadt: alle Läden sind geschlossen, die Omnibusse verschwunden, nur wenige Cabs auf der Straße sichtbar, und fast gar kein Fußwanderer. Feiern doch an diesem

Tage sogar die Postboten, und ich glaube auch sogar größtentheils die Konstabler. Blicke Holborn- oder Oxfordstreet hinab, gehe durch Piccadilly und den Strand nach der City, und Du wirst mit Erstaunen sehen, daß, je tiefer Du in diese Straßen eindringst, wo gestern der Lärm am tollsten war, Du heute die größte Ruhe und Stille findest. Nur in der Nähe der Kirchen zur Zeit des Gottesdienstes ist es belebt und nach demselben bei gutem Wetter in den verschiedenen Parks. Da hinaus zieht der londoner Bürger mit Kind und Kegel, setzt sich auf die Bänke oder lagert sich im Grünen. Etwas, das mir übrigens hiebei in dem St. Jamespark auffiel, waren leichte Einfriedigungen, welche die Rasenplätze in kleine Parzellen eintheilten, deren jede von einem besonderen Haufen Erwachsener oder spielender Kinder eingenommen wurde; also auch hier das beliebte englische Absperrungssystem, von dem ich Dir in einem der nächsten Briefe bei einer Eisenbahnfahrt noch allerlei Ergötzliches erzählen werde.

London, den 27. September.

Lieber Freund!

Lange habe ich geschwankt, ob ich Dir in einem eigenen Briefe etwas über die londoner Küche sagen soll, doch glaube ich dieß Dir, einem Mann, der ein gut komponirtes Menu zu würdigen versteht, der kulinarischen Genüssen nicht abhold ist, der mit Hingebung dinirt, und der das große Wort Agathobiotik erfunden oder doch zuerst angewandt hat, schuldig zu sein. Auch hier kann ich's nicht unterlassen, wieder an Paris zu denken; ich bin in Erinnerung an die vergangenen Tage der Fleischtöpfe Egyptens fast traurig gestimmt, wie der selige Tannhäuser, als er, der Frau Venus und des Hörselberges gedenkend, ausrief:

„Wenn ich an diese Schüsseln denk',
So wein' ich plötzliche Thränen."

Es ist hier übrigens in diesem Punkte wieder die alte Geschichte; man ißt um zu leben, aber man hat wenig Gelegenheit, eine kleine, hübsche Stunde behaglich zu leben, um zu essen. Wie Talleyrand einem Diplomaten, der ihm von einem Diner sprach, zur Antwort gab: „mon

cher, il me semble, vous avez mangé, mais non pas diné," so speist man in den meisten Restaurationen nicht, sondern man wird abgefüttert. Beginnen wir unser Tagewerk, wo selbst in dem komfortabeln Gasthof, in dem wir leben, der so angenehme Morgenkaffe, auf unserem Zimmer servirt, fehlt; man würde große Augen machen, wenn wir das Verlangen nach demselben, welches bei uns selbstredend ist, hier laut werden ließen. Es ist nun einmal nicht Sitte, und wir fügen uns. Ermüdet vom gestrigen Tage bleiben wir länger im Bette liegen als gewöhnlich, und ehe wir in unserer vollständigen Morgentoilette, mit Handschuhen, Hut und Stock im Diningroom, wo ja auch Damen sind, erscheinen können, ist es mindestens zehn Uhr geworden. Da wir ebenfalls mit unseren Ladies kommen, die jetzt schon in einer Toilette sind, mit der man sich bei uns zu einem Diner einfindet, und wir unsern Thee schon vorher bestellt haben, so werden wir von dem Waiter an einen Tisch geführt, wo sich Nachfolgendes befindet, woraus Du ersehen kannst, was man hier unter einem Frühstücksthee oder Kaffe versteht: auf der Mitte des Tisches dampft eine große Theemaschine, zierlich umstellt mit silberner Theekanne, Spülnapf und Milchtopf, kleinen Tellern mit Messern und Gabeln und großen Tassen von schönstem Porzellan, sowie Kaffe- und Rahmkanne; daneben steht einladend ein Teller mit gekochten Eiern, ein weiterer mit oreilles de cochon à la Palmerston, gebackene Schinkenschnitten mit Eiern, eine durch heißes Wasser erwärmte Schüssel mit Muffins, eine andere mit kaltem Schinken und kaltem Roastbeef, flockiges Weißbrod, dry und butter-toast, die beste frische Butter in elegantem Krystallgefäß, eine bequeme Streubüchse mit Salz und Pfeffer, englischer Senf und Moutarde de maille, endlich eine silberne Theeschachtel mit sehr gutem grünem und schwarzem Thee. Reichhaltiger und besser kann nicht leicht ein Frühstück sein, und allein, was dieses anbelangt, nehme ich gerne mein Wort zurück über die unbehaglichen Anstalten des Essens und Trinkens in den Restaurationen, die hier der Fremde auf Schritt und Tritt findet, denn von diesen kann überhaupt nur die Rede sein, da ich nicht weiß und auch nicht erfahren habe, wie es in englischen Privathäusern zugeht, und Du, mein lieber Freund, bei einer Reise nach London Dich wohl im selben Falle befinden und ebenfalls auf Wirthshaus und Restauration angewiesen sein

wirst, da auch Deine Connexionen nicht derart sind, um Dir zu großen Einladungen zu verhelfen, und wenn sie es wären, müßte man dieselben bei einem so kurzen Aufenthalt doch ablehnen, denn nichts kostet bekanntermaßen auf Reisen mehr Zeit als Empfehlungsbriefe abgeben, Besuche machen und Einladungen annehmen.

Dieses Frühstück mit dem Zimmer, in dem es abgehalten wird, hat aber auch sehr wenig von Wirthshaus an sich, und macht mehr den Eindruck, als habe eine sehr große Familie sich an verschiedenen Tischen etablirt, an denen Einige hier ihren Thee und Kaffe trinken, während Andere dort lesen und schreiben. Wäre es uns hier vergönnt, wie wir es zu Hause zu thun gewohnt sind, unsere Zigarre zu rauchen, so müßte man gestehen, daß uns, was das englische Frühstück anbelangt, nichts zu wünschen übrig blieb; sollte aber Jemand nur Anstalt zu einem solchen Verbrechen machen, so glaube ich, er würde augenblicklich vom Hotelbesitzer oder dessen Buchhalter ersucht werden, sich anderswo nach einem Unterkommen umzuschauen, nachdem ihn vorher der entrüstete Waiter unter allgemeiner Akklamation vor die Thüre des Diningrooms befördert hätte. Daß wir nach einem kopiösen Frühstück, wie soeben geschildert, noch zwischen diesem und den Mittagsessen an ein Luncheon denken sollen, davon ist wohl keine Rede; doch ist die Zeit bis zum Diner, sechs oder sieben Uhr Abends, zu lang, um in der Zwischenzeit gar nichts zu genießen, und hier fehlen uns denn wieder die vortrefflichen französischen Patisserieläden, wo Du unter den mannigfaltigsten Formen und mit den verschiedensten, angenehmsten Ingredienzien so mancherlei Backwerk findest, das dem leeren Magen angenehm schmeichelt ohne ihn zu belästigen, und das mit einem petit verre de Chartreuse zwischen Dejeuner und Diner eine so angenehme Zwischenstation bildet. Willst Du aber hier in der Zwischenzeit nicht wieder kaltes Roastbeef oder Chesterkäse zu Dir nehmen, so hast Du nur die Wahl zwischen schwer verdaulichen Sandwiches oder einer Fleischpastete, bei der es noch unentschieden ist, was Dir schwerer im Magen liegt, die Kruste oder das Fleisch. Im Ausstellungsgebäude allein gab es in einigen Refreshementsrooms allerdings Etwas wie Backwerk und Pasteten, doch fehlte ihnen die angenehme Frische, wie man sie in den französischen Patisserien findet.

Da wir nun keine Zeit haben, zu unserem Luncheon und Diner immer nach dem komfortablen Gasthof zurückzukehren, so müssen wir uns in dem Viertel der großen Stadt, wo wir uns gerade zur Essenszeit befinden, unterzubringen suchen, und das ist, namentlich wenn man mit Damen reist, hier in London, wie schon bemerkt, so unbehaglich und theuer als möglich, während ich in Paris beim kleinsten Restaurant einkehren und dort immer finden kann, was mir zusagt. Freilich gibt es auch hier Restaurationen nach pariser Art, doch findet sie der Fremde nicht immer, und dann haben auch die besseren derselben hier ganz außerordentliche Preise angenommen. Eine der angenehmsten, wo auch die Preise im Verhältniß nicht zu hoch erscheinen, ist Very in Regentstreet mit französischer Einrichtung und Küche. Man speist in einem großen Saale an kleinen Tischen; doch ist hier der Uebelstand, daß man selten Platz findet und im Café vor der Restauration oft lange Zeit warten muß, bis man endlich einen Tisch erhält, von dem in Eile die beaux restes des eben stattgefundenen Diners abgeräumt werden. Empfiehlt man sich hier aber nicht den Kellnern durch eine bedeutende Rechnung oder durch ein außerordentliches Trinkgeld, so kann es oft lange anstehen, bis Du einen Tisch bekommst, da andere Gäste begünstigt und früher placirt werden. Die Speisekarte ist reichlich besetzt, und Alles, was man erhält, vortrefflich, auch nicht übermäßig theuer, wenn Du Dich mit gutem Ale begnügst, oder höchstens eine Flasche leichten Claret trinkst. Verlangst Du aber feinen Bordeaux, Rheinwein oder gar Champagner, so steigt Deine Addition unverhältnißmäßig, denn nirgendwo sind namentlich die deutschen und französischen Weine theurer und dabei schlechter, als in England, was wohl von der sonderbaren Gewohnheit der Engländer herkommt — und dieses Volk hängt an Gewohnheiten fester als eine Auster in ihrer Schale — sich ihre Weine nur von londonern Weinhändlern liefern zu lassen, und sie nie selbst, wie wir zu thun pflegen, aus den Ländern zu beziehen, wo sie wachsen. Da nun diese Händler den Wein in solchem Grade fälschen, daß vor Kurzem noch einer von ihnen, der verklagt wurde, so und so viel tausend Flaschen Claret und Portwein in seinen Kellern liegen zu haben, die nicht von ihm versteuert worden seien, bewies, daß aller dieser Wein von ihm selbst in London fabrizirt

worden, und dadurch der Strafe entging, so kann man sich denken, welches Gebräue man oft unter den wohlklingenden Namen Champagner, Lafitte u. s. w. zu trinken bekommt.

Was das Dessert, insbesondere an Früchten, anbelangt, so mußt Du Dich damit sehr in Acht nehmen: die wunderschönen Birnen, die in einem zierlichen Körbchen auf dem Büffet stehen, sind sehr unverdaulich — für den Geldbeutel, da das Stück in diesen Restaurationen gewöhnlich einen Schilling (gleich 36 Kreuzer) kostet.

Was nun die englischen Restaurationen und Tavernen anbelangt, so gibt es derselben, hauptsächlich in der City, eine Unzahl, und wie man mir sagte, sehr zweckmäßige, wo Du für weniges Geld satt werden kannst. Doch sind viele derselben, auch unter den bessern und feineren, für Damen nicht zugänglich, und es erscheint uns grausam, wenn wir müde und hungrig einen Dining-Room erreicht haben, und im Begriffe uns niederzulassen, von dem Kellner mit einem halb erstaunten, halb mitleidsvollen Lächeln daran erinnert werden, daß Ladies hier Kontrebande sind. Wir ziehen also weiter, nehmen verdrießlich ein Cab und lassen uns dahin führen, wo größere Duldsamkeit herrscht. Allerdings ist nun auch an Restaurationen, wo Damen Zutritt haben, kein Mangel, und Du hast die Auswahl in diesen echt englischen Speiseanstalten, entweder nach der Karte zu diniren oder Dir ein Mittagessen für vier, sechs bis acht Schillinge oder theurer, je nach dem Range der Anstalt, serviren zu lassen. Nehmen wir die Speisekarte zur Hand und verlangen als gute Deutsche zuerst eine Suppe, Mockturtle, Erbsensuppe oder einfach — Bouillon. Die beiden ersten sind so scharf gepfeffert, daß Dir schon beim zweiten Löffel der Schweiß ausbricht, während das dritte Ansehen und Geschmack von Spülwasser hat — gut, wir erinnern uns, daß in der englischen Kochkunst die Suppe als Nebenartikel betrachtet wird, und verlangen einen Seefisch, der in einer leichten Butterbrühe erscheint, und in den meisten Fällen nicht zu verwerfen ist und unsere Erwartungen steigert nach dem berühmten englischen Roastbeef oder dem noch mehr geschätzten Muttonsaddle. Wir wählen das Letztere, und ein ungeheures Stück Fleisch erscheint auf einer großen, silbernen Schüssel, die auf einem Rolltische steht und von einem Trancheur in weißer Jacke und mit weißer Mütze neben unsern

Tisch gehoben wird. Der Koch, denn so sieht das Individuum, das uns bedient, aus, wetzt sein Messer und legt uns das Verlangte vor, während der Waiter faustdicke Kartoffeln nnd abgekochte, grüne Bohnen auf unsern Tisch stellt. Das Fleisch sieht vortrefflich aus, es ist auch weich und saftig, aber ohne Gewürze und sonstige Zuthat, und wenn wir nicht so hungrig wären, würden wir es nach dem ersten Versuche wahrscheinlich stehen lassen. Dazu sind die Kartoffeln speckig und die Bohnen ohne Salz, Butter oder irgend eine Sauce. Wir nehmen eine süße Speise, die aber hart und unverdaulich ist. Zuletzt halten wir uns an den wirklich vortrefflichen Chesterkäse, zu dem wir nach Art der Engländer einige Stauden Salat essen und uns damit trösten, für morgen in einer andern Restauration etwas Besseres und Schmackhafteres zu finden. Aber es ist die gleiche Geschichte; mögen wir nun Beefsteakes kommen lassen oder Roastbeef oder Muttonchops, wir erhalten ein an sich vortreffliches Fleisch, aber ohne Salz und Schmalz, die unvermeidlichen harten Kartoffeln und in irgend einem Salzwasser abgekochtes Gemüse. Auch ist auf den meisten Speisekarten der englischen Restaurationen außer einigem auf eben diese schmacklose Art zubereiteten Geflügel nichts zu finden. Da fehlen alle die einschmeichelnden französischen Gerichte, die leichten Entrées und Entremets, die einen so angenehmen Uebergang bilden von einer nahrhaften Fleischspeise zur andern. Wir vermissen sie schmerzlich, die saftigen Ragouts, neckischen Vols aux vents, und es wird uns fast unerträglich, unserem Magen Tag aus Tag ein nichts Anderes zu bieten, als die derben, schwerverdaulichen Fleischspeisen, die unser Gemüth erbittern, behagliche Gefühle nicht aufkommen lassen, und uns hart, schroff, egoistisch und grausam machen.

Was ich Dir hier wenig Schmeichelhaftes über die Küche in London gesagt, dasselbe gilt begreiflicher Weise nur von den Speiseanstalten, auf die der Fremde, besonders bei einem kürzeren Aufenthalte, hier angewiesen ist. Nimmt man aber einen längeren Aufenthalt in der Weltstadt und hat Connexionen, so wird es einem nicht schwer, in einem der zahlreichen Clubs, namentlich dem Travellers Club, Einlaß zu finden, in dem zwar jeder gebildete Fremde, der gut empfohlen ist, zugelassen wird, wo man aber auf eine etwas demüthigende Art alle

drei Monate um weitere Erlaubniß nachsuchen muß, worauf fast unartig streng und mit dem Tage gehalten wird, eine Einrichtung, von der wir in Deutschland zu gerechter Wiedervergeltung lieber etwas annehmen sollten, anstatt jedem Engländer, von dem wir nicht wissen, woher er ist, oder was er ist, unsere Clubs, unsere Gesellschaften, ja unser Haus so bereitwillig und so umfassend zu öffnen, daß wir uns nicht selten diesen Fremden gegenüber als die Geduldeten und Eingeladenen vorkommen. Alles, was Luxus und Bequemlichkeit ohne Pracht erfordern, findet man hier sowohl als in dem bestgehaltenen Privathause vereinigt; Treppen und Stuben sind mit stets frischen Teppichen geziert und Rugs (buntgefärbte und präparirte Schaffelle mit der Wolle) vor die Thüren gelegt, um den Zug zu verhindern; marmorne Kamine, schöne Spiegel, die nach dem soliden, englischen Luxus immer aus einem Stücke bestehen, ein Ueberfluß an Möbeln machen jedes Zimmer höchst behaglich. Selbst die Wage, um mit Leichtigkeit jeden Tag seine eigene Schwere bestimmen zu können, eine besondere Liebhaberei der Engländer, fehlt hier nicht. Die zahlreiche Dienerschaft erblickt man nie anders als in Schuhen und auf das Reinlichste in Civiltracht und Livree gekleidet, und ein Portier ist immer auf seinem Posten, um Ueberröcke und Regenschirme abzunehmen.

Daß in den großen Privathäusern Londons, in der hohen Finanzwelt, dem Adel und der Gentry auf ausgezeichnete Küche gehalten, und hierin das Vorzüglichste der Welt geleistet wird, brauche ich Dir wohl nicht zu sagen, füge aber für meine Schilderung der englischen Küche hinzu, daß hier meistens nur französische Köche gefunden werden, worunter es Künstler geben soll, die bis tausend und zwölfhundert Pfund Sterlinge Gehalt beziehen.

Um aber Allem, was ich Dir über hiesige Restaurationen gesagt, einen Lichtblick beizufügen, so besteigen wir einen kleinen Themsedampfer und lassen uns nach Greenwich hinunter fahren. Wir wollen dort flüchtig das Hospital für invalide Seeleute betrachten, sowie die Gemäldegallerie, und dann unter den alten, prächtigen Bäumen des Parks über die ausgedehnten Rasenplätze hinauf nach der Sternwarte gehen, eine gesunde Bewegung, die ich zur Schärfung unseres Appetits für nothwendig halte, denn ich beabsichtige Dich in die bekannte

Shiptavern zu führen und zu einem White-bait-diner einzuladen. White-baits sind kleine, vortreffliche Themsefische, die gebacken aufgetragen werden und den köstlichen Beschluß eines Diners machen, das aus den besten und seltensten Fluß- und Seefischen besteht, und das von den White-baits seinen Namen erhält. Es ist dieß ein London eigenthümliches und sehr empfehlungswerthes Diner, und da ich Deine Liebhaberei für alle Sorten frutti di mare, wie der Italiener sagt, kenne, so setze ich Dir das Menu bei und rathe Dir, bei Deiner nächsten Hieherkunft die Shiptavern ebenfalls zu besuchen und Dir ein ähnliches zu bestellen, wozu ich Dir den Speisezettel beifüge:

Speisezettel zum Fischdiner:

Oysters
Turtlesoup
Thames flownders }
Fried Sole }
Turbot }
Lobster Croquets }
Stewed Eels } potatoes.
Fresh Herrings }
Salmon boiled }
dto. broiled }
White-baits }
Duck with potatoes and green peas.

Dabei sitzen wir in einem hübschen Zimmer mit einem über die Themse hervorspringenden Erker, unter dem noch vor Kurzem die Fische herumschwammen, die uns nun gesotten und gebraten vorgesetzt werden. Der Fluß ist durch zahlreiche Barken belebt, Musik und Gesang tönt friedlich von den vorbeifahrenden Dampfern herüber, und die Sonne senkt sich über dieser bunten Szene glühend roth in leichtem Nebelschleier dem Horizonte zu.

London, den 28. September.

Lieber Freund!

Wenn ich auch als pünktlicher Tourist und gewissenhafter Korrespondent alle die Sehens- und Merkwürdigkeiten, die innerhalb eines so kurzen Aufenthaltes, wie der meinige, hier zu erreichen waren, sinnbildlich gesprochen, heißhungrig verschlang, so bin ich doch nicht gewissenlos genug, um Dir über Dinge, die Du vielfach gelesen, vielleicht ermüdende Details mitzutheilen; Du lieber Gott, was sah ich nicht Alles hier in London, was besuchte ich nicht Alles zu Fuß, zu Cab, zu Omnibus, zu Dampfer. Man kommt sich am Ende wie ein vollgesogener Schwamm vor, der dann, nach Hause zurückgekehrt, dem leisesten Drucke wißbegieriger Freunde nachgebend, zu tröpfeln anfängt. Wie aber eben schon gesagt, Du kannst Dich beruhigen, ich will mich brieflich so sauber als möglich halten; ich will Dir keine Details geben von dem zoologischen Garten mit seinen interessanten wilden Thieren, kaum der Nilpferde hier erwähnen, die immer noch die größte Anziehungskraft ausüben, seitdem die Giraffen alltäglich geworden sind. Daß ich Westminster-Abtei wieder besuchte, und mich an der stillen Erhabenheit dieses alten Tempels erfreute, ist ebenso selbstredend, als daß ich keinen Schilling bezahlte, um mir in der Kirche den berühmten Poetenwinkel aufschließen zu lassen, da ich diese Gelderpressungen, namentlich an solchen Orten, unanständig finde. Warum nimmt sich die hohe Geistlichkeit hier nicht ein Beispiel an dem liberalen Verfahren im Bureau der gegenüberliegenden Parlamentshäuser, wo man unentgeldlich eine Eintrittskarte in die prachtvollen Räume erhält. Daß ich hier die überreichen, architektonischen Verzierungen mit Vergnügen musterte, wirst Du, der meine Liebhaberei für diesen Baustyl kennt, gewiß gerne glauben, auch daß ich den berühmten Wollsack mit Ehrfurcht betrachtete und mich auf den Stuhl des Sprechers im Unterhause einen Augenblick niederließ. Hatten wir doch für dieses Verfahren einen Leithammel in Gestalt eines dicken Gentleman, der uns mit seiner Gesellschaft voranschritt, und was er that, that die ganze Heerde.

Einigermaßen befremdend kam es mir aber in diesen merkwürdigen Räumen doch wieder vor, sie im Vergleich zu den Erwartungen,

die das prachtvolle Aeußere des Gebäudes erweckt, klein, beschränkt, und, trotz der großen Menge Fenster im Aeußern, dunkel zu finden.

Da das besuchende Publikum der größeren Masse nach sie bei Tage sieht, während die Sitzungen des Ober- und Unterhauses meist Abends und in der Nacht stattfinden, ist der Mangel an Licht, den die Säle und Hallen haben, wohl die Ursache eines etwas beengenden Eindrucks, den man empfindet, und darf eben erwähnter Umstand nicht außer Acht gelassen werden, wenn man den Architekten nicht tadeln soll.

Nur die eine achteckige Halle, die zwischen den Räumen der Lords und denen der Gemeinen liegt, und sich mit ihrer Wölbung sehr hoch erhebt, ist ein Raum, wie man ihn wünscht, und wo es einem recht wohl wird.

Fast durchaus sind die Fenster mit Glasmalereien ausgefüllt, die das den Sälen zugemessene Licht sehr vermindern und, wie mir dünkt, in viel zu großer Menge angewandt wurden. Eine große Zahl der an den Wänden ausgeführten Fresken ist deßhalb nicht zu genießen, und hätten diese weit eher eines klaren, farblosen Lichtes bedurft.

Das große Gemälde der Schlacht von Waterloo, das in einem der Säle den Anfang einer größeren Reihe ähnlicher Bilder macht, und ungünstig genug unter der Fensterreihe, die diesen Saal erleuchtet, angebracht ist, wird dadurch in seiner überfüllten Anordnung, und in seinen wie in einem Kaleidoskop wechselnden Farbenkontrasten ohnehin schon unruhig, zu einem völlig unentwirrbaren Durcheinander, besonders wenn einer der seltenen Sonnenblicke noch durch eine rothe oder blaue Scheibe auf diesen oder jenen Fleck des Bildes eine Extralasur abgibt, wie dieß, während ich da war, ein rothes Glas spöttisch auf das Gesicht Blücher's zu thun wagte.

Mit wahrem Vergnügen tritt man nach der Wanderung durch das neue Parlamentshaus auf dem Rückweg wieder in die alte, mächtige Halle, die zu ebener Erde liegt und mit ihrem prächtig gezimmerten Dachwerk demjenigen im berühmten großen Saale zu Hampton-Court nichts nachgibt. Das ist ein stattliches Stück altenglischer Baukunst, so schmucklos es auch im Einzelnen sein mag. Rechnet man dazu die Heinrichskapelle in der nahen Westminsterkirche, so sind auf

diesem engen Raum zwei der bedeutendsten Vorbilder englischer Architektur nachbarlich vereinigt, die zu einer Unzahl Nachahmungen Veranlassung gegeben haben und heute noch nicht übertroffen worden sind. Auch in dem neuen, mit unglaublichem Aufwande erbauten Parlamentshause ist nichts, was schöner wäre, als diese beiden alten Räume; — solchen Eindruck hat es mir wenigstens gemacht.

Wenn ich des britischen Museums erwähne, so wage ich es gewiß nicht, nur ein Wort über diese weltberühmten kolossalen Sammlungen zu sagen, möchte Dir aber mit ein paar Worten die vortreffliche Einrichtung der Bibliotheklesesäle schildern.

Wie es in der Natur aller Sammlungen liegt, werden im Laufe der Zeit die Gefäße, welche dieselben einschließen, zu eng und der Raum zu knapp, so ging es auch der Bibliothek des britischen Museums, und die sinnreichen Engländer haben zur Abhülfe im gegebenen Falle ein echt englisches Mittel angewandt.

Das Museum umschließt bekanntlich einen großen viereckigen Hof, der dazu dient, den Sammlungssälen Licht zu geben. Um nun dieses nicht zu verlieren und doch die neue Bibliothek nicht von ihrem alten Grundstock trennen zu müssen, sowie um für die Lesenden genügend Raum zu schaffen, wurde eine Rotunde in dem Hof aufgeführt in hinreichendem Abstand ringsum von dem alten Gebäude, und doch durch kurze, über den Hof führende, bedeckte Gänge in bequemsten Zusammenhang mit den Museumsräumen gebracht. Diese Rotunde, an ihrer Innenwand ganz mit Büchern tapezirt, ist von einer schönen Kuppel überwölbt und durch hohe Bogenfenster ringsum erhellt. Der Boden ist strahlenförmig, von der Mitte aus durch mannshohe Gestelle in Gänge getheilt, in welchen die Lesenden an den bequemsten Pulten, die man sich denken kann, und ausgestattet mit allen möglichen Drehvorrichtungen für gleichzeitig zu benützende Bücher großen und kleinen Formats ganz ungestört arbeiten, denn man hört nicht den mindesten Laut; die Stühle der Lesenden sind mit kleinen Rollen versehen, und diese haben Reife von Gummi elastikum, woraus mir auch der Boden des Saals zu bestehen schien.

Im Zentrum ist der Katalog, und auf erhöhtem Stand der Platz der Bibliothekare, die den Ausblick in alle einzelnen, durch die radien-

förmigen Scheidewände gebildeten Gassen haben und das Geschäft des dienstthuenden Personals überwachen, das seinen Obliegenheiten mit einer Lautlosigkeit und Pünktlichkeit nachkommt, daß ich überrascht war von dem Kontraste, den dieser Raum mit der lärmenden Stadt bildet, neben deren belebtestem Theil (Oxfordstreet) man sich befindet.

Mein Erstaunen über die sinnreiche Art dieser Anordnungen stieg aber noch, als mir erlaubt wurde, den noch zur neuen Bibliothek gehörigen Raum außerhalb der Rotunde zu betrachten. Um die Mauer des Lesesaals zieht sich ein noch etwa drei Schritte davon entfernter, zweiter Mantel her, der auf beiden Seiten mit Büchergestellen überdeckt ist, und zwar vier Stockwerke hoch. Es ist in der That nicht anders, als dieß hier geschah, denkbar, auf dem kleinsten Raum die größtmögliche Menge von Büchern unterzubringen. Die Böden, die die einzelnen Stockwerke trennen, bestehen aus Eisengittern, die die Helle von oben durchfallen lassen, so daß man in der untersten Abtheilung, die tiefer als der Boden der Rotunde liegt, den feinsten Druck noch lesen kann. Die Bücher werden auf kleinen, innen mit Leder ausgepolsterten Wagen über diese Gitterböden weggeführt und in die einzelnen Büchergestelle vertheilt, oder aus denselben zusammengetragen, um den Schachten zugeführt zu werden, die in der inneren Rundwand ausgespart sind, und worin sie in den Lesesaal hinabgefördert oder aus demselben heraufgehaspelt werden. Die Sorgfalt geht so weit, daß diese eben erwähnten Bücherwagen zur Vermeidung des Geräusches auch Reife von Gummi elastikum haben, daß die Ständer, auf denen alle Bücher stehen, sämmtlich unten und neben mit Leder gepolstert sind, und die literarischen Schätze, sowie die, die darin studiren, gleichsam als schallose Eier behandelt werden.

Nichts ist hier dem Zufalle überlassen, und das ganze Bauwesen aus unverbrennlichen Stoffen auf's Scharfsinnigste zusammengefügt; man sieht, jede Kleinigkeit war Gegenstand der reifsten Ueberlegung, und ich verließ, erfüllt von Bewunderung, diese Rotunde, die ein Meisterstück der Baukunst genannt zu werden verdient.

Den Tower besuchte ich auch wieder mit seiner Waffensammlung, seinen unheimlichen Räumen, in deren düsterstem und schaurigstem recht passend Beil und Block zu sehen sind, auf dem die unglückliche

Anna Boleyn ihr Leben endigte. Auch die alten Staatsgefängnisse sahen wir. Wenn man dort die oft zierlich eingemeißelten Inschriften der Gefangenen liest, worunter berühmte Namen, denkt man mit Schaudern an die langen Jahre, welche manche hier zubringen mußten. Für mich hat immer die Marmorplatte im Hofe des Towers einen Reiz gehabt, wo die unglückliche Königin hingerichtet wurde. Sahen doch die letzten verzweiflungsvollen Blicke der unglücklichen Frau dieselben plumpen Mauern und Thürme, und wenn sich ihre thränenerfüllten Augen emporhoben, die alten, seltsam geformten Wetterfahnen und den gleichen Himmel. Es ist ein trauriger, stiller Ort, dieser Tower: jedes Fenster, jedes Thor erzählt eine andere schauerliche Geschichte. Man athmet freier wieder auf, wenn man das Thor hinter sich hat mit seinen Hellebardieren in der Tracht des Mittelalters.

Gerne möchte ich Dich durch diese unermeßlichen Docks führen, doch bringt uns das zu weit von unserem Wege ab, weßhalb wir noch dem Themsetunnel einen Blick schenken wollen, diesem als Spekulation vollkommen verfehlten Unternehmen. Statt eine lebhafte Verkehrsstraße zu bilden, wird er fast nur von neugierigen Fremden besucht, deren Schritte fast unheimlich in dem leeren Raume schallen. Wir benutzen ihn indessen, um zurück zur Londonbridge zu gelangen und uns auf den Bahnhof des South-Eastern-Railway zu begeben, denn es wäre unbillig, wenn ich Dich nicht nach Sydenham führen wollte, wo bekanntermaßen jetzt der Krystallpalast vom Jahre 1851 steht. In einer kleinen halben Stunde haben wir unser Ziel erreicht, d. h. den Bahnhof von Sydenham, der in der Tiefe liegt, und von dem wir auf breiten Treppen, sowie durch bedeckte, aufwärtssteigende Glasgallerien in das ehemalige Ausstellungsgebäude gelangen. Ich hatte mir von Sydenham viel versprochen, doch wurden meine Erwartungen, als ich die erste Terrasse erreichte und nun auf der Höhe das im Ganzen so riesenhafte Gebäude mit der wunderbaren Harmonie seiner einzelnen Theile vor mir sah, auf's Höchste übertroffen. Schade, daß die beiden rechts und links stehenden, ebenfalls aus Eisen und Glas erbauten Wasserthürme einen so plumpen, unangenehmen Eindruck machen und so die Wirkung des wunderbaren Feenpalastes abschwächen. Dieselben sind hier ein nothwendiges Uebel, und wurden nach manchem vergeblichen

Projekt zur Speisung der Wasserwerke in den Gärten erbaut; sie sind 250 Fuß hoch, zwölfeckig, haben einen Durchmesser von 40 Fuß, und die Wasserbehälter auf der Spitze enthalten 1200 Tonnen Wasser, welche durch zehn Dampfmaschinen, die zusammen mit 320 Pferdekräften arbeiten, hinaufgepumpt werden. Neben diesen Wasserbehältern auf den Thürmen befindet sich am nördlichen Ende des Gebäudes noch ein großes Reservoir, welches 17 Millionen Gallonen Wasser enthält und einestheils durch einen 500 Fuß tiefen artesischen Brunnen, anderntheils aber durch die eben erwähnten Dampfmaschinen gespeist wird. Und trotz dieser verunstaltenden Thürme bleibt das Ganze hier mit seinem Park, seinen Terrassen, seinen Wasserwerken und der Einrichtung des Palastes ein Weltwunder, unbedingt das Reichste und Schönste von Allem, was London mit seiner Umgebung bietet. Die Einrichtung im Innern gleicht im Allgemeinen, wenn ich mich so ausdrücken darf, einem Wintergarten in den riesenhaftesten Dimensionen. Wir sind umgeben von einer üppigen, tropischen Vegetation. Gewächse des Südens frei in die Erde gepflanzt, ragen rings um uns empor; hohe, schlanke Palmen, riesige Baumfarren, Bananen streben neben Lorbeer- und Orangebäumen in die Höhe; kolossale Blattpflanzen wechseln ab mit den zierlichsten Coniferen, Schlinggewächse aller Art streben an den Pfeilern und an den Wänden in die Höhe, um von oben als zierliche Festons wieder herabzuhängen. Zahlreiche Springbrunnen schicken reiche, klare Wasserstrahlen in die Luft; dabei wandelt man auf weichem Boden und hat vor sich und hinter sich, rechts und links die Kulturgeschichte aller Zeiten und Völker in getreuen, plastischen Nachbildungen. Man weiß in der That nicht, wohin man sich zuerst wenden soll; man ist bei tagelangem Aufenthalte nicht im Stande, nur die hauptsächlichsten Gruppen mit Nutzen zu studiren, und noch viel weniger kann ich Dir von dem, was ich leider nur zu flüchtig erschaut, eine Beschreibung machen; selbst eine systematische Aufzählung mit einem längeren Verweilen bei Diesem oder Jenem würde nicht genügen, denn was mir interessant erscheint, ist es Dir und Anderen vielleicht nicht. Sydenham ist eine kleine Welt, in der man selbst gelebt haben muß, und wo Jeder gewiß das findet, was ihn im höchsten Grade anspricht und ihm diesen Ort unvergeßlich macht. Gleich am

Haupteingange, wo sich ausgedehnte Restaurationen befinden, sehen wir versteckt zwischen grünen Boskets, die aus den entsprechenden Pflanzen gebildet sind, wilde und halbwilde Völker in ihrem Familien- und Kriegsleben. Es ist allerdings ein Eindruck wie der eines Wachsfigurenkabinets und auf den ersten Anblick nicht befriedigend, ja anwidernd, allein der Lehrzweck, der denn doch damit erreicht wird, läßt diese, man möchte sagen Spielerei, doch entschuldbar erscheinen. Die Aufstellung ist so getroffen, daß, wenn wir von Norden nach Süden den atlantischen Ozean durchsegeln, und Europa links, Amerika rechts liegen lassen, wir mit den Nordpolargegenden beginnen, wo wir Lappländer in ihren Fellanzügen, mit den langen, fettigen Haaren, den kleinen, geschlitzten Augen und breiten Mäulern um ein Feuer sitzen sehen, einige mit ihren Fischgeräthschaften beschäftigt, andere die erlegten Fische bratend. Von hier wenden wir uns etwas nach Osten und gelangen in die chinesische Tartarei, bewohnt von scythischen Stämmen, bei denen wir den berühmten „Yack", dieses ebenso interessante als nützliche Thier, sowohl in wildem Zustande, wie auch als Hausthier sehen, und kommen dann nach Indien, wo, wie der Dichter sagt:

„schöne, stille Menschen vor Lotosblumen knien,"

während seitwärts ein vornehmer Indier neben dem reich aufgezäumten, riesenhaften Elephanten steht und eben im Begriffe ist, ein Schattendickicht zu betreten, gebildet aus schlanken Palmen und breitblätterigen Bananen, hinter dem wir ein Paar Leoparden in wüthendem Kampfe begriffen sehen. Ein Paar Schritte weiter führen uns zu einer Gruppe finsterblickender Malayen in ihrer bunten, malerischen Tracht, den gefährlichen Kriß im Gürtel, und lassen uns darauf in kurzer Zeit nach Australien gelangen, wo wir häßliche, rußigbraune Neger sehen, Menschen auf der tiefsten Kulturstufe, die sich unbekleidet, ruhelos umhertreiben, dort nach einem Feinde spähend, hier neben einem Feuer kauernd, um halbrohes Fleisch zu verschlingen. Das Interessanteste in dieser Gruppe ist ein Vogel von der Insel Mauritius mit Namen Dodo, dessen Geschlecht ausgestorben ist. Ich erinnere mich, in den Briefen des Fürsten Pückler dieses Vogels erwähnt gefunden zu haben, und kommt er nach denselben auf dem Bilde eines Gärtners Karl's I., Tresdescant mit Namen, vor, und hat dort das Ansehen eines selt-

samen, ganz den Fabeln der Tausend und einen Nacht ähnlichen großen Geschöpfes. Dieses Bild ist im Museum von Oxford, wo auch noch der ganze fremdartige Kopf und Schnabel des Dodo gezeigt wird.

Jetzt in eine Gegend des noch ziemlich unerforschten Welttheils Afrika versetzt, sehen wir verschiedene Negerstämme, Erdesser und Zulu des Südens, worauf wir, uns nordwärts wendend, andere zivilisirtere Stämme bei ihren häuslichen Verrichtungen und bei ihrer Jagd sehen, Antilopen und Leoparden erlegend.

Ein tüchtiger Sprung führt uns von hier nach Europa, und zwar in unsere dichten, schönen, deutschen Wälder. Wir wohnen hier einer Eberjagd bei und sehen den Edelhirsch, gejagt von zahlreicher Meute und gefolgt von den Jägern mit Waldhorn und Jagdgewehr.

Werfen wir zuletzt noch einen flüchtigen Blick, denn mehr erlaubt unsere karg zugemessene Zeit nicht, auf Südamerika, so sehen wir dort in einer Lichtung des schweigenden, tropischen Urwaldes eine höchst lebendig dargestellte Kampf- und Jagdszene eigenthümlicher Art: ein gefleckter Jaguar hat einen Hirsch überlistet und niedergeworfen, und während er bei der Beute beschäftigt ist, zeigt sich auf einem überhängenden Felsstück ein schwarzer Panther, der eben so gerne Antheil an der Mahlzeit haben möchte, wie jener kolossale Adler, der sich herabschwingend im Begriffe scheint, den Kampf zwischen den beiden Bestien abzuwarten, um sich dann der Beute zu bemächtigen.

Ein Blick nach Zentralamerika zeigt uns von jenen kleinen, verkümmerten menschlichen Gestalten, mit denen vor einigen Jahren unter dem Namen von Azteken soviel Humbug getrieben worden ist, und wir eilen dann an anderen häßlichen Menschenraçen Brasiliens, z. B. Botokuden, vorüber, die mit ihren in die Unterlippe gesteckten Holzpflöckchen für uns hier, wo uns noch so viel Schönes winkt, nichts Anziehendes mehr haben. Eine Gruppe ungeheurer weißer Eisbären, welche von Kapitän Inglefield von seiner Nordpolexpedition, die die Auffindung Franklin's zum Zwecke hatte, mitgebracht worden, fesselt, als wir vorübereilen wollen, doch noch unsere Aufmersamkeit und läßt uns auch noch zwei der berühmten Silberfüchse betrachten, deren Pelze weit über den Zobel gehen, und von denen jeder auf 50 Guineen geschätzt wird, wornach ein Pelzrock, wie er auf der Ausstellung vom Jahre 1851 zu sehen war,

5000 Pfund Sterling oder 60,000 Gulden kostete. — Solltest Du einen solchen für Deine zukünftige Gattin zu besitzen wünschen, so bitte ich mir diesen Auftrag baldigst zukommen zu lassen.

Was die Schönheit der eben beschriebenen Gruppen anbelangt, so brauche ich Dir wohl nicht zu wiederholen, daß dieselben außerordentlich korrekt und malerisch schön aufgestellt sind und gewiß für Jeden, namentlich aber für die Jugend, eine höchst lehrreiche Abtheilung bilden. Man vergißt es nicht sobald, was hier an Menschen, Thieren und Pflanzen zusammengehört, und hat ein recht klares und anschauliches Bild der Naturgeschichte sämmtlicher Welttheile.

Weitergehend kommen wir zu einer der größten Merkwürdigkeiten der nordamerikanischen Pflanzenwelt, der Wellingtonia, die in den Wäldern Kaliforniens gefunden wurde, und die der größte Baum der Welt ist. Denke Dir einen Stamm, der bei einem Durchmesser von 25 Fuß am Boden und einer Höhe von 125 Fuß abgesägt und hieher transportirt wurde, begreiflicher Weise nur die Rinde, die, über ein entsprechendes Gerüste zusammengefügt, einen überraschenden Anblick des untern Theiles dieses Riesenbaumes gewährt. Der obere Theil desselben, der fast an die Glaswölbung des Ausstellungspalastes stößt, hat immer noch einen Durchmesser von 12 Fuß, wornach Du Dir die ganze ungeheure Länge dieses gewaltigen Baumriesen konstruiren kannst. Da sich unten zwischen einigen knorrigen Wurzelsätzen kleine Oeffnungen befinden, so kann man das Innere des Stammes betreten und sieht in die Höhlung über sich wie in einen mäßigen Kirchthurm.

Wenden wir uns zurück nach dem mittleren Hauptgange, so haben wir rechts und links alle Baustyle der alten und neuen Welt, aus jeder Periode ein charakteristisches Beispiel ausgewählt, und nicht in kleinen Modellen, sondern in der wahren Größe, wie die Urbilder selbst, z. B. die gewaltigen assyrischen geflügelten Stiere mit Menschenköpfen, angelehnt an die Ecke eines mächtigen Thors, in dessen dunkler Tiefe wir das Innere des Tempels vermuthen; die riesenhaften Figuren der nubischen Felsentempel sitzend an deren Außenwand, sowie das Innere des Abusunbil Tempels mit den hoch und stramm aufgerichteten gigantischen Göttergestalten, die mit der Tempelmauer verwachsen scheinen; die spätere griechische Kunst mit ihrem zierlichen, edlen Ebenmaße, in

prächtigen Säulenstellungen dorischer, jonischer und korinthischer Ordnung, um schön geordnete Höfe und Hallen gruppirt, und durch Abgüsse der mustergültigsten antiken Bildwerke belebt; die Periode der Bau- und Bildnerkunst des römischen Weltreichs in reichen Bogenstellungen und prächtigen Wandbekleidungen aus den schönsten polirten Marmorgattungen, und geschmückt mit Bildsäulen und Reliefen; daran stoßend Nachbildungen der maurischen Bauwerke, der Alhambra, so treu in der Form, als nur immer möglich; es ist der Saal der beiden Schwestern, ein Stück des Löwenhofs, und der Saal des Gerichts. Allerdings sind hier die Farben weit prächtiger als an dem Vorbilde, und gestört hat mich besonders, daß die im Original aus schönem, weißem Marmor bestehenden Säulenstämme hier vergoldet sind, wie denn auch die assyrischen und egyptischen Monumente durch ihren grellen Farbenstrahl etwas Befremdendes bekommen. Ein stundenlanger Spaziergang durch den mittleren Weg des Palastes erlaubt uns kaum, die eben genannten Höfe flüchtig zu beschauen; was wir aber hier sehen, vermehrt unser Bedauern, daß wir nicht mindestens acht Tage allein darauf verwenden können. Strotzt doch das ganze Gebäude von Schätzen der Kunst und der Industrie, von Merkwürdigkeiten aus allen Reichen der Natur, sind doch alle Fabrikbezirke Englands hier in ihren Spezialitäten vertreten, lauter kleine, aber höchst interessante Ausstellungen für sich: hier Eisen- und Stahlwaaren, dort musikalische Instrumente, Seide-, Wollen- und Baumwollen-Webereien, Möbel und Haushaltungsgeräthschaften, Parfümerien, Chemikalien, rohes Leder und Fabrikate aus demselben, Krystalle, Teppiche, edle Steine, mathematische Instrumente, und in den Gallerien und Seitengängen Maschinen, Wägen, Fahrzeuge aller Art, ein ganzes Departement Landwirtschaftliches, wo Du vom kleinsten Blumentopfe und den zierlichsten Gartenstühlen an durch alle Rubriken sämmtliches hiehergehörige Angenehme und Nützliche, ferner von der kleinsten Nähmaschine bis zum riesenhaften Lokomobile, mit dessen Hülfe man uralte Bäume aus dem Boden reißt, finden kannst.

Uebersättigt, wie man von allem Dem ist, haben wir kaum noch einen Blick für die Mineralien und Versteinerungen der verschiedenen Epochen und sind ordentlich froh, uns im Transept eine Viertelstunde

niederlassen zu können, wo die Riesenorgel steht, und um sie her amphitheatralische Sitzreihen für die Zuhörer. Hier werden die bekannten großen Konzerte gehalten; auch heute war ein solches zu hören, doch verschwanden die zehntausend Menschen, welche gruppenweise die Sitzreihen einnahmen, in dem ungeheuren Raume.

Stunden waren uns so wie Minuten verflogen, und es war drei Uhr geworden, als die Tausende der hier befindlichen Menge sich auf die obere Terrasse vor dem Palaste begaben, um dem Springen der großen Wasser zuzusehen, das auf heute angezeigt war.

Ebenso gewaltig, als der Anblick des Gebäudes selbst, sind die Anlagen, welche man von hier aus bis tief in's Thal hinab überschaut. Sir John Paxton, der die berühmten Gärten des Herzogs von Devonshire in Chatsworth anlegte und 1851 den Krystallpalast erbaute, hat hier das Großartigste der Landschaftsgärtnerei geleistet. Er ist ein alter, freundlicher Herr mit weißen Haaren, nahe an den Siebenzigen, und hat sich, um seiner hiesigen großartigen Schöpfung nahe zu sein, unmittelbar an der nördlichen Seite des Krystallpalastes ein reizendes Cottage gebaut, wo ich nicht verfehlte, meinen Besuch zu machen, und von wo man, unter einer blumenbedeckten Veranda sitzend, den Park von Sydenham vor sich ausgebreitet liegen sieht.

Ich will nun versuchen, Dir so kurz als möglich ein flüchtiges Bild dieser herrlichen Schöpfung zu entwerfen, vorher Dir aber noch ein paar Worte sagen über den Styl, in welchem Paxton gearbeitet.

Die Gärten von Versailles wurden ehedem als die Vollendung des Ausgezeichneten angesehen und als Gegenstand der Nacheiferung Allen vorgehalten, welche nach dem Besitze eines herrlichen Gartens strebten. Nach diesem Style mußten Parterre und Blumenbeete, wie ein alter Schriftsteller sich ausdrückt, wie ein Unterrock gestickt sein, und in dem berühmten Garten des Marschalls Biron in Paris war jeder Spazierweg, und jedes Blumenbeet mit zwei oder mehr Reihen rother Blumentöpfe phantasievoll „zugeknöpft". Unter einem solchen System waren Zirkel und Winkel von größerer Wichtigkeit als der Gärtner; die ehrwürdige Eiche, die romantische Buche, die nützliche Ulme, der strebende Lindenbaum, die regelmäßige Form des Kastanienbaums und der schön geformte Orangenbaum wurden in alle Arten von geschmack-

losen und phantastischen Gestalten gezwängt: schattige Gruppen von Bäumen mit ihrem verzweigten und üppigen Laubwerk wurden in steife und gestaltlose Reihen verwandelt. Landsitze von Marmor und Sommerhäuser schlossen mit der äußersten Genauigkeit jede Aussicht, und die einzige lebendige Erscheinung nebst der gepuderten und bereifrockten Dame, welche mit stelzenhaften Schritten diese seltsamen Spaziergänge betrat, war das Plätschern eines Springbrunnens, dessen Strahl die schmachtende Lustwandlerin zu erfrischen diente. Sir John Paxton hat seit lange den Pfad ängstlicher Nachahmung verlassen, und in Chatsworth, wohin ich Dich später führen werde, hat er den steifen Regeln ohne alle Poesie, in welcher seine Vorgänger schwelgten, auf die erfolgreichste Weise getrotzt, und indem er die Gärten in Sydenham aussteckte, hat er nicht nur gezeigt, welch' gewandten Vortheil er aus den natürlichen Unebenheiten des Bodens ziehen kann, um die gefälligste und malerischste Wirkung einer englischen Landschaft hervorzubringen, sondern auch mit welcher Leichtigkeit er all' die Pracht eines terrassenförmigen, und die gewähltesten Muster eines italienischen Styls erzeugen kann.

Die Reihen der Terrassen, welche im besten italienischen Styl gebaut sind, können an Ausdehnung und Pracht einen siegreichen Vergleich aushalten mit allen denen, die in unseren Tagen bestehen oder vielleicht je bestanden haben. Der Sydenhampalast steht mit den obern Terrassen vermittelst kühner und prachtvoller Granittreppen, wovon je eine beim Ausgang und eine bei jedem Flügel angebracht ist, in Verbindung. Die Länge der Terrasse beträgt 1608 Fuß und ist mit vorspringenden Ruhe- und Wendeplätzen versehen, was ihr bei der großen Länge eine interessante Mannigfaltigkeit gibt. Die reiche Balustrade dieser Treppe ist abwechselnd mit Statuen und Vasen geschmückt. An den nördlichen und südlichen Ausgängen sowie am Mittelausgange, und hier zwischen zwei kolossalen Sphinxen von 14 Fuß Länge und 7 Fuß Höhe, führt uns eine doppelte Granittreppe von 49 Fuß Breite auf 15 Stufen zu einer Blumenterrasse hinab, deren Beete von Wegen durchschnitten, mit zierlichen Steineinfassungen versehen und reich mit blühenden Blumen besetzt sind. Vor uns führt ein breiter, glatt geebneter Kiesweg fast unabsehbar durch die ganze Anlage und verliert

sich tief unten im Thale. Er ist von Treppen durchschnitten und ungeheuren runden Wasserbassins, während andere von den verschiedensten Formen mit ihren leuchtenden Flächen zwischen dem Rasen hervorleuchten. Geschlungene Wege führen rechts und links durch die Gärten, hier zu kleinen Blumenpartieen, dort weite Rasenflächen umkreisend, jetzt unterbrochen durch südliche Gewächse, Araucarien, chilenische Fichten u. s. w., weiterhin durch Marmorvasen und Statuen, die in reicher Auswahl weiß hervorstreben aus dem verschiedenartigsten Grün des Rasens und der Gebüsche, das durch alle Schattirungen das Auge erfreut.

Und wie aus der Vogelperspektive, wie zusammengedrängt in einen riesenhaften Gartenplan, der zu Deinen Füßen den Hügel hinab aufgerollt liegt, hast Du Alles vor Dir, und wenn auch Dein Auge fast geblendet bald dahin und bald dorthin irrt, um Alles mit Deinen Blicken zu erfassen, so findest Du doch immer wieder etwas Interessantes und Neues. Aber Alles, was Du bis jetzt gesehen, ist gegen den Zauber des nächsten Augenblicks, wo die Wasser zu springen anfangen, wie eine dämmerige Landschaft vor dem Aufgang der Sonne, wie ein Vokalkonzert, ehe ein hundertstimmiges Orchester zu einer prachtvollen Symphonie einsetzt. Laß uns noch einen Augenblick hier auf der obern Terrasse stehen bleiben: Die Volksmenge, welche den Krystallpalast verläßt, um das Springen der Wasser ebenfalls zu sehen, und die nun rechts und links an uns vorüber braust, die breiten Treppen hinab, den Mittelweg ausfüllend, und nun an dem obern, großen, runden Bassin in unzählige Gruppen zerschellt, welche, nach allen Seiten eilend, die bis jetzt so stillen Blumengärten und öden Rasenflächen belebt, wird für uns ein neues und anziehendes Schauspiel. Schau' nur hin, wie sie sich auf Treppen und Balustraden lagern, wie lebendige Ringe die verschiedenen Wasserbecken umgeben, wie sich von dem Rasen farbige Partieen abheben, wie Tausende hierhin, dorthin eilen, Jeder strebt, sich bei dem für ihn interessantesten Wasserwerke aufzustellen.

Und jetzt fängt es an lebendig zu werden in dem oberen Bassin, aus der Mitte desselben erhebt sich eine sprühende Wassergarbe, während überall aus der bis jetzt so glatten Fläche einfache Strahlen in die Höhe spritzen. Und noch nicht genug damit: auch die Einfassung

rings umher, bis jetzt einem Drahtgitter ähnlich, verwandelt sich mit einem Male, und bildet unter dem Jubel der Zuschauer ein Korbgeflecht von Wasserstrahlen.

Ueberall, in allen Theilen des Gartens, selbst an Orten, wo wir nichts dergleichen vermuthen, sprudeln die Wasser mit einem ungeahnten Reichthum empor, hier in breiten, sprühenden Garben, dort als Wildbach über Mauern herab, oder als Kaskaden von der Spitze der Tempel, Schleier aus dem flüssigen Elemente bildend, dieselben rings einhüllend, über bis jetzt trockene Treppen als sprudelnde Bergwasser; hier in Form von Raketen, jetzt hochaufsteigend, dann wieder zusammensinkend. Und unten in der Tiefe vor uns erheben sich rechts und links zwei gewaltige, majestätische Strahlen, jede in einer Höhe von 248 Fuß.

Wir wollen jetzt ebenfalls dem Strom der andern Zuschauer folgen, um hinabeilend die verschiedenen Wasserwerke näher zu betrachten, obgleich der Gesammteindruck ein unendlich schönerer war, mit Ausnahme der beiden unteren großen Fontänen, vor deren gewaltigen Strahlen wir bewundernd stehen bleiben. Den vollen Anblick dieser breiten, großen Becken haben wir am besten von jenen tief im Thale aufsteigenden grasigen Abhängen, welche die Gärten von Sydenham hier unten wie ein weites Amphitheater schließen, und an denen sich jetzt Tausende von Zuschauern gelagert haben, während andere Tausende die parallelen, kreisförmigen Wege rings umher bedecken. Bezaubernd ist der Blick von hier auf die Wassergarben, auf die Kaskaden, auf das von den Treppen herabstürzende Wasser, auf die zahlreichen Seen, deren weite Wasserflächen unter dem blendenden Lichte der Sonne hell aufleuchten, während die emporschießenden Strahlen in dem hellen, glänzenden Lichte funkeln und glitzern wie flüssiges Silber.

Heben wir nun unsere Blicke langsam empor über die malerischen Unebenheiten des Bodens, lassen sie gleiten über die dichten Blättermassen der herrlich schattirten Bäume, — aufwärts über die bunten Blumengärten, über den phantastischen Rosenhügel, — immer aufwärts über die breiten Treppen und Terrassen mit ihren unzähligen Vasen und Statuen, die umgeben sind von exotischen Wunderpflanzen, durch deren Anblick unser Ideengang so leicht hinübergeleitet wird in andere Zonen, in andere Zeiten, — und lassen sie endlich ruhen auf den gigan-

tischen Umrissen des die Spitze des Hügels krönenden Krystallpalastes, der wie ein Feenschloß glänzt, funkelt und strahlt, so könnten wir jeden Augenblick das Lebendigwerden all' der marmornen Götter, Göttinnen und Helden erwarten, und der Olymp in seiner geträumten Pracht und Herrlichkeit stände vollkommen da vor unserem geblendeten Auge.

Da aber auf dieser Erde nichts von Dauer ist, da sogar unsere Träume flatternd davon fliegen, so sind wir auch nicht im Stande, diese Phantasie lange festzuhalten, sie erblaßt und verschwindet mit den abnehmenden Wasserstrahlen, und diese versiegen hier so außerordentlich rasch; dauert doch die ganze Herrlichkeit nur 20 Minuten, in welch' kurzer Zeit 20 Millionen Gallonen Wasser verbraucht werden, wozu die Maschinen mit einem Aufwande von 200 Thalern für Kohlen 48 Stunden lang arbeiten, und ist in der That fast nur ein Traumleben zu nennen; denn kaum haben wir unser Auge recht versenkt in die gewaltigen Wassermassen, kaum sind wir im Stande gewesen, sie im Einzelnen zu überschauen, so fangen sie schon an schwächer und schwächer zu werden. Die Garben und Strahlen der obern Terrassen schrumpfen zuerst ein und endigen mit einem melancholischen Getröpfel, die über die Treppen hinabstürzenden Fluten werden zu kleinen Rinnen und hören endlich ganz auf, ebenso die Kaskaden, und dann fangen auch die mächtigen Fontänen in der Tiefe des Thales an zu kränkeln, sinken herab, immer tiefer, immer tiefer, — und jetzt ist Alles vorüber.

Die Menge der Zuschauer verläuft sich rasch nach allen Seiten, nur wenige kehren, da es schon spät am Nachmittage ist, nochmals in den Krystallpalast zurück, die meisten, worunter auch wir uns befinden, suchen auf dem Bahnhofe in dem ersten der abfahrenden Züge unterzukommen, um vor einbrechender Dunkelheit London wieder zu erreichen.

London, den 30. September.

Lieber Freund!

Um Dir auch etwas über das hiesige dramatische und musikalische Leben zu sagen, von dem ich genossen so viel als meine Zeit erlaubte, muß ich vor allen Dingen vorausschicken, daß die Season hier in Lon-

bon vorüber, daß also Alles, was auf Fashion Anspruch macht, im Gefolge dieses strengen, unerbittlichen Herrschers und mit diesem ebenfalls verschwunden ist. Ich erwähnte Dir schon, daß die fashionablen Quartiere im Westend wie ausgestorben erscheinen, daß man dort Niemand mehr sieht, der Anspruch darauf macht, exclusiv zu sein und zu der vornehmen Gesellschaft zu gehören, und geht dieß sogar so weit, daß einer dieser Exclusiven, den Verhältnisse, welcher Art sie auch sein mögen, zurückhalten, sich wie ein böser Schuldner einschließt, und vielleicht nur auf einem Spazierritt oder promenirend in der Dämmerung gesehen wird. Leute gewöhnlichen Schlages, wie wir, begreifen das allerdings schwer, und müssen diese Dandies etwas vom Instinkt des edlen Hirsches haben, der sich ebenfalls in's dichteste Laubwerk verkriecht, wenn seine Season vorüber ist, d. h. wenn er sein Geweih abgeworfen hat. Das Aufhören und der Anfang der Season hängt mit der Eröffnung und dem Schlusse der Jagdzeit zusammen, ja, wird fast dadurch bedingt, denn im August, wenn das Grouse streicht, werden die Bänke in den Parlamentshäusern leerer und leerer, die Bälle, die Routs, die großen Diners hören nach und nach auf, und es tritt die sogenamnte stille Zeit ein, die sich nach Neujahr, wenn die Jagdzeit aufhört, wieder belebt. Mit der „Gesellschaft" ziehen dann auch die italienischen Opernsänger hinweg, die Schaaren der wandernden Virtuosen der Geige und des Klaviers, die im Frühjahr wie Zugvögel erschienen, sind verschwunden, die Lokale der Konzerte, z. B. Exeter-Hall, wo der gediegene Oratorienverein (sacred harmony society) seine Aufführungen zu geben pflegt, werden zu andern Zwecken benutzt. Dagegen beginnt in den etwas tiefer gelegenen Regionen das musikalische Element sich stärker zu regen. Was in Paris in den Champs Elysées die Cafés chantants sind, das sind hier in London die Musikhallen, wo die Musik allerdings nur einen Bestandtheil der Unterhaltung bildet, da auch nebenbei Gaukler, Kautschuk-Männer, Tänzer und Taschenspieler auftreten, und lebende Bilder arrangirt werden; im Uebrigen sind diese Musikhallen ganz eine Kopie der Cafés chantants, Sänger und Sängerinnen erscheinen in vollem Putz, und bald ist die Begleitung des Gesangs ein einfacher Flügel, bald ein vollständiges Orchester. Das berühmte Vauxhall hat bekanntlich aufgehört, doch sind eine Menge anderer und nicht

schlechterer an seine Stelle getreten, so die Alhambra, Eldorado, beide in Leicester-Square und Evans im Covent-Garden. Das schönste und größte Lokal hat die Alhambra; schon die Außenseite des maurischen Gebäudes mit seinen schlanken Minarets macht einen angenehmen Eindruck; die innere Einrichtung ist wahrhaft geschmackvoll und reich, und sind wie in einem Schauspielhause Parterre, Logen und Gallerieen unterschieden. Die Chöre sind stark besetzt und gut eingeübt; was die Solosänger anbelangt, so sind sie im Allgemeinen nicht so gut, wie die in Paris, doch ist das Orchester besser. Eldorado hat einen schwächeren Chor, aber ein paar recht gewandte Sängerinnen für Lieder heiterer Art. In der Alhambra ist vorzugsweise Demimonde vertreten, im Eldorado spielen bei lebenden Bildern und plastischen Stellungen Trikots eine Hauptrolle, während Evans streng auf Respektabilität seines Lokals hält und das weibliche Geschlecht sowohl im Auditorium als auch im Sängerchor ausschließt, dessen Sopran und Altstimme durch Knaben übernommen sind. Man kann nicht leicht einen hübscheren und frischeren Knabengesang hören, und sogar für Solovorträge sind ein paar Knaben mit schöner Stimme und guter Schule da, auch ist die Wahl der Gesänge bei weitem besser als in den andern Musikhallen. Bei der weiten Entfernung hier in London und bei dem Vielen, was man zu sehen hat, ist es dem besten Willen sehr schwer, oft fast unmöglich, gerade diese oder jene Oper oder Komödie in einem Theater zu besuchen, das in einem Stadttheile liegt, welcher dem, wo wir uns gerade befinden, entgegengesetzt ist. So erging es mir mit der neuen Oper unseres berühmten Landsmannes und lieben Freundes Julius Benedikt, „die Rose von Erin“, die hier in Covent-Garden mit so großem und wohlverdientem Erfolg gegeben wird. Hoffentlich werden wir dieselbe bald bei uns zu hören bekommen, denn wir sind wahrhaftig nicht so reich an guten deutschen Opernkompositionen, um uns etwas Gediegenes, wie ein Werk Benedikt's, entgehen zu lassen.

Von den Schauspielhäusern war es mir nur möglich Princeß-Theater zu besuchen, und zwar sah ich in demselben eine der ersten Vorstellungen Heinrich's VIII., von Kean neu arrangirt, der den Kardinal Wolsey gab; seine Frau spielte die Königin Katharina. Obgleich Princeß-Theater eines der kleineren Schauspielhäuser Londons ist, so

faßt es doch gegen tausend Personen, wofür aber besonders im Parterre und auf den Gallerieen die Plätze eng genug sind. Wenn man die theuren Eintrittspreise bedenkt, ein Stalle d'orchestre kostet 6 Schillinge, beinahe 8 Franken, so muß man gestehen, daß dafür wenig Comfort geboten wird; Treppen und Korridore sind einfach, fast kahl gehalten und sehr spärlich beleuchtet, und die Sitze im Parterre sowie in den oberen Gallerieen haben nicht einmal Rücklehnen; auch ist das Innere des Zuschauer-Raums ziemlich alt, abgenutzt und verbraucht.

Ehe die Tragödie des größten englischen Dichters begann, gab man uns ein sehr triviales Lustspiel zum Besten, in dem Rendezvous verschiedener junger Damen mit jungen Herren dadurch pikant gemacht werden, daß die Parteien, da sie gestört werden, ihre Verstecke wechseln, und die betreffende Geliebte auf diese Art immer einen Andern findet. Dabei war am Bemerkenswerthesten, obgleich nicht am Schönsten, das gellende, kreischende Geschrei der betreffenden Damen beim jedesmaligen Entdecken ihres Irrthums; auf einer Bühne habe ich nie solche Naturlaute gehört.

Nach einer Ouverture, die ein vollständiges und sehr gutes Orchester vortrug, ging nach dem Lustspiel endlich der Vorhang wieder auf, und wir hatten sogleich Gelegenheit, die wahrhaft prächtigen, und dem Charakter der Zeit nach streng echten Dekorationen und Trachten zu bewundern. Buckingham und Norfolk hielten ihre bekannte Unterredung; Buckingham, der ohne Rücksicht auf Ort und Zeit seinem Hasse gegen den Kardinal Worte leiht, wird von Norfolk beschwichtigt, der ihm sagt:

„— — Ihr kennet seine Macht,
Des Nachbegierigen; und ich weiß, sein Schwert
Ist scharf gewetzt; 's ist lang und, laßt Euch sagen,
Es reicht fern hin, und führt er's nicht so weit,
So schleudert er's. Schließt meinen Rath in's Herz,
Er wird Euch frommen. Seht, da kommt die Klippe,
Der ich Euch rieth zu weichen —",

worauf Kean als Wolsey mit großem und prunkendem Gefolge eintritt. Leibwachen, Pagen und Stabträger eröffnen den Zug, auf goldgesticktem Kissen wird der rothe Kardinalshut getragen, dann kommt im Gefolge der Stab mit der königlichen Krone, das Kreuz des Erzbisthums York,

die Tasche mit dem großen Siegel, weil Wolsey Großsiegelbewahrer war, kurz Alles bereitet uns darauf vor, daß der Günstling erscheint, welcher die königliche Macht in seinen Händen hat. Endlich tritt der Kardinal selbst auf und hält einen Augenblick an, als er Buckingham gewahrt, der mit ungebeugtem Haupte und trotzigem Blicke ruhig stehen bleibt, während ihn Wolsey mit einem Lächeln der Verachtung betrachtet und sich dann zu einem Schreiber wendet, der ihm ein Papier überreicht.

Eine Skizze dieser Szene, die ich Dir beilege, mag Dir einen oberflächlichen Begriff von den prachtvollen Dekorationen und den malerischen Trachten geben. In diesem Style war auch das ganze Stück in Szene gesetzt, und darin besteht Kean's Hauptverdienst. Er ist Regisseur en chef und man sieht aus seinen Szenirungen, sowie aus allen Arrangements, daß er sich nicht nur mit großer Sachkenntniß, sondern auch mit Liebe den Schöpfungen seines großen Landsmannes hingibt. Da der shakspeare'schen Dramen höchstens eines oder zwei jährlich im Prinzeßtheater gegeben werden, diese dann aber monatelang jeden Abend, so begreift sich auch wohl, daß man für jedes einzelne reichlich Zeit hat, um die zahlreichen Proben mit der größten Pünktlichkeit zu halten. Auch werden die Kosten für die äußere Ausstattung nicht gespart, und ich wüßte bei uns kein Finale irgend einer der neueren großen Opern, welches glänzender in Szene gesetzt wäre, als hier der Schluß des ersten Aktes: ein Ballfest im Palast des Kardinals von York: ein prachtvoller Saal mit Tischen und Buffets, welche unter der Last des Silbergeschirrs und der Aufsätze fast zu brechen scheinen; zahlreiche Gäste bankettiren unter rauschender Musik, während der Kardinal rechts auf einem Thronsessel, umgeben von seinen Vertrauten, dem Getreibe zusieht; man hört Kanonendonner in der Ferne, sowie den Klang von Trommeln und Trompeten, welche näher und näher kommen, worauf ein Diener meldet:

„— — Ein Trupp von edeln Fremden,
Denn also scheint es, sind an's Land gestiegen
Und nahen jetzt gleich hohen Abgesandten
Ausländischer Fürsten —"

Der Lord Kämmerer wird abgesandt, die Fremden einzuführen, worauf der König mit einem ansehnlichen Gefolge von Kavalieren auftritt, alle dem Programme nach als Schäfer gekleidet und maskirt.

Freilich erscheint uns diese Schäfertracht etwas sonderbar, doch müssen wir es achten, daß man die Tradition festhält, die ihre Berechtigung hat. Die Herren trugen rothe Tuniken, die bis zum Knie reichten, und das Haupt mit Laubkränzen verziert. Originell war die voranschreitende Musik: zahlreiche lange Trommeln mit hohem, gellendem Klange, die von Flöten und Hoboen begleitet wurden. Ich erinnere mich genau, in der alten Reichsstadt Hall eine ähnliche Musik fast von denselben Instrumenten gehört zu haben, mit der die Salzsiederzunft in ihren originellen Trachten aus früheren Jahrhunderten aufzieht.

Wie bekannt, tanzt der König mit Anna Boleyn auf der Bühne, deren Zuschauer wir waren, einen vollständigen, ziemlich langen Tanz. Nachdem die Schäfer ihre Masken abgenommen, und der König seine künftige Gemahlin den andern Gästen voran in's Nebenzimmer geführt, erschienen Pagen und Hoffräulein, welche unter dem Klang einer andern eben so eigenthümlichen Musik von Violinen, Flöten und Pauken einen Fackeltanz aufführten, worauf der Vorhang fiel.

Im zweiten Akte sehen wir das Aeußere des Towers in seiner alten Gestalt und zwar mit der Themse und deren Ufern, eine schöne Dekoration, die den Schein voller Aechtheit trug. Buckingham, das Opfer des ehrgeizigen Kardinals, wird zum Tode geführt.

Erst im dritten Akte in der Szene, wo der König seinem Günstling die Papiere zum Durchsehen gibt, wie er sagt:

„— — Zum Morgenimbis
Mit so viel Eßlust Euch noch bleibt."

tritt Kean in der Rolle des Kardinals in den Vordergrund. Ich möchte mir über einen so berühmten Schauspieler kein zu rasches und hartes Urtheil erlauben, mag auch wohl gegen die englischen Deklamationen der Tragödie präokkupirt sein, muß aber doch gestehen, daß ich selbst im Theater de la Porte St. Martin in Paris, wo doch Melingue stark genug für ein deutsches Ohr aufträgt, nicht so hohlen Pathos, nicht solch' unnatürliche Gespreiztheit gefunden habe, als hier. So kann nie ein Mensch in Wirklichkeit gesprochen haben, wird nie ein Mensch sprechen; jetzt in wildes Poltern ausbrechend, heftig gestikulirend und schreiend, um gleich darauf wieder die Stimme zu einem unverständlichen Flüstern herabsinken zu lassen, daß man nichts vernimmt, namentlich bei „no!

no!", als das Zischen des Athems. Ich weiß, daß die Gewohnheit im Theater unendlich viel für und gegen in die Wagschale wirft, und hat sich, das fiel mir gerade bei der Beurtheilung Wolsey's ein, selbst Tieck, der anfangs sehr heftig gegen die Unnatur dieser Deklamationen und Gesten sich ausließ, zuletzt doch in die Rolle des Lobredners von Kemble nach wenigen Abenden hineingefunden. Daß sich die Tradition der Darstellungsweise so fest und streng, und strenger noch als in Frankreich, erhalten, und von den größten Mimen selbst kein Schritt darüber hinaus gewagt wird, kann den Einsichtigen bei einem Volke nicht befremden, das wie das englische so starr an der Tradition und am Buchstaben, im öffentlichen wie im privaten Leben, hält. Madame Kean, Königin Katharina, obgleich sie auch auf hohem Kothurn wandelte, mäßigte sich doch mehr als ihr Gemahl, war aber zu alt für die Rolle der Königin und störte dadurch die Illusion in solchem Grade, daß man den König hätte fast entschuldigen mögen, daß er sich von ihr scheiden ließ, wenn Anna Boleyn nicht auch schon über die ersten Jugendthorheiten stark hinüber und dazu eine höchst mittelmäßige Schauspielerin gewesen wäre.

Daß jede Szene Kean's von dem Publikum mit lautem Beifall begleitet wurde, verstand ich vollkommen, und ich mußte es achten, daß die Zuhörer einem langjährigen Lieblinge und berühmten Schauspieler ihre Anhänglichkeit in solchem Maße bewiesen, dagegen fand ich es unverdient, daß der Schauspieler, der den König gab, und der nach meiner Ansicht recht gut spielte und so getreu in Tracht und Haltung war, als sei er aus einem der vortrefflichen Bilder Holbein's, die Heinrich VIII. darstellen, herausgetreten, so unbeachtet vom Applause blieb. Was ich Dir schon oben über das vortreffliche Arrangement, sowie die reiche und geistreiche Szenirung sagte, bewährte sich durch das ganze Stück von Anfang bis zu Ende, so beim Krönungszug Anna Boleyn's in der ersten Szene des vierten Aktes vor der Westminster-Abtei, ein Zug, bei welchem genau die Vorschrift des Dichters eingehalten wurde, und wo man in der Tracht weder etwas Ueberladenes, noch Unächtes bemerkte.

Die letzte Szene des fünften Aktes, in der die Herzogin von Norfolk als Pathin das Kind der Königin Anna trägt, und auf die Frage

des Königs: „Wie nennt Ihr sie?“ der Erzbischof von Canterbury, Cranmer, antwortet: „Elisabeth!“ machte auf das Publikum, obgleich es eine Anspielung auf die berühmte Maiden-Queen war, nicht den Eindruck, den ich erwartet.

Interessant war es mir aber, auf diesen Brettern ein Stück von Shakespeare gesehen zu haben, und Zeuge gewesen zu sein von der Achtung und Liebe einerseits, mit der Englands größter Schauspieler den größten Dichter seiner Heimat dem Publikum vorführte, und zu sehen andererseits, daß gerade England am entferntesten von der Schrulle ist, Shakespeare's Stücke in der Dürftigkeit der Bühne seiner Zeit vorzuführen. Möchte es mir vergönnt sein, mal etwas Aehnliches von Ausstattung Shakespeare'scher Stücke in unserem Vaterlande zu sehen, das auf seinen Shakespeare-Kultus so stolz ist.

London, den 3. Oktober.

Lieber Freund!

Wenn Du vom Lesen meiner Briefe, in welchen ich bemüht war, Dir das schwindelnde Getreibe im Ausstellungspalaste, sowie das Getümmel der Weltstadt so gut, als es die schwache Feder vermag, anschaulich zu machen, nur halb so ermüdet und geblendet bist, wie ich vom Schauen und Genießen selbst, so wirst Du mir es vielleicht Dank wissen, daß ich Dich vom lärmenden Treiben Londons hinweg noch in einige stille Städte und noch stillere Parks führe, und begeben wir uns zu diesem Zweck auf die Great-Western-Eisenbahn, was wir sehr bequem haben, da dieser Bahnhof an unser Hotel stößt, ja sogar durch eine Halle mit ihm verbunden ist. Es gewährt dieß in London, wo man zu so großen Wegstrecken genöthigt ist, ein wahres Vergnügen, auch einmal beim Frühstück sitzend ruhig abwarten zu können, bis sich der Bahnzug dicht vor unserem Fenster zur Abfahrt bereit gemacht hat. Wir hatten unsere Plätze bis Windsor genommen, wo wir einige Stunden verweilen wollten, um so viel als möglich von Schloß und Park zu sehen: einige Stunden für Windsor klingt freilich etwas wenig, aber was soll man machen, wenn man für London incl. Ausstellung zehn

bis vierzehn Tage hat. Entschuldige mich deßhalb, daß ich Dich nur so im Fluge mit herumführe, wodurch ich erreichen möchte, daß Du Dich entschlößest, sobald Du London besuchst, einige Tage diesen herrlichen englischen Landsitzen zu widmen. Wir waren am heutigen Morgen vom prachtvollsten Wetter begünstigt; ich sah zum ersten Male schon in aller Frühe über London den hellsten Sonnenschein lachen. Hier, wo das so selten ist, erscheint uns die Stadt deßhalb auch so ganz anders, wie verklärt, und als wir nun noch obendrein mit jeder Radumdrehung die Häusermassen mit ihrem Geräusche hinter uns ließen, kannst Du Dir denken, daß unsere Stimmung eine gehobene war, und wir jedes Stück grüne Wiese, jeden belaubten Baum in freier Landschaft mit doppeltem Interesse betrachteten. Es ist aber auch eine wunderschöne Gegend, durch die man hier fährt, voll Abwechslung; frisch-grüne Rasen, auf denen zahlreiche Viehheerden weiden, bald angebautes Land, bald sorgfältig gepflegte Parks, Alles untermischt mit uralten Bäumen, niederem Gehölze und schlängelndem Wasser, so daß die weite Fläche wegen ihres Baumreichthums und ungeachtet der vielen bebauten Felder das Ansehen eines kultivirten Waldes hat. Ueberall blicken Dörfer durch mit reinlichen, malerischen Häusern, und hie und da auf niederen Hügeln unter den prachtvollsten uralten Bäumen halbverborgene Landhäuser, deren vielfache Vorsprünge, vielleicht zu verschiedenen Zeiten erbaut, sich beim Vorbeifahren so malerisch verschieben. Jetzt haben wir rechts eine weite, glatte, grünschimmernde Rasenfläche vor uns, in weitem Kreise von Buchen und Eichen eingesäumt, die sanft ansteigend oben von weitläufigen, schloßähnlichen Gebäuden gekrönt ist, eine große herrschaftliche Besitzung, während wir zu unserer Linken ein kleineres, aber reizenderes Besitzthum lassen, wo uns das zierliche Cottage mit bald vorspringenden, bald zurücktretenden Verandas von verschiedenen Formen, die alle mit blühenden Gewächsen behängt sind, anlacht. In leichten Wellungen scheint sich rings umher das Terrain, durch welches wir fahren, zu heben, und wenn wir kurze Zeit rechts und links eine Ebene hatten, so sehen wir jetzt zu unserer Linken ein tiefes und schmales Wiesenthal, hinter dem sich ein höherer Bergrücken erhebt, dessen Abhang mit uralten Buchen besetzt ist. Am Ende dieses Thales haben wir das in der Morgensonne leuchtende

Wasser der Themse, und vor uns sehen wir über die Baumkronen hinweg die Thürme von Windsor-Castle in die tiefblaue Luft emporsteigen. Bald hatten wir die kleine Stadt Windsor erreicht, wo man vom Bahnhofe aufwärts steigend in kurzer Zeit das gewaltige Schloß vor sich hat. Es ist ein überraschend schöner Anblick, dieser vielverzweigte Bau, der mit großer technischer Fertigkeit ausgeführt ist. Man bleibt staunend stehen vor diesen kolossalen Thürmen und Mauern, Alles von großen Steinen erbaut, die in hellgrauer Farbe so wohlthuend abstechen von dem Grün des Rasens, von dem dunkeln Laube der uralten Eichen und Buchen, die vom anstoßenden Park herüberblicken; ein angenehmer Farbenton, der förmlich aufleuchtet zwischen den saftig grünen Blättern des Epheus, welcher Mauern und Thürme liebend umschlingt. — Das ist eine wahrhaft königliche Burg, wie sie in unserer Phantasie auftaucht, wenn wir uns der vergangenen alten gewaltigen Zeiten erinnern, und dabei neben ihrem echt ritterlichen Charakter so wohl erhalten, so sorgfältig gepflegt; die reinlichen Kieswege, die zu den Eingangsthoren führen, die feinen kleinen Rasenstreifen am Fuße der Mauern und Thürme, der wohlgepflegte und zierlich vertheilte Epheu, und in den Gräben des Schlosses die vortrefflich gehegten Blumengärten, strahlend in den buntesten Farben. Einen eigenthümlichen Eindruck macht neben der Epheuüberkleidung der Wände das dunkle Gitter, das für das Auge dadurch gebildet wird, daß alle Steinfugen mit einem schwarzen Cement breit ausgefüllt sind, mit dicht nebeneinander eingedrückten Flintensteinen; es scheint, als bilden diese Fugen ein Netz über die Mauer, an das sich die Schlinggewächse halten können.

Da sich Windsor-Castle auf einem Berge gerade über der Stadt erhebt und auf alle Seiten eine herrliche Aus- und Ansicht gewährt, bietet seine Lage einen ungemein malerischen Anblick dar. Sein historisches Interesse, sein hohes Alter, die Vollendung in allen seinen Theilen, die vortreffliche Unterhaltung bei seiner erstaunlichen Größe und Ausdehnung vereinigen sich, um es einzig in der Welt zu machen. Die vier großen Eingangsthore zum Schloßhofe sind so sinnig angebracht, daß jedes einen der interessantesten Theile der Landschaft wie in einem Rahmen faßt. Verbunden sind diese Thore durch ungeheuer hohe Mauern, die von Thürmen flankirt werden, und alles Das über-

ragt der berühmte kolossale round tower, von dem, wenn der Hof hier ist, die königliche Fahne flattert.

Wie alle mittelalterlichen Schlösser zerfällt auch Windsor in mehrere Theile, die durch Ringmauern von einander getrennt, in immer engeren Kreisen sich um das oberste Plateau herziehen, das die Hauptgebäude trägt, die sich um einen länglich viereckigen Hof gruppiren. An diese Ringmauern lehnen sich im äußersten Hof die Stallungen und die Wohngebäude der Dienerschaft, im zweiten höher gelegenen Hof ist die Schloßkapelle, für die aber eigentlich dieser Name nicht paßt, da sie eine stattliche große dreischiffige Kirche ist. Der Chor derselben, mit einem sehr schön und zierlich geschnitzten Gestühle aus dunklem Holzwerke umgeben, enthält die Kirchenstühle des Hofs, alle sehr einfach und ohne Prunk. Etliche Seitenkapellen enthalten schöne Skulpturen und einige kostbare Grabschriften. Die gemalten Fenster an der Westseite des Schiffs sind von hohem Kunstwerth und einer prächtigen Farbenwirkung. In einem Theile der Schloßkapelle wurde gerade gebaut, und konnte man der Gerüste halber nur wenig sehen von dem künstlichen Schnitzwerk in Stein und Holz, von den Glasmalereien der Fenster und den Bannern, Schwertern und Coronets der Hosenbandritter, welche rings an den Wänden aufgehängt sind.

Imm'er höher steigend gelangten wir an den Fuß des runden Thurmes, der auf der Seite, auf welcher man gegen ihn herkommt, von einem tiefen Graben umgeben ist, welcher nicht mehr die feindlichen Zwecke erfüllt wie in früheren Zeiten. Die abschüssigen Seiten desselben sind mit den zierlichsten Blumenbeeten angepflanzt, zwischen denen schmale reinliche Wege sich hinziehen und dieselben wie eine Kette umfassen, so daß das Ganze von ferne einem reichen Halsbande mit Edelsteinen gleicht.

Da die Zeit zum Besuche der inneren Gemächer noch nicht gekommen war, bestiegen wir inzwischen den runden Thurm, zu dessen Eingang man durch einen langen gewölbten Thorweg gelangt.

Eine unscheinbare Thüre führt zu einer unabsehbar langen Treppe, die in ganz gerader Richtung etwa auf die halbe Höhe des Thurmes führt und dann in eine um's Viereck gewundene Stiege übergeht, auf der man bis zur obersten Plattform steigt.

Nach den Abbildungen, die ich bisher von Windsor gesehen hatte, vermuthete ich in diesem runden Thurme, der einen gewaltigen Durchmesser hat, gerade die prächtigsten Säle und gleichsam das Herz des Schlosses; aber dem ist nicht so, der Thurm ist ganz hohl, und nur von unten herauf ist sein Inneres mit unbedeutenden Gelassen ausgefüllt, so daß von dem Umgang auf der runden Mauer aus gesehen das Dach tief unterhalb liegt, und die mächtige Höhlung das Ansehen eines Kraters hat; vielleicht ist auch der Thurm einmal ausgebrannt, und sein Einbau nicht wieder gänzlich erneuert worden.

Von den Zinnen dieses runden Kolosses ist die Aussicht in der That unvergleichlich; das Thal mit der malerisch gruppirten Stadt und dem glänzenden Laufe der Themse bis hinaus in die weite fruchtbare Ebene bietet einen entzückenden Anblick dar. Die schmalen Schießscharten, die im Boden des Umgangs offen stehen, und zur Abwehr der Angreifer, die den Fuß der Mauer untergraben wollten, bestimmt sind, erweckten dadurch, daß man sich schwebend im Hohlen befindet, bei unsern Damen ein kleines Grausen, und hat in der That der Blick durch diese Schlitze in den tief unten befindlichen Graben etwas Aengstliches, das nur wieder durch die über allen Zweifel erhabene Solidität dieses starken Mauerwerks zerstreut werden kann. Aber auch das Schloß selbst, so hoch von oben gesehen, gibt ein höchst interessantes Bild, und keine großen, zusammenhängende Dächer bieten sich dem Anblick dar, sondern wie wenn jedes Zimmer, jeder Saal eine von den übrigen verschiedene Höhe hätte, gleicht das Schloß einem Konglomerat von hohen und niedrigen Dächern, von denen die tieferen neben den in die Höhe strebenden auf- und untertauchen.

Nachdem wir von dem runden Thurme, der freistehend an der schmalen Seite des großen Hofes sich aufpflanzt, wieder herabgestiegen waren, war es gerade Zeit zur Besichtigung der Staatszimmer.

Die Haupttreppe ist klein und beschränkt, sie führt aber im oberen Stocke in eine stattliche hohe Halle, in der allerhand Waffenstücke, selbst Kanonen aufgestellt sind, und die den Vorsaal der Staatsräume bildet. Die Audienzzimmer sind alle sehr einfach, zum Theil im Widerspruch mit dem Aeußern des Baues im Roccoccostyl, wie z. B. der große Raum im Cornwall Tower, und läßt dieser Mangel an Harmonie trotz

der wundervollen Gobelins, mit denen in einigen Räumen die Wände geschmückt sind, kein Wohlgefallen aufkommen; was aber dagegen in der That prachtvoll genannt zu werden verdient, ist der große Saal, den ringsum die Bildnisse der berühmten Feldherren und Staatsmänner Englands in lebensgroßen Figuren umgeben. Eine wunderschöne Decke wölbt sich über diesem Raum, und die Anordnung der Fenster hoch oben herum, die durch die schieflaufenden vergoldeten Stützbalken an die Zimmerung eines Schiffes erinnert, gehört zum Originellsten, was ich noch gesehen. Nicht minder schön ist der etwas schmalere Speisesaal, der neben dem großen Saale hinläuft und ganz dem Styl des übrigen Baues entspricht. An den hohen Holztafeln, mit denen die Wände von unten bekleidet sind, ziehen sich in ununterbrochener Linie die Wappen aller Ritter des Hosenbandordens hin, gleichwie in den gemalten Fenstern sich im größten Farbenreichthum ähnliche Wappen drängen.

An einem schmalen Ende dieses Speisesaals ist ein prächtiger Thronsessel für die Königin von einem reichen Baldachin überdacht, und am gegenüberstehenden andern Ende hat man den Ausblick in eine große Waffenhalle, in der die seltensten Stücke, die überhaupt gefunden werden können, in großen Trophäen Wände und Boden bedecken. In der Mitte befindet sich auf einem Stücke Schiffsmast, der von einer Kanonenkugel durchlöchert ist, die riesige Büste Nelson's. Da uns die Zeit mangelt, die einzelnen Gegenstände, welche es verdient hätten, einer genauen Betrachtung zu unterziehen, so beeilen wir uns, den Sonnenschein zu benützen und noch einen Gang auf der berühmten Terrasse zu machen.

Die berühmte Terrasse auf der Seite der Zimmer der Königin ist einer der herrlichsten Spaziergänge, die man sich denken kann. Sie gewährt einen weiten Blick auf die reiche, wechselvolle Landschaft, und während an der schroffen Mauer, die sie bildet, prächtige Bäume emporwachsen, deren dichtbelaubte Kronen sich zu unseren Füßen im Lufthauche wiegen, sehen wir über sie hinweg in einen reizenden Blumengarten und pleasure ground, durch den sich der Fahrweg schlängelt, auf dem die Königin vom Schlosse aus ihren eigenen kleinen Bahnhof erreicht. Weiter hinaus sehen wir die Themse zwischen grünen Wiesen,

links haben wir das Städtchen Windsor, und vor uns zwischen Bäumen erheben sich die schönen gothischen Gebäude und die Kirche von Eaton College, der Stiftung von Heinrich VI., aus dem die größten Männer Englands, wie Fox, Canning und Andere hervorgegangen sind.

Die Terrasse von Windsor-Castle dient den Bewohnern der Stadt zu einer angenehmen Promenade, welche häufig durch die Musik der Garde belebt wird. Begreiflicherweise ist im jetzigen Augenblick Alles ruhig und still, da die Königin und der Hof abwesend ist. Seit ihrem unersetzlichen Verluste hat sie Windsor, wo sie früher so gern weilte, erst ein einziges Mal und nur auf sehr kurze Zeit besucht. Wie an allen königlichen Schlössern ist auch hier jetzt die linke Hälfte des Wappenschildes mit schwarzen Trauerfarben überzogen.

Leider erlaubte es unsere Zeit nicht, viel von dem ungeheuren Parke von Windsor-Castle zu sehen, doch konnten wir es nicht über uns gewinnen, nicht noch eine kleine halbe Stunde uns unter den prachtvollen Bäumen desselben zu ergehen.

Nach einer Fahrt von etwas über einer halben Stunde erreichten wir Oxford, und beim Betreten dieser merkwürdigen, malerisch schönen, originellen Stadt bedauerte ich es recht sehr, hier nicht ein paar Tage verweilen zu können. Vielleicht ist es gewagt, dieselbe, die außer der vorbeifließenden, hier noch ziemlich unbedeutenden Themse durchaus kein Wasser hat, mit Venedig zu vergleichen, und doch ist eine Aehnlichkeit vorhanden: fährst Du in der Lagunenstadt in einem der stillen Kanäle zwischen den dunkeln alterthümlichen Palästen, so fühlst Du Dich eben so vollkommen der jetzigen Zeit entrückt und in ein längst verflossenes Zeitalter zurückversetzt, als wenn Du durch die menschenleeren Gassen Oxfords wandelst, wo Du Dich nur umgeben siehst von alten, prächtigen, gothischen Gebäuden, die ein dreihundert- bis tausendjähriges Alter an der Stirn tragen; und Du kommst dort beim Umherirren an Stellen, wo Du ohne irgend eine moderne Unterbrechung so gar nichts als die herrlichen Denkmale jener alten Zeit um Dich siehst, daß Du beim Schalle anderer Fußtritte unwillkürlich stehen bleibst und nichts anders erwartest, als daß um die Ecke jenes dunkeln Gebäudes Dir irgend ein Wanderer in der Tracht des fünfzehnten Jahrhunderts mit

Federbarett, kurzem Mantel und langem Stoßdegen entgegentrete, Dich ebenso erstaunt betrachtend, wie Du ihn ansiehst.

Oxford, dieser alte Musensitz Englands, hat keine Universitätsgebäude nach unserem Begriffe, sondern für die verschiedenen Fakultäten verschiedene Colleges, die, jedes in einem andern Styl und zu einer andern Zeit erbaut, der Stadt diesen eigenthümlichen und malerischen Charakter verleihen. Die Gebäude dieser Colleges umschließen große Höfe und sind mit prachtvollen Thürmen geschmückt, und jedes hat eine mehr oder minder reich verzierte Kirche, eine Bibliothek und gewöhnlich auch eine Gemäldegallerie. Hast Du die zierlichen Steinmetzarbeiten von außen genug bewundert und Dich erfreut an der höchst malerischen Wirkung dieser Gebäude, die mit ihren Zacken und Spitzen, ihren reichen Zinnen, ihren Thürmen und Thürmchen, Alles von dunkler, braunröthlicher Farbe, so scharf von dem blauen Himmel abstechen, und Du betrittst nun einen der eben erwähnten Höfe, so wird das Gefühl tiefer Ruhe und Stille, welches Dich schon in den Gassen überschlich, hier noch gesteigert. Ein einfacher, großer, meist runder Rasenplatz blickt Dir freundlich entgegen; Alles, was Du hier von lebenden Wesen siehst, ist vielleicht eine Katze, die sich in einem Winkel sonnt; nirgends siehst Du ein menschliches Gesicht an den hohen, lichten Fenstern oder an einem der unsymmetrisch vertheilten Erker. So fanden wir es wenigstens bei unserem Umherwandern zwischen den alten Colleges von Oxford, und gerade dieses Alleinsein mit den uralten Gebäuden, diese Abgeschiedenheit von der übrigen Welt übte auf mich einen wohlthuenden, wahrhaft poetischen Eindruck. Freilich mag es nach beendigter Ferienzeit, wenn die studirende Jugend aus- und einströmt, hier wohl ganz anders ausschauen, doch soll das stillere akademische Leben, namentlich der Theologen Oxfords, auch dann nicht zu vergleichen sein mit dem lustigen, lebensfrohen Treiben einer deutschen Studentenschaft.

Oxford hat 16,000 Einwohner, welche ziemlich dicht zusammenwohnen, so daß die Stadt keinen großen Raum einnimmt, hat aber 13 Kirchen und 24 der oben erwähnten Colleges, welche alle zur Erziehung der Jugend bestimmt sind, und unter den schönsten dieser Lehranstalten sind wohl zu nennen das Allerseelen-College, das Christus-

College, die von Heinrich VIII. gestiftete große Bibliothek, sowie die im vorigen Jahrhundert gegründete große Redcliff-Bibliothek, von deren Dache man eine schöne Uebersicht auf die Stadt und ihre mit Tausenden von Spitzen und Fialen gen Himmel strebenden gothischen Paläste hat.

Um von Oxford Blenheim, den berühmten Landsitz des noch berühmteren Herzogs von Marlborough, zu besuchen, nahmen wir einen Wagen, allerdings nur einen Einspänner, der uns, mit dem Kutscher sechs Personen, die sechs englische Meilen weite Entfernung in nicht ganz fünf Viertelstunden führte. Hiefür war auch der Preis von zwölf Schillingen, die Rückfahrt natürlicher Weise eingerechnet, nicht zu viel. Die Gegend um Oxford ist freundlich, fruchtbar und baumreich, hauptsächlich viel wellenförmiger Wiesboden mit kleinen Bächen durchschnitten, und jedes Besitzthum durch lebende Hecken eingefriedet. Die Schönheit des Landes und ungemeine Zierlichkeit aller Orte, durch die unser heutiger Weg uns führte, überraschten uns anfänglich auf das Angenehmste. Diese eben so fruchtbaren als geordneten Landschaften, diese große Zahl behaglicher und lieblicher Landhäuser auf alle Punkte der Gegend vertheilt, hier zierliche Cottages, von Gewächsen umrankt und zwischen Bäumen halb versteckt, dort herrschaftliche Paläste und vor ihnen ausgedehnte Wiesenflächen von weiten Parks umgeben, auf der Landstraße das fortwährende Begegnen von eleganten Wagen, Reitern und gutgekleideten Fußgängern, findet man wohl auch nur hier in England. Es hat aber dieses schöne Ganze doch einen Fehler, der es auf die Länge ermüdend macht; es ist hier Alles zu kultivirt, zu fertig, deßhalb immer und überall dasselbe, und dieß mag auch wohl die große Reiselust der Engländer zum Theil erklären. Beim Anblick des ewigen Grüns der Rasen und Bäume, sehnt man sich nach einem Stücke röthlich brauner Haide; beim Anblick der glatten Wiesenthäler mit ihren sanftfließenden Bächen nach einer wilden Felsenschlucht mit lustig daherschießendem Bergwasser, und was wir Deutsche wohl vor allen Dingen in England vermissen, sind unsere heimatlichen, prächtigen Eichen- und Buchenwälder.

Nach einer kleinen Stunde erreichten wir schon den Anfang der ausgedehnten Besitzungen des Herzogs von Marlborough, eine Farm

mit hübschen, zierlichen Oekonomiegebäuden, zahlreichen Scheunen und ausgedehnten Stallungen. Hier begann auch der Park, und die Straße führt mitten durch denselben, ist aber auf beiden Seiten mit Einzäunungen versehen, welche die Anpflanzungen sichern und doch den vollen Blick hinein gestatten.

Endlich erreichen wir das große Gitter, von dem eine herrliche Buchenallee geradezu auf das ziemlich abseits liegende Schloß führt. Da dieser Eingang aber nur für die Familie des Herzogs bestimmt ist, so mußten wir einen Umweg durch das zu Blenheim gehörige Dorf machen, welches nur aus einer einzigen Straße besteht. Eine Stille und Oede, wie sie hier herrschte, habe ich noch nie in einem andern Wohnsitze menschlicher Wesen gesehen; keine Spur von irgend einem der Bewohner, die Fenster verschlossen und meistens verhängt, und nicht einmal ein Hund oder eine Katze trieb sich auf der Straße umher. Am Ende derselben lag das von Stein aufgeführte und gewölbte Thor, mit dem Wappen der Marlborough's geziert, durch das wir im Einspänner unsern Einzug hielten. Der Portier, der alsbald erschien, machte bei unserer Anfrage, Schloß und Park sehen zu dürfen, ein bedenkliches Gesicht und meinte, es wäre eigentlich bekannt genug, daß zu Zeiten, wo die Herrschaft auf dem Lande sei, der Eintritt weder in's Schloß noch zum Parke Jemand gestattet werden könnte, doch wolle er meine Karte überschicken und sogar erlauben, bis an's äußere Thor des noch ziemlich entfernt liegenden Schlosses zu fahren, damit wir dort die Antwort erfahren könnten. Ein reitender Bedienter, der zufällig hinter uns drein kam, übernahm die Besorgung meiner Visitenkarte. Es war nicht die einfache mit meinem Namen, von der Du, lieber Freund, zu sagen pflegst, daß gerade in ihrer Einfachheit der größte Hochmuth läge, sondern Monsieur le Directeur des bâtiments, parcs et jardins de Sa Majesté le Roi stellte seine ergebene Bitte an den hochgebietenden Herzog von Marlborough. Auffallender, aber sehr artiger Weise wurde dieselbe auch für Park und Schloß bewilligt, nachdem wir eine kurze Weile vor dem Eingang gewartet.

Dieser besteht aus einem triumphbogenartigen Thor, das oben einen Wasserbehälter hat und alle Gebäude mit Wasser versorgt, und führt in einen geräumigen Hof, wo Küche und Vorrathskammern aller

Art sich befinden, und von hier aus erst in den großen Schloßhof, der nach dem Parke zu die offene Aussicht gewährt, da er nur mit einem eisernen Gitter geschlossen ist. Ein dritter Hof bildet auf der andern Seite das Pendant zum ersten und enthält die Ställe.

Bekanntermaßen wurde das jetzige Schloß fast genau auf demselben Platze angelegt, wo der uralte königliche Park von Woodstock war, uns Allen erinnnerlich aus Walter Scott's Romanen, und wie man sagt, stammt auch noch ein großer Theil des jetzigen Eichenwaldes mit seinen kolossalen Stämmen aus der Zeit der unglücklichen Rosamunde her, wenigstens findet man hier noch wahre Ungeheuer von Eichen und Cedern an Form und Größe; viele hat der Epheu so umsponnen, daß er sie getödtet, ihnen aber auch wieder durch sich selbst ein neues und schöneres immergrünes Laub gegeben hat, das den verwitterten Stamm wie ein prachtvolles, natürliches Leichentuch so lange umhüllt, bis er in Staub zerfällt.

Der Erbauer von Blenheim ist Sir Vauburgh, ein Baumeister aus der Zeit Ludwig's XIV., der leider hier in dem schlechten französischen Geschmacke jener Zeit gebaut hat. Doch imponirt das Schloß schon von außen durch seine Größe, namentlich aber durch seine vielen hoch emporragenden Kuppeln, und kommt an Pracht einem königlichen gleich. Seinen Namen erhielt es von der Schlacht bei Blenheim, die der Herzog von Marlborough im Jahre 1704 gegen die verbündeten Bayern und Franzosen gewann, und man muß gestehen, daß nie eine Nation einem ihrer großen Männer eine würdigere Belohnung an Geld und Gut gab. Imposant ist die Halle, durch welche man nun von dem Schloßhof in das Innere des Schlosses tritt, denn sie hat eine Höhe von 150 Fuß. Hier empfing uns ein Diener in schwarzem Frack und weißer Halsbinde, ließ uns unsere Namen in ein großes Buch eintragen und machte dann den Erklärer, aber in außerordentlich schlechtem Englisch, wie mir unser lieber Reisegefährte, Herr Moore, sagte. Am Plafond ist ein bemerkenswerthes Freskogemälde, und die kolossale Thüre, zu der wir hereingetreten, ist genau kopirt nach dem berühmten Thore des Kremls in Moskau. An einer der Wände sah ich eine hübsche Einrichtung, wo man auf einem Zifferblatte mit der Windrose die jedesmalige Luftströmung sehen kann. Man findet dieß in den

meisten englischen Schlössern. Durch einen einfachen Mechanismus, bei dem der Zeiger dieses Zifferblatts mit einer großen Windfahne auf dem Dache zusammenhängt, wird diese Bewegung hervorgerufen.

Der Herzog von Marlborough war so freundlich, uns von der Erlaubniß, sein Schloß sehen zu dürfen, den vollsten Gebrauch machen zu lassen, und war, ob gerade zu diesem Zwecke, oder weil es sonst seine Zeit war, mit seiner Familie in den Park hinausgefahren. Wir durften durch die ganze Enfilade des untern Stockes gehen, durch Vorzimmer, Salons, durch das Boudoir der Herzogin, wo Manches verrieth, daß es eben erst verlassen worden war, sowie auch durch das Schreibzimmer des Herzogs, wo auf einem eleganten und sehr bequemen Lesefauteuil noch ein Buch aufgeschlagen war, in dem ein zierliches Papiermesser von Schildkröte anzeigte, wo der Leser so eben geendigt; auch kamen wir durch das kleine Speisezimmer, wo die Tafel zum Diner mit fünf Couverts bereits gedeckt war. Alle Zimmer dieses wahrhaft königlichen Schlosses sind nicht nur reich, sondern auch höchst komfortabel und behaglich eingerichtet; die bequemsten Möbel aller Art sind in großer Auswahl da, und darunter sah ich sehr nachahmungswerthe Gegenstände: so einen kleinen Lesetisch, unter dessen Platte kleine Behälter angebracht waren, um Bücher, die man gerade nicht mehr braucht, unterzubringen, ohne sie raumnehmend neben sich liegen zu lassen. Da ich Deine Leidenschaft, Bücher um Dich aufzuhäufen, kenne, so habe ich eine flüchtige Zeichnung davon gemacht. Bekanntermaßen bestehen die Hauptschätze Blenheims in seinen werthvollen Gemälden, und sind dieselben so in den Zimmern vertheilt, daß man überall einige mit Muße betrachten kann, ohne daß das Ganze den Charakter einer Bildergallerie hat, was ich höchst angenehm finde. Die kleinen Pièçen des untern Stockwerks sind reich an höchst interessanten Miniaturporträts aus dem 17. Jahrhundert, besonders aus der Zeit des First Duke of Marlborough; daneben sind Kuriositäten aller Art, Bronzen, Vasen, Elfenbeinschnitzereien, häufig als Erinnerung an diese oder jene interessante Person, ansprechend aufgestellt. Unter den Gemälden in den größeren Salons und im Speisezimmer sind viele schöne und ächte Rubens, auch sein eigenes, von ihm oft und hier sehr gut gemaltes Bild; ein Porträt des berühmten Herzogs von Buckingham von

van Dyk sprach mich besonders an. Es ist dieß ein schöner Mann mit feinen Zügen, ritterlich im Anstand und in sehr geschmackvoller Kleidung, ein vollkommener und angenehmer Roué jener interessanten Zeit. Eine Madonna von Carlo Dolce ist bekannt, weniger ein ganz vortreffliches und charakteristisches Bild der Katharina von Medicis; sie ist eine kalte Schönheit, und bildet so einen scharfen Kontrast gegen das neben ihr hängende Bild von Rubens' Frau mit ihren lebhaften Augen und ihrem blühenden vlamändischen Kolorit. Vortrefflich sind ein Paar Bettelbuben von Murillo, ebenfalls das bekannte Bild von Rubens: Loth und seine Töchter. Das Ende der Zimmerenfilade des untern Stocks bildet die Bibliothek, ein prachtvoller Saal mit 17,000 Bänden, in der auf einer Seite die sehr gut ausgeführte, marmorne Statue der Königin Anna steht; auch hängt hier ein Bild des großen Herzogs von Marlborough.

Auf einer schmalen Treppe stiegen wir jetzt in kleine gewölbte Gemächer hinab, deren Thüren auf die tiefer liegenden Blumengärten führen. Sie waren einfach aber nicht unbehaglich eingerichtet, und enthielten eine so reichhaltige Sammlung von Porzellan und irdenen Krügen, sowie Porzellanfiguren und hieher gehörige Artikel, wie ich nie etwas Aehnliches gesehen. Dieses kleine Appartement wurde vom verstorbenen Vater des jetzigen Herzogs bewohnt, der so verschuldet war, daß ihm von einer jährlichen Revenue von 70,000 Pfd. Sterling nur 5000 Pfund zeitweise blieben, da das Uebrige zur Bezahlung der Schulden verwandt wurde; doch soll sich das große Vermögen unter dem jetzigen Besitzer wieder ziemlich hergestellt haben.

Blenheims Park war die erste dieser berühmten englischen Gartenanlagen, die ich sah, von denen ich so viel gehört und mit großem Interesse gelesen. Er hat fünf deutsche Meilen im Umfang und enthält ein künstlich ausgegrabenes Wasserbecken, welches einen Flächenraum von 800 Morgen einnimmt. Der Ablauf des Sees bildet dem Schlosse gegenüber einen künstlichen Wasserfall, der von großen, weit hergeschafften Felsstücken der Natur so täuschend nachgeahmt ist, daß man kaum glaubt, er sei von Menschenhänden geschaffen. Wie ich schon früher sagte, ist dieser Park an riesenhaften Bäumen, namentlich Cedern und Eichen, reich. Von den ersteren sahen wir einen Stamm,

der 22 Fuß im Umfang haben soll, und doch noch klein erscheint gegen einen einzigen Strauch portugiesischen Lorbeers, der mit seiner dichten Laubmasse 200 Fuß im Umfang erreicht. Freilich ist es leicht, hier in England mit seinem nicht zu kalten, ziemlich gleichmäßig feuchten Klima einen so herrlichen Baumwuchs zu erzielen. Vieles, was wir bei uns in Kübeln halten müssen und im Winter in die Glashäuser bringen oder sonst sorgfältig vor der Kälte schützen, wächst, ja wuchert hier im freien Boden. Sieht man doch Taxusbäume von der Größe unserer Tannen, die schönsten Exemplare von Holly und imposanten, immergrünen Eichen, sowie ganze Waldpartieen von Rhododendren, Camellien, Daturen, von denen nur einige Pflanzen im strengsten Winter leicht bedeckt werden. Alle diese Sträucher und Bäume sind in größeren Partieen und kleineren Gruppen auf den unabsehbaren Rasenflächen mit großer Kunst und vielem Geschmack vertheilt, und machen allerdings im Anfang einen überraschenden Eindruck auf uns. Hat man aber erst einige dieser Parks besucht und ist stundenlang auf diesen endlos scheinenden Wiesen herumgegangen, so kann man sich in der Stille und Einsamkeit, die hier herrscht, eines Gefühls der Oede, ja der Melancholie nicht erwehren. Nehmen wir dazu die prächtigen aber stillen Schlösser, an deren Fenstern und Thoren man zu gewissen Jahreszeiten, wo sie unbewohnt sind, kein menschliches Wesen sieht, so glaubt man vor einem verwünschten Palaste zu stehen, dessen weite, weite Gärten nur von Hirschen, Rehen und anderem verzauberten Wilde bewohnt sind; denn die anständige, traurig ruhige Art, mit der diese Rudel hier äsen und sich bewegen, hat ihnen ganz ihren munteren und frischen Charakter genommen, wie wir ihn in unseren Wäldern an diesen Thieren zu sehen gewohnt sind. Die Stille und Einsamkeit eines englischen Parks wird noch dadurch vermehrt, daß man so wenig als möglich Wege durch den Rasen gezogen findet, denn die Unterhaltung derselben ist hier sehr kostbar, weßhalb man sich gewöhnlich mit einer einzigen Straße begnügt, die vom Schlosse aus den Park umkreist und wieder dorthin zurückführt. Aus diesem Grunde genirt man sich auch nicht, quer über den Rasen zu gehen, was bei uns als ein Verbrechen angesehen wird, und wandelt dabei so angenehm und weich wie auf dicken Teppichen. Das Gras ist bekanntermaßen ganz kurz gescho-

ren, was meistens mit sehr sinnreichen Mähmaschinen geschieht, hinter denen eine Walze angebracht ist, die, der spiralförmigen Sense folgend, die feinen Halme fest zusammendrückt. In den großen Parks wird von einer Anzahl Arbeiter den ganzen Tag über an verschiedenen Orten gemäht, wodurch man es möglich macht, daß man zu keiner Zeit langes Gras sieht und doch eine unangenehme Generalmähderei vermeidet, welche den Garten für einige Zeit unreinlich macht. Häufig findet man zwischen dem Grase eine eigenthümliche Art von Klee, dessen Blätter von der Größe einer starken Erbse sind, der sich dicht am Boden hält und keine Blumen treibt. Bemerkenswerth fand ich eine einfache und höchst praktische Art von Gartensitzen, indem man von einem vielleicht 1½ Fuß im Durchmesser haltenden Eichenstamm Scheiben von ein paar Zoll Dicke absägt und dieselben mit drei Stuhlfüßen versieht; drei aneinandergehängte Sitze dieser Art bilden eine Bank. Alte, abgestorbene Bäume fand ich vielleicht 2½ Fuß vom Boden abgesägt, den Stumpf oben ausgehöhlt, und so als ungeheure Blumentöpfe benutzt, die dann meistens eine einzige Sorte grellfarbiger Blumen enthalten, was auf dem grünen Rasen eine angenehme Wirkung hervorbringt. In einem kleinen Blumengarten, zunächst dem Schlosse, bemerkte ich auf dem Boden zwei Schlangenlinien von weißem Kies gebildet, die sich durchkreuzen, deren Ränder mit niedrigem Buchs besetzt sind, und in denen da, wo die Linien eine Rundung bilden, rothblühende Geranien abwechselnd mit blauen Lobelien dicht beisammenstehen.

Ehe wir Blenheim verließen, sahen wir noch die schwarzgerauchten Trümmer der im vorigen Jahre verbrannten Tiziangallerie, von deren schönen Bildern indeß einige gerettet worden sind, so unter Anderem ein Porträt Philipp's II., das man uns im Schlosse gezeigt hatte.

Unser wackerer Einspänner brachte uns in noch kürzerer Zeit nach Oxford zurück, als wir gebraucht, um nach Blenheim zu gelangen, und hatten wir, ehe die Eisenbahn nach Leamington abging, noch etwas Zeit übrig, um abermals durch die interessanten Straßen der alten Universitätsstadt zu wandern und dann auf einem Umwege den Bahnhof zu erreichen.

Auf diesem Spaziergange sahen wir einen prachtvollen Baumgang von Rüstern, die wie einige der alten Colleges dem Jahre 1520 ihren

Ursprung verdanken. Von dieser Königin der Alleen, in der auch nicht ein Baum fehlte, und die mitten durch eine Wiese am Wasser hinführt, sahen wir von der einen Seite eine reizende Landschaft, von der andern einen Theil der Stadt mit fünf bis sechs der schönsten gothischen Thürme in prachtvoller Abendbeleuchtung mit ihren dunkeln, zackigen Spitzen hoch in die Luft hinaufragen, ein malerischer Anblick, der mir in der Erinnerung bleiben und Oxford noch unvergeßlicher machen wird. Mit der Eisenbahn gelangten wir in $1^1/_2$ Stunden nach Leamington und nahmen dort, um im großen Style zu reden, unser Absteigequartier im Regents Hotel.

London, den 5. Oktober.

Lieber Freund!

Leamington ist ein kleiner Badeort und bestand vor fünfzig Jahren noch aus einem ganz kleinen Dorfe, bis ein paar spekulative Köpfe entdeckten, daß sich das sehr unbedeutende, etwas Schwefel und Salz haltende Wasser, gewürzt mit übertriebenen Zeitungsannoncen, zum Trinken und Baden für alle möglichen eingebildeten Krankheiten eignen werde. Dank den löschpapiernen Tyrannen kam es dann in die Mode, und bald schossen Kur-, Konzert-, Tanz- und Billardsäle, ersterer mit Kolonnaden und großen Gärten, palastartige Gasthöfe und eine Unzahl von kleinen, komfortabeln Privathäusern wie Pilze aus der Erde, so daß Leamington jetzt schon eine reiche, elegante und dabei höchst reinliche Stadt bildet. Das Regents Hotel, ein Gasthof ersten Ranges, war uns empfohlen worden, und verdiente auch diese Empfehlung in jeder Beziehung, nur habe ich daran auszusetzen, daß wir außerhalb der Season doch die vollen und unerhört theuren Seasonpreise bezahlen mußten. Dazu kam noch hier die schon früher erwähnte englische Einrichtung, daß Damen nicht den allgemeinen Diningroom besuchen durften, und deßhalb unser Diner in einem allerdings sehr eleganten Speisesaal des ersten Stocks mit einer Unmasse von Silbergeschirr und Kellnern in schwarzen Fräcken und weißen Halsbinden servirt wurde, welchen Komfort wir aber mit starken Zügen in der Rechnung notirt

fanden. Dieses Unangenehme, wohl das einzige, das uns Leamington bot, habe ich absichtlich vorausgeschickt, um später nicht genöthigt zu sein, die glänzenden Sonnenblicke des in jeder Beziehung reizenden Tages, den wir in der Umgebung des Badeortes verlebten, durch einen Schatten trüben zu müssen. Sahen wir doch Warwick-Castle und Kenilworth, und wenn ich auch das erste, die Perle aller Landsitze Englands, mit den größten Erwartungen betrat, so muß ich doch gestehen, daß diese im höchsten Grade übertroffen wurden. Alles, was ich früher gesehen, war eine reiche Natur, aus der man gemacht hatte, was Kunst und Geld hervorzubringen im Stande ist; in Warwick-Castle aber betrittst Du ein zur Wirklichkeit gewordenes reizendes Märchen, ein in Stein aufgeführtes Heldengedicht, eingehüllt in die großartig stille Waldesnacht uralter Bäume, umspült von den silbernen Wellen eines Flusses, des Avon, an dessen Ufer Englands größter Dichter geboren wurde, — kurz einen Ort, der, in das lieblichste Gewand der Poesie gehüllt, und von aller Majestät der Geschichte umgeben, Dein Herz mit freudigem Erstaunen erfüllt.

Um alles das Schöne zu sehen, hatten wir glücklicherweise einen unvergleichlich schönen Herbsttag; die Gegend mit ihren frischen Wiesen, mit ihren Feldern und Bäumen lachte förmlich unter dem Kusse der Sonne, und so rollte unser Wagen, mit zwei schnellen, vortrefflichen Pferden bespannt, auf der breiten, platten Landstraße gegen Warwick.

Ehe wir es erreichen, will ich Dir in's Gedächtniß zurückrufen, daß das Schloß der Grafen von Warwick im neunten Jahrhundert erbaut wurde und daß es seit der Regierung Elisabeth's im Besitze der gleichen Familie geblieben ist, einer reichen und kunstsinnigen Familie, woraus Du entnehmen kannst, welche Kunstschätze hier im Laufe der Jahrhunderte zusammengebracht und aufgestellt wurden. Der erste Besitzer des Schlosses war jener halbfabelhafte Guy, dessen Rüstung und Waffen indessen, wie Du später hören wirst, man noch zeigt, sowie auch sein Andenken durch einen der Thürme, Guy's Tower, bewahrt wird. Ein bekannterer Name seines Geschlechts ist jener mächtige und übermüthige Vasall Englands, Beauchamp the Kingmaker, Graf von Warwick, ein etwas wilder Herr, der sich rühmte, drei englische Könige entthront und ebenfalls so viele auf den leeren Thron gesetzt zu haben.

Nachdem wir eine gute halbe Stunde gefahren sind, hält unser Kutscher an und zeigt auf eine dunkle imposante Steinmasse, die über Eichen, Linden, Kastanien und Cedern vom Libanon emporragt, und über der sich zwei kolossale Thürme in verschiedener Form erheben, ein prächtiger Anblick, der sich, während wir nun abwärts fahren, immer malerischer und grandioser entwickelt. Jetzt sehen wir durch die Gebüsche vor uns die spiegelnden Fluten des Avon und von diesen senkrecht zweihundert Fuß hoch aufsteigend die Mauern von Warwick-Castle, mit dem Felsen, auf dem es steht, wie verwachsen erscheinend. Während wir jetzt über eine neue Brücke fahren, sehen wir gerade da, wo die Schloßgebäude beginnen, die zertrümmerten Pfeiler einer alten Brücke mitten im Flusse stehen, umsponnen von Epheu und überwuchert von Bäumen, trotzend einem schäumenden Wasserfall, den der Avon hier bildet, und der die Räder der Schloßmühle treibt, die, an den Felsen angebaut, hier neben den hohen Mauern nur wie ein unbedeutender Pfeilervorsprung erscheint.

In einem weiten Bogen um das Schloß herumfahrend, verlieren wir es jetzt wieder aus dem Gesichte, und bald rollt unser Wagen auf weichem Boden und hält vor einem mächtigen eisernen Thore in einer hohen krenelirten Mauer, aus großen Quadern erbaut, die mit Moor- und Schlingpflanzen malerisch überwachsen ist. Ein Diener, der uns öffnet, ersucht uns, in einer kleinen Halle auf der Rechten zu warten, bis der Earl of Warwick, der sich gerade hier befinde, Erlaubniß gegeben habe, das Schloß zu besehen. In kurzer Zeit wird diese freundlich bewilligt, und wir dürfen weiter gehen. Statt aber von der Umfassungsmauer, wie wir uns gedacht, in den Schloßhof einzutreten, kommen wir in einen tiefen, durch den Felsen gesprengten Hohlweg, der uns in einer Schlangenlinie aufwärts führt und von einer unbeschreiblich malerischen Wirkung ist. Wir gehen auf glattem Felsengrunde unter einem Gewölbe alter Eichen und Buchen, durch deren Wipfel über uns das Blau des Himmels durchschimmert, während Epheu, wilder Wein und andere Schlingpflanzen wie Festons von den steilen Wänden des Hohlwegs herabhängen. Bei der letzten Biegung desselben bleiben wir überrascht stehen, denn vor uns im Sonnenlichte sehen wir mit einem Male das gewaltige Schloß vor uns liegen, und von dessen

zweitem Gitterthore trennt uns ein sanfter Rasenabhang, während sonst von allen Seiten die Laubmassen uralter Bäume es wie schirmend umgeben. Doch verschwinden hier fast die kolossalen Waldriesen gegen die ungeheuren Thürme, von denen ich schon oben sprach, an deren Fuße wir jetzt stehen, und zwischen denen ein zweites eisernes Gitterthor in den Schloßhof führt. Dieser Anblick ist allein schon eine Reise werth; denke Dir einen Thorbogen von der Sohle bis zum Schlußstein über dreißig Fuß hoch, der aber neben seinen beiden fast ungeschlachten Nachbarn zu einem kleinen unbedeutenden Pförtchen herabsinkt. Von diesen Nachbarn ist der eine der Thurm Guy's, das älteste Gebäude des Schlosses, ganz frei von Gebüsch, in drohender Majestät, dunkel wie aus Erz gegossen, während der andere, Beauchamp's Thurm, mit seinen gewaltigen krenelirten Zinnen, freundlich verziert erscheint durch eine wohl Jahrhunderte zählende Kiefer, durch eine prachtvolle Kastanie, durch breitblättrigen Epheu und wilden Wein, der den Thurm liebend umschlingt und über die anstoßende Mauer in zierlichen Guirlanden herabhängt.

Eine neue Steigerung des Schönen, was wir bereits geschaut, erwartet uns, wenn wir nun endlich den Schloßhof betreten und uns hier rings von Gebäuden umgeben sehen, die würdig des äußern Anblicks des Schlosses durch die Farbe ihrer Steine ihr hohes Alter bezeugen und doch dabei so gut erhalten sind, als haben die Steinmetzen erst gestern diesen ungeheuren Bau beendigt. Und mit welch' wohlthuender malerischer Willkürlichkeit die Linien derselben hier mit krenelirten Thürmchen, dort mit Zinnen und Zacken hoch in die blaue Luft emporsteigen, während sie sich drüben hinabsenken, und obgleich überall verschieden an Form, dennoch ein erhaben zusammenhängendes Ganzes bilden. Zu unsern Füßen haben wir einen weiten, einfachen Rasenteppich, um den ein sanftgeschlungener Kiesweg nach allen Ein- und Ausgängen dieses Riesenbaues führt; zur Linken ist der bewohnte Theil desselben, sowie die Kapelle, Alles mit luftigen Fenstern versehen, hoch und breit, würdig des Ganzen, während zur Rechten die Oekonomie- und Dienstgebäude nur große Mauermassen bilden, deren Einförmigkeit durch riesige Lärchenbäume und hoch emporgewachsene Gebüsche aller Art malerisch unterbrochen werden. Gerade vor uns, gegenüber dem

Eingange, erheben sich hinter den Gebäuden des bewohnten Schlosses auf einem steilen Berge malerisch die Ruinen eines alten Kastells, das aber durch gezackte Mauern, die vom Schlosse aus zu diesem hinanklimmen, mit diesem zusammenhängt, und sind diese Ruinen wieder hoch überragt von prächtigen Bäumen, deren Zweige, Aeste und Blätter hoch in die Luft emporsteigend sich gegen den tiefblauen Himmel in wunderbarer Klarheit abzeichnen. In der erhabenen Schönheit dieses Schloßhofes nahm sich nur Etwas kleinlich aus: eine kleine Gitterumzäunung nämlich in einer Ecke mit kleinen Aeffchen, doch als Spielzeug der Kinder des Earl of Warwick gerechtfertigt.

Wenige Stufen führen uns nun vom Hofe in die Wohnzimmer durch einen Durchgang zuerst in die große Schloßhalle, bei deren Anblick ich vor Entzücken hätte laut aufjauchzen mögen. Denke Dir einen majestätischen Raum, eine dieser gigantischen Baronialhalls, wie wir sie in Walter Scott so ausführlich beschrieben finden, die Wände mit geschnitztem Eichen- und Cedernholz getäfelt, mit allen Arten und den kostbarsten Exemplaren ritterlicher Waffen angefüllt, geräumig genug, um bei großen Festen alle Vasallen des mächtigen Hauses zu einem gemeinschaftlichen Bankett hier zu versammeln, dazu ein Marmorkamin, der sich wie ein Seitenkabinet ausnimmt, in dem Du mit dem Hute auf dem Kopfe ganz bequem neben dem Feuer stehen kannst, mit eigenthümlich gestaltetem Roste in Form eines Korbes, von trotzig aussehenden Feuerhunden getragen; der marmorne Fußboden von einfacher Zeichnung ist noch hie und da mit indischen Strohmatten bedeckt, deren verschossene Farben so prächtig zusammenpassen mit den Waffen und Rüstungen an der Wand, mit den geschlossenen Visiren alter Helme, von denen vergilbte Federn herabnicken, mit den uralten Standarten und Fahnen, die hoch an dem Gesimse aufgehängt sind. Aber die alte Zeit, die Dich hier dergestalt umgibt, tritt Dir in der freundlichsten und reinlichsten Gestalt entgegen, nirgendwo ein Stäubchen, noch die geringste Unordnung; kein verdeckender Ueberzug über den Sitzen der alten ledernen Sessel, nirgends an den Waffen Etwas zerbrochen oder ein Rostfleck. Hier fand ich auch unter der reichhaltigen Sammlung der Schießgewehre der verschiedenen Jahrhunderte abermals eine Revolverbüchse, wie die, welche ich im Hotel Cluny zu Paris gesehen.

Dabei hatte Alles einen so wohnlichen, behaglichen Charakter, man konnte es fühlen, daß der Besitzer dieses Schlosses vielleicht so eben erst die Halle verlassen; in einem Sonnenstreifen am Boden wärmte sich ein prächtiger Hühnerhund, auf einem Stuhle neben der Thüre lagen Pulverhörner und Jagdtasche neuester Konstruktion, und daneben lehnten ein Paar Lefaucheuxflinten freundlich vermittelnd zwischen den schweren Armbrüsten an den Wänden, zwischen den Jagdspeeren und Saufedern.

Treten wir nun an eines der Fenster dieser Halle, deren acht bis vierzehn Fuß dicke Mauern hier förmliche Kabinete bilden, so blicken wir fünfzig Fuß tief hinab auf die schäumenden Fluten des Avon, auf den wildromantischen, hier fast düstern Park mit seinen riesigen Bäumen, und fühlen uns wunderbar angeregt, wenn wir in der Ferne, wo der Fluß in leichten Windungen sanfter strömt, einen starken Hirsch mit mächtigem Geweih am Wasser stehen sehen.

Ich hätte in dieser wunderbaren Halle Stunden zubringen mögen, doch wäre ein längeres Bleiben unbescheiden gewesen, und so mußten wir dem Diener, der uns herumführen sollte und der uns durch ein leichtes Husten mit vorgehaltener Hand seine Anwesenheit bemerkbar machte, in die anstoßenden Gemächer folgen, wo sich aber auch wieder so viele kostbare und gediegene Kunst- und andere Schätze befinden, daß man die prachtvolle Baronialhall, sowie beim Betreten eines neuen Gemachs das, in dem man so eben noch war, beinahe ganz vergißt. Denke Dir eine Reihe von Gemächern, die sich in einer ununterbrochenen Reihe von 340 Fuß ausdehnen, und alle diese Zimmer nicht nur mit alten kostbaren Möbeln versehen, sondern auch wohnlich und behaglich eingerichtet. Alle diese Schränke, Etageren, Tische, Stühle, hier in reicher Vergoldung, dort aus geschnitztem, tiefbraunem Nuß- und Eichenholz, dann wieder in Vieuxboule nicht nur wie zur Schau an den Wänden herumgestellt, sondern in einem angenehmen, behaglichen Durcheinander, so daß man auch hier in jedem der Zimmer glauben könnte, die Besitzer hätten es eben erst verlassen und in diesem Augenblick eines der kostbaren Alterthümer aus der Hand gelegt, von denen die wenigsten in Schränke ängstlich eingeschlossen sind, sondern überall offen herumstehen und liegen, daß man sie mit der größten Bequemlichkeit

von allen Seiten betrachten kann, ja in die Hand nehmen könnte, wenn es uns die Bescheidenheit nicht verböte. Und in welcher Masse sieht man hier interessante Gegenstände, historisch merkwürdige Kunstschätze und Gemälde, worunter sich nicht ein einziges mittelmäßiges befindet, und welche für den Herrn des Schlosses noch das besonders Anziehende haben, daß sich viele Porträts seiner Ahnen darunter befinden, von der Hand Tizian's, van Dyk's und Rubens' gemalt. Ueberhaupt sieht man von diesen drei Meistern, sowie von Holbein, prachtvolle Bilder, meistens Porträts, deren Aechtheit wohl durch die Hand des Meisters gewährleistet ist, und deßhalb für uns von doppeltem Interesse. Da ist der Herzog von Alba und Macchiavelli von Tizian, Cromwell und der Prinz Rupert von van Dyk; da ist Heinrich VIII. mit Anna Boleyn, ferner die Königin Elisabeth von Holbein, Ignaz von Loyola von Rubens, Maria Stuart und die Königin Anna, und von manchen der Ebengenannten findet man in den gleichen Zimmern, wo ihre Porträts hängen, Erinnerungen in Dingen, die ihnen angehörten, so z. B. ein prachtvolles Staatsbett der Königin Anna mit reich gesticktem Ueberwurfe aus Sammet und Seide, eine Halskette der Königin Elisabeth, Dolch und Schwert des Prinzen Rupert, sowie Cromwell's Helm.

Obgleich es ziemlich lange dauert, ehe wir die ganze Enfilade durchwandert, so floh doch die Zeit wie ein paar Minuten. Im letzten Zimmer machte uns der Diener, der uns führte, noch auf die genaue und solide Bauart des Schlosses aufmerksam, indem er uns durch die Schlüssellöcher der 340 Fuß langen Gemächerreihe blicken ließ, wo wir dann am andern Ende der Baronialhall eine Büste erblickten; so genau waren die Beschläge der Thüren aufeinander gerichtet, und so wenig hatte sich an denselben im Laufe von Jahrhunderten verändert; das sogenannte Setzen der Häuser, mit dem jetzt manche unserer Baumeister etwaige Fehler in der Fundamentation zu bemänteln suchen, scheint damals noch nicht Sitte gewesen zu sein. Parallel mit den eben geschilderten Gemächern läuft nach der Hofseite zu eine ebenso lange Reihe kleinerer und größerer Kabinete als jene, durch die uns unser Weg bis zu dem gewaltigen Speisesaal, neben der Baronialhall gelegen, zurückführte. Auch hier waren überall in den Zimmern, in den Gallerieen, Korridoren, ja sogar in den Durchgängen Waffen aller Art,

und Kunstschätze in Majolika und Email, sowie kostbare etruskische Vasen, Marmorbüsten und Bilder aufgestellt und an den Wänden angebracht. Hier fand ich unter den Bildern ein Meisterwerk van Dyk's: Karl I. zu Pferde, eben so groß als Kunstwerk, wie glücklich aufgestellt; es befand sich nämlich am Ende eines ziemlich langen Ganges, dort die ganze Wand einnehmend und von einem daneben liegenden Fenster so hell und vortheilhaft beleuchtet, daß man unwillkürlich bei Seite treten zu müssen glaubte, um den anreitenden König vorüber zu lassen.

In einem Pavillon des Parks sahen wir die berühmte kolossale Warwickvase, ein Meisterwerk schöner Bildhauerarbeit, deren Zeichnung Dir bekannt ist. Sie kann einige hundert Gallonen Flüssigkeit enthalten und besteht aus drei Theilen, von denen es noch nicht genau erwiesen ist, ob der untere, obgleich er vortrefflich zu dem Ganzen paßt, aber an einem anderen Orte aufgefunden wurde, auch ihr wirklicher Fuß ist. Hätte ich Dich nur mitnehmen können in den eben so reizenden als prachtvollen Park, welcher das gewaltige Schloß umgibt; — da hört alle Beschreibung auf. Sie müßte Dir in ihrer Wiederholung nur langweilig erscheinen, da die ruhige Größe dieser Gärten hauptsächlich in der Höhe und Schönheit der Bäume, besonders der kolossalen Cedern, in der Ueppigkeit der Vegetation und in dem sammetartigen Rasen besteht, hauptsächlich aber darin, daß man von allen Stellen dieses Parks aus die malerischen Zinnen und Thürme des Schlosses hier elegant von Grün eingerahmt, dort hoch über die Bäume erhaben vor sich sieht, und daß man von den oberen, helleren Lichtungen langsam herabsteigend an den wildschäumenden Avon gelangt, von dessen Ufern auf steilem Felsen die gewaltigen Mauern des Schlosses sich erheben, in finsterer Majestät, umsponnen von Epheu, umrauscht von hundertjährigen Eichen und Cedern.

Man kann sich kaum von diesem Zauberorte trennen, und wir bedauern es, als wir nun von hier unten durch in die Felsen gehauene Treppen und Gallerieen den Schloßhof und das Eingangsthor, jetzt für uns das Ausgangsthor, erreichen. Hier wurden wir noch von der Kastellanin in Beschlag genommen, welche uns die in einer Halle aufbewahrten Waffen des ersten Grafen von Warwick, des Sachsen Guy, zeigte: Harnisch und Helm, Schwert und Lanze, deren Dimensionen

auf einen Riesen ersten Ranges schließen lassen. Daneben sahen wir übrigens Stierhörner und Eberzähne von ungeheurer Größe, Alles Guy's Jagdbeute, so daß wirklich eine herkulische Kraft dazu gehört haben mußte, um diese Bestien zu erlegen. Auch sein Fleischkessel und seine Schürgabel befindet sich hier und ist so groß, daß der Rand einem erwachsenen Mann, der hineinsteigt, bis an die Brust reicht. Die Kastellanin erzählte uns, daß dieser Kessel noch jetzt zuweilen gebraucht würde, und zwar als Punschbowle bei der jedesmaligen Geburt eines männlichen Sprößlings des Hauses Warwick, für die Dienstleute und Vasallen desselben. Die alte Dame versicherte uns ferner, in diesem bronzenen Gefäße sei außerordentlich viel Silber eingeschmolzen, weßhalb es einen hellen Glockenklang von sich gebe, und um uns dieses zu beweisen, kratzte sie gewaltig mit der Schürgabel auf dem Rand, was allerdings einen hellen und schrillen Ton gab.

Die schöne, breite Straße die uns nach Warwick geführt, brachte uns jetzt nach dem kleinen Städtchen gleichen Namens, wo die uralte Kathedrale bemerkbar ist, sowie die kleine noch ältere Kapelle mit dem Grabmonumente Beauchamp's the Kingmaker, das er sich selbst dort bei Lebzeiten setzen ließ. Auch befindet sich hier ein Steinbild des mächtigen Leicester, mir deßhalb doppelt interessant, da wir nach den Ruinen von Kenilworth fahren wollten. Vorher aber zeigte uns unser Kutscher eine am Avon still und einsam gelegene Mühle, welche schon zur Zeit des Einfalls der Normannen bestanden haben soll, und von wo aus man eine weite Aussicht auf üppige Wiesen hat, durch die sich der Fluß schlängelt, und an deren Ende zwischen schönen Bäumen versteckt eine hübsche Villa in dem hier so beliebten gothisch ländlichen Style liegt, mit Spitzen verziert und mit Schiefer gedeckt. So hübsch, ja reizend sich dieser neugothische Styl (castellated-style) in Zeichnungen und hie und da auch in der Ausführung macht, so kam er mir, noch erfüllt von der alten, soliden Pracht Warwick-Castle's, hier überladen, gesucht, fast kindisch vor, wogegen die kleine, von mächtigen Quadern aufgeführte Mühle mit den deutlichen Spuren ihres hohen Alters, zwischen Bäumen versteckt, sich spiegelnd in den klaren Fluten, mir wahr und treu erzählen zu wollen schien von jener gewaltigen Zeit, die hier so reiche Spuren hinterlassen, deren eisengepanzerte Zeit-

genossen diese schaumspritzenden Räder sich drehen sahen, welche die Brücke, auf der wir stehen, erbaut, deren Hände hier ein Werk des Friedens hinterließen, während sie einige tausend Schritte von da entfernt ein Denkmal blutiger Rache errichteten; denn auf der andern Seite der Straße sehen wir auf einem bebuschten Hügel ein hohes Kreuz, welches die Stelle anzeigt, wo Eduard's III. berüchtigter Liebling Gaveston von Warwick und Arundel gefangen genommen und ohne Erbarmen hingerichtet wurde.

Es ist eigenthümlich, wie von der Stadt Warwick aus die Landschaft immer einsamer und dürftiger wird, je mehr wir uns Kenilworth nähern: es ist gerade, als habe die gewaltige blutige Geschichte dieses Schlosses rings einen Kreis um sich gezogen und scheue sich vor der Annäherung üppiger Wiesen und grünender Fluren, um allein brüten zu können in trostloser Einsamkeit. Die Gegend hat hier ein ärmeres, verlasseneres, ja melancholischeres Aussehen, als irgend ein Theil des Landes, den wir bisher durchfuhren. Ueber kahle Hügel von rothbraunem Grunde mit kümmerlichen Bäumen bedeckt führt jetzt unser Weg, und lange vorher sehen wir die gewaltigen Ruinen des ehemaligen Lustschlosses der Maiden Queen, ehe unser Wagen an einer kleinen Pforte hält. Wir treten ein und sehen zu unserer Linken ein kleines, viereckiges, sehr festes Gebäude, den ältesten Theil des Schlosses, gegen 1120 errichtet und noch ziemlich wohl erhalten, wogegen spätere Bauten, namentlich die des Grafen Leicester, schon längst in Trümmer gefallen sind. Der Sinn für Garten-Anlagen, den man in England so ausgebildet findet, hat auch um dieß alte Gebäude freundliche Rasenplätze geschlungen, glatte Kieswege angelegt, und damit diesem Theile des Schlosses ein freundliches Ansehen gegeben. Gerade vor uns neben demselben hören aber alle Wege auf, und wir sehen eine hügelige, ansteigende Wiese, den ehemaligen Schloßhof von Kenilworth, den die so ungemein malerischen Ruinen, ein trauriges Bild ehemaliger Pracht und Herrlichkeit, auf drei Seiten umgeben, während die vierte von einem freistehenden, in der Tiefe gelegenen Theile der Schloßgebäude, den Schlingpflanzen aller Art und Epheu umschlungen haben, und der später zu Oekonomie-Gebäuden umgewandelt wurde, eingerahmt ist.

Schauen wir um uns, wenn wir die Mitte des ehemaligen Schloßhofes erreicht haben. Was ist geblieben von dieser königlichen Burg, die an Pracht und Reichthum selbst in jenen prunkliebenden Zeiten von keiner andern erreicht wurde, aus dieser Masse prächtiger mit Zinnen versehener Gebäude aus verschiedenen Zeitaltern, von denen jedes den stolzen Namen und Wappenschild ihres, meist berühmten Erbauers trug, und die umgeben waren mit Außenwällen, Ställen, Blumengärten, Oekonomiegebäuden, die einen Raum von sieben Morgen Landes einnahmen, während Alles von einem weiten See umschlossen wurde, den wieder ein Park von dreißig englischen Meilen im Umfang umgab, der mit Rothwild, Hirschen und Rehen und jeder andern Gattung von Wildpret versehen war und bepflanzt mit stattlichen Bäumen, über denen man die ausgebreiteten Fronten und starken Thürme des Schlosses majestätisch und prachtvoll emporsteigen sah. Der Park mit seinen Bäumen ist verschwunden und in dürftige Felder umgewandelt, auf denen einzelne Hütten zerstreut liegen; der See wurde unter Cromwell ausgetrocknet, indem man hoffte, versenkte Schätze darin aufzufinden, und bildet jetzt nur noch an einer Seite der verfallenen Außenwälle einen kleinen, schilfbewachsenen Sumpf. Und das Schloß selbst, wo Könige und Prinzen bankettirten, wo Helden fochten, bald im blutigen Ernst bei Sturm und Belagerung, bald bei ritterlichen Spielen, dort von schönen Augen beweint, hier von liebender Hand mit dem Turnierpreise gekrönt, — besteht jetzt nur noch aus Trümmermassen, die auch in ihren Ueberresten noch die ehemalige Pracht zeigen und dem sinnenden Beobachter die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge und das Glück derer, welche ein bescheidenes Loos in tugendhafter Genügsamkeit genießen, fühlbar machen.

Du hast mir so oft vorgeworfen, daß ich zu wenig reflektire, und wirst deßhalb über die vorstehenden Zeilen, wo ich mich einiger Betrachtungen befleißige, erstaunt sein, doch will ich ehrlich sein und Dir gestehen, daß ich dieselben einem vortrefflichen Buche entnahm, welches ich bei mir führte, und welches heute noch, während ich Schilderungen über die Orte lese, wo ich gewesen, lebendiger zu mir spricht als meine Erinnerungen, — die Briefe des Fürsten Pückler nämlich, deren wahre, geistreiche Schilderungen unübertroffen dastehen.

Umgeben von zerbröckeltem Mauerwerk, das Epheu malerisch umkleidet, steht noch der älteste Thurm des Schlosses, groß, massiv, kerkerartig, der die ehemalige Zitadelle desselben bildet, und verlegt man dessen Erbauung in die Zeiten Kenelph's, eines angelsächsischen Königs, von dem das Schloß seinen Namen führt. Dieser Thurm könnte uns schauerliche Geschichten erzählen. Hier hausten die Clinton's, hier vertheidigte sich der gefürchtete Simon von Montfort lange gegen Heinrich III., hier führte Mortimer, Graf von March, ein wildes, üppiges Leben, während sein entthronter Monarch Eduard II. in den Kerkern des Schlosses schmachtete. Von Maiden Queen ist noch ein Söller erhalten, Elisabeth's Bower genannt, und die Sage geht bei den Landleuten, daß oft bei mondhellen Nächten eine weiße Gestalt dort gesehen worden sei, stumm und still in die Tiefe hinabschauend. Die Rudera der Bankethalle mit dem Riesenkamin, der weitläufigen Küche und den Weinkellern darunter, sind noch deutlich zu erkennen, ja manches einsame Zimmerchen mag noch in den Thürmen wohl erhalten sein, wohin schon längst kein Zugang mehr führt. Die Phantasie ergötzt sich, aus dem noch Bestehenden die Vergangenheit zu errathen, und oft träumte ich bei dem Umherklettern zwischen den Trümmern, jetzt die Stelle aufgefunden zu haben, wo der schändliche Vernon die treueste und unglückseligste der Gattinnen in ewige Nacht verrätherisch hinabstieß. Doch gleich vergessen sind jetzt Verbrechen wie Großthaten, die innerhalb dieser Mauern geschahen; über sie hat längst die Zeit ihren Alles bedeckenden Schleier gelegt, und dahin sind die ewig sich wiederholenden Leiden und Freuden, die veränderte Pracht und das vergängliche Streben.

Der helle Sonnenschein warf seinen flimmernden Glanz rings über die kahle Gegend, ließ die Wasserlachen des jetzt zu einem Sumpfe eingetrockneten weiten Sees freundlich aufleuchten, vergoldete die dunkeln Mauertrümmer und streute hellen Glanz auf die dunkeln Blätter des Epheus, sowie der Bäume, die lustig zwischen den Steinritzen emporwuchsen, während ein tiefblauer, wolkenloser Himmel sich freundlich über uns ausspannte. Auch waren wir nicht allein in den Ruinen von Kenilworth; außer unserer Gesellschaft waren noch andere zahlreiche Besucher da, und die bunten Kleider der Damen schmückten

in angenehmem Kontraste so lebhaft die grauen Mauern. Ihr Plaudern und Lachen tönte so wohlthuend durch die öden Gänge und Hallen, daß man sich mit einiger Phantasie und mit dem trefflichen Buche Walter Scott's in der Hand den Palast hier in ehemaliger Pracht und Herrlichkeit wieder aufbauen konnte und ihn glänzend bevölkern mit den Gestalten jener gewaltigen Zeit.

War es doch ein eben so schöner Sommertag wie der heutige, als am 9. Juli 1575 nach Sonnenuntergang Alles hier in gespannter Erwartung der Ankunft der Königin Elisabeth entgegensah. Das Volk war schon seit mehreren Stunden versammelt, und seine Menge nahm immer mehr zu. Eine freigebige Austheilung von Erfrischungen, gebratenem Ochsenfleisch, und volle angezapfte Fässer Bier an verschiedenen Orten des Weges aufgestellt und ausgetheilt, erhielten die Volksmenge in einer Stimmung der Zuneigung und Ergebenheit gegen die Königin und ihren Günstling, welche vielleicht etwas lau geworden sein würde, wäre Fasten mit dem Warten verbunden gewesen. Sie vertrieben sich nun die Zeit nach der gewöhnlichen Volksweise mit Jubeln, Schreien und gegenseitigen Neckereien, die zusammen einen bei solchen Gelegenheiten gewöhnlichen Chor von Mißtönen bildeten. Diese frohe Stimmung herrschte bei der ganzen auf den Wegen und Feldern versammelten Volksmenge und insbesondere jenseits des zu dem Jagdrevier führenden Thors, wo der größte Theil des Pöbels seinen Standpunkt genommen hatte, als plötzlich eine einzelne Rakete in die Luft stieg, und in demselben Augenblick das Geläute der großen Schloßglocke weit über die Gegend ertönte.

Unmittelbar nachher trat eine Todtenstille ein, welcher ein dumpfes Gemurmel der Erwartung von vielen tausend vereinigten Stimmen folgte, deren keine sich lauter vernehmen ließ als ein Athemzug; oder um mich eines ungewöhnlichen Ausdrucks zu bedienen, es war das Geflüster einer unermeßlichen Menschenmenge.

Die in dichten Reihen an dem Wege, den die Königin kommen mußte, aufgestellten Garden fingen den Freudenruf auf, der wie ein Lauffeuer bis zu dem Schlosse hinlief, Allen verkündend, daß die Königin Elisabeth in das königliche Jagdrevier von Kenilworth eingezogen sei. Alle Musikchöre des Schlosses stimmten auf einmal an, und eine

Kanonensalve, von Kleingewehrfeuer begleitet, donnerte von den Zinnen; allein der Lärm der Trompeten und Pauken, ja selbst der Kanonen, ward unter dem Geschrei und wiederholten Jubelruf der Menge nur schwach vernommen.

Als das Getöse etwas nachzulassen begann, war ein heller Lichtglanz von der Pforte des Parks her sichtbar, der, sich nähernd, immer heller und glänzender wurde und seine Richtung durch den schönen Baumgang nahm, der zum Gallerietthurme führte und von Lord Leicester besetzt war. „Die Königin! Die Königin! Stille, und ruhig gestanden!" so lief es die Reihen entlang. Und näher kam der Zug von zweihundert Wachsfackeln, in den Händen von eben so vielen Reitern, die ein Licht gleich der schönsten Tageshelle über die ganze Prozession und insbesondere über die Hauptgruppe verbreiteten, von welcher die Königin, auf das Prachtvollste gekleidet und mit Juwelen bedeckt, der Mittelpunkt war. Sie ritt ein milchweißes Roß, das sie mit einer ihr eigenthümlichen Weise und Würde lenkte, und an ihrer stattlichen und edlen Haltung erkannte man ihre Abkunft von hundert Königen.

Die Hofdamen, welche der Königin zur Seite ritten, hatten Sorge getragen, nicht glänzender als ihr Rang und die Gelegenheit es erforderten zu erscheinen, damit es nicht den Anschein haben möchte, als ob untergeordnete Gestirne dem königlichen Planetenkreise sich nähern wollten. Aber ihre natürlichen Reize und die Pracht, womit sie sich, der klugen Beschränkung ungeachtet, umgeben mußten, bezeichneten sie als die Blüte eines Hofes, so berühmt wegen seines Glanzes und seiner Schönheiten. Die Hofkavaliere, nicht durch solche Rücksichten gebunden, zeigten eine unbegrenztere Pracht.

Das die Person der Königin unmittelbar umgebende Gefolge war, wie leicht zu errathen, aus den Edelsten und Schönsten erwählt, — aus den ältesten Geschlechtern und weisesten Räthen jener glorreichen Regierung, deren Namen zu wiederholen nur den Leser ermüden würde. Dann folgte ein langer Zug von Rittern und Edelleuten, deren Rang und Geburt, wenngleich ausgezeichnet, dennoch in Schatten gestellt wurden, wie ihre Personen an das Ende einer Prozession, an deren Spitze die erhabene Monarchin stand.

So geordnet näherte sich der Zug dem Gallerietthurme, welcher, wie wir schon bemerkt haben, die äußerste Grenze des Schlosses bildete.

Als die Königin in das Schloß einzog, wurde das doppelte Feuerwerk zu Wasser und zu Lande abgebrannt.

„So groß," berichtet der Thurminspektor des Geheimerathsaales, „war das Flammenmeer der brennenden Strahlen, der Glanz der funkelnden Sterne und der Leuchtkugeln, der sprühenden Feuerströme, und so furchtbar, heftig und anhaltend der Donner der Kanonenschläge, daß die Luft davon wiederhallte, das Wasser schäumte, und die Erde erbebte; so daß ich, wenn es mir gleich nicht an Muth gebricht, mich ernstlich zu fürchten begann."

Voll dieser Erinnerungen verließen wir Kenilworth, um auf unserem Wege nach Leamington noch einen kleinen, reizenden Ort, am Avon gelegen, Guy's Cliff zu besuchen. An einer steilen, malerisch gelegenen Felswand des Flusses sieht man eine tiefe Höhle, in welche sich der Sage nach Guy von Warwick, den ich Dir mehrmals genannt und dessen Waffen ich Dir beschrieben, nach vielen großen Heldenthaten heimlich begab, um sein Leben in frommen Betrachtungen zu beschließen. Oben auf dem Felsen steht ein kleines Schloß, das theilweise ebenso alt als Warwick Castle ist. Die Kapelle desselben ist in den eben erwähnten Felsen gehauen, und in derselben befand sich eine Statue Guy's, die ihm Heinrich III. errichtet. Leider wurde dieselbe von Cromwell's Truppen so mißhandelt, daß sie jetzt nur noch einen unförmlichen Steinblock bildet. An diese Statue, sowie an die Kapelle knüpft sich die Sage, daß nach dem Verschwinden Guy's von Warwick seine trostlose Gattin, die ihn jahrelang vergebens aufgesucht hatte, ihn hier todt in seiner Höhle fand, worauf sie sich verzweifelnd in die Fluten des Avon stürzte.

Nimm in Deinen jetzigen Verhältnissen hieraus die Lehre, daß man seine Frau nie heimlicher Weise verlassen soll, und erhalte mir wie bisher Deine Freundschaft.

London, den 7. Oktober.

Lieber Freund!

Gestern Nachmittag verließen wir Leamington, um über Derby nach Backwall zu fahren, in dessen Nähe sich das berühmte Chatsworth, die herrliche Besitzung des Herzogs von Devonshire, befindet. Wir sind gewöhnt, uns unter englischen Eisenbahnen nur etwas ganz Vortreffliches vorzustellen, doch haben die Fahrten auf denselben, namentlich wenn man nicht die großen Expreß-Trains braucht, auch ihre großen Schattenseiten, die bei unserer kleinen Tour hauptsächlich darin bestanden, daß wir selten länger als während einer oder anderthalb Stunden Fahrzeit die gleiche Eisenbahn benützen konnten, sondern bald nach rechts, bald nach links den Zug wechseln mußten. Ueberhaupt ist hier in England von der angenehmen Sorgfalt deutscher Eisenbahn-Verwaltungen durchaus nichts zu spüren, denn man wird weder in den Wartsälen abgerufen, noch wird man durch Zeichen benachrichtigt, daß der Zug nächstens abgeht; auch sind keine Inschriften da, wornach man sich richten könnte, oder genügend Kondukteure, um sich bei ihnen zu erkundigen. Solch' ein englischer Zug fliegt heran, das Gepäck wird von den Wagen herabgeworfen, und Jeder kann das Seinige heraussuchen, so gut es ihm möglich ist. Der Fremde befindet sich auf einer Zwischenstation und glaubt bis zum Endziel seiner Reise ruhig sitzen bleiben zu können, doch verläßt Alles die Wagen, und da Du Dich erstaunt deßhalb erkundigst, erfährst Du zu Deiner unangenehmen Ueberraschung, daß der Zug, auf dem Du Dich befindest, augenblicklich zurückkehrt, woher er gekommen, und Du hier einen andern erwarten mußt, der die Bahn durchkreuzend Dich mitnimmt. Ein andermal hat man sich auf einer Station durch vielfältiges Befragen maulfauler Beamten und Passagiere die Gewißheit verschafft, daß der Zug seinen Weg fortsetzt; auffallender Weise verlassen aber auch hier die meisten Passagiere die Wagen, und nachdem wir nach vielem Fragen endlich Jemand gefunden, der geneigt ist, uns Auskunft zu geben, erfahren wir, daß in ein paar Minuten ein anderer für die gleiche Richtung kommen wird, mit dem wir eine Stunde bälder unser Ziel erreichen würden; also wiederum heißt es in aller Hast ausgestiegen und mühsam gesucht, wo der schnellere Zug ankommt und abgeht. Von

Bahnhofrestaurationen nach unseren Begriffen ist selten eine Spur; hie und da findet man einen elenden Bretterschuppen, wo man Ale, Brandy oder ein hartes Stück Zwieback bekommen kann; an Orten, wo die Züge länger halten, ist wohl irgendwo in der Nachbarschaft eine kleine Tavern, wo man sich an kaltem Roastbeef und Chesterkäse erlaben kann, doch wird hier vom Waiter häufig der Tisch so umständlich und mit so hartnäckiger Langsamkeit gedeckt, daß die Zeit zur Abfahrt schon wieder da ist, ehe man nur einen ordentlichen Bissen zu sich genommen. Was den Comfort der Wagen anbelangt, so ist hier die erste Klasse bei weitem nicht so bequem, wie bei uns die zweite, dafür findet man aber auf verschiedenen Strecken echt englische Absperrungssysteme, die uns äußerst lächerlich erscheinen: so hatten wir Wagen zu acht Sitzen, die man in der Mitte durch eine verschiebbare Scheidewand nochmals in zwei Abtheilungen sondern konnte, was denn auch von den reisenden Engländern meistens geschah und mir vorkam wie die Kästen einer Menagerie, in denen höchst bösartige Bestien transportirt werden. Der süße Genuß einer Cigarre wird einem vollends auf den meisten englischen Eisenbahnen auf's Grausamste verkümmert: kaum fängt man, mit seiner Gesellschaft in einer Abtheilung allein sitzend, behaglich zu rauchen an, so erscheint ein breites, blondes Gesicht mit röthlichem Backenbart am Fenster des Wagens und sagt: „no smoking". Folgst Du diesem kategorischen Befehle nicht sogleich, so erscheint höchst wahrscheinlich derselbe Beamte baldigst wieder und versichert Dich, wenn er Dich jetzt noch einmal rauchen sehe, müßtest Du die angesetzte Strafe von 40 Pfund Sterling zahlen.

Dieses Nöthigen des Fremden, sich hier in England in die hergebrachten, häufig barocken und lächerlichen Formen zu zwängen, ist im höchsten Grade peinlich und macht einem das Reisen häufig zur Qual. Auf Schritt und Tritt fühlt man sich von diesen gesellschaftlichen Schranken beengt und ärgert sich über die häufig grobe Anmaßung, mit der dieselben gegen uns aufrecht erhalten werden, während wir doch leider zu Hause Alles thun, um nicht nur, manchmal mit Unterdrückung unserer Individualität, den Fremden das Leben bei uns so behaglich als möglich zu machen, sondern um uns häufig noch zum Dank dafür Unverschämtheiten aller Art mit freundlicher Miene gefallen

zu lassen. Wie wahr spricht sich in dieser Richtung der Verfasser der „Briefe eines Verstorbenen" aus, wenn er sagt, wir sollten endlich einmal anfangen, den Engländern wenigstens darin Gleiches mit Gleichem zu vergelten, daß wir nicht ewig vor ihrem Gelde und Namen in einer kindisch-sklavischen Bewunderung auf den Knieen lägen, sondern sie mit aller Humanität und immer noch mit mehr Artigkeit, als sie uns in England bezeigen, doch fühlen ließen, daß wir Deutsche in Deutschland Herren vom Hause seien und folglich mehr Ansehen zu behaupten und zu fordern haben als sie, die ohnedieß nur zu uns kommen, entweder um zu sparen, oder sich ein wenig abzuhobeln und vornehme Liaisons zu bilden, die ihnen bei mittlerem Stande zu Hause verschlossen bleiben, oder mit Behaglichkeit sich zu überzeugen, daß, den physischen Lebensgenuß betreffend, wir gegen sie noch halbe Barbaren sind.

Es ist in der That unbegreiflich, und ein wahres Zeichen, daß es hinreichend ist, uns nur schlecht und geringschätzend zu behandeln, um von uns verehrt zu werden, daß bei uns, wie schon erwähnt, der bloße Name Engländer statt des höchsten Titels dient, weßhalb auch jeden Augenblick ein Mensch, der in England, wo die ganze Gesellschaft bis zur niedrigsten Stufe hinab so streng aristokratisch ist, kaum in den vulgärsten Zirkeln Einlaß erhält, in deutschen Ländern bei Hofe und vom vornehmsten Adel fetirt und auf den Händen getragen, jeder seiner Verstöße und Unbehülflichkeiten aber als eine liebenswürdige englische Originalität angesehen wird, bis zufällig ein wirklich angesehener Engländer in den Ort kommt und man mit Erstaunen erfährt, daß man nur einem Fähndrich auf Halbsold oder gar einem reichen Schneider oder Schuster so viel Ehre erwiesen hat. Ein solches niederes Individuum ist indessen doch wenigstens höflich, die Unverschämtheit und Anmaßung mancher Vornehmen dagegen geht wirklich über jeden Begriff.

Die Great-Westernbahn, auf der wir bei unserer kleinen Tour London verließen, ist vom jüngeren Brunnel erbaut und die einzige, welche das breitere Geleise von 7 Fuß hat; doch hat sich das auch hier als unpraktisch bewährt, und fängt man schon auf den verschiedenen Stellen an, schmaleres Geleise dazwischen hineinzulegen. Seit vorgestern sind wir aber schon auf der dritten oder vierten Bahnlinie, die wir

alle vermittelst Verbindungsbahnen durchkreuzt, woher auch wohl dieß beständige, höchst unangenehme Wechseln der Wagen kommt. Dank unserem freundlichen Reisegefährten, Herrn Moore, der unsere kleine Gesellschaft mit großer Sachkenntniß dirigirt, haben wir noch keine besonderen Irrthümer begangen, gestern vielleicht ausgenommen, wo wir an einer Zwischenstation einen schnelleren Bahnzug vorüberfahren ließen, um mit einem langsameren, statt Backwall heute Mittag noch, nur Derby, und zwar Abends um 10 Uhr zu erreichen. Dafür sahen wir aber am andern Morgen eine der interessantesten Bahnstrecken Englands, reich an Tunnels, Brücken, Viadukten, hohen Einschnitten, Felsen, Wald, üppigen Wiesen und reizenden Cottages. Bei Backwall wurde die Gegend einförmig und dürftig, und das kleine Städtchen selbst erschien mir von einer trostlosen, langweiligen Stille und Einsamkeit. Glücklicher Weise fanden wir einen Wagen, der uns in kurzer Zeit nach Chatsworth brachte.

Schon eine Stunde, ehe man des Schlosses ansichtig wird, erreicht man die Grenzen der Besitzungen des Herzogs von Devonshire, von wo man noch eine halbe Stunde fährt bis zum Anfang des eigentlichen umzäunten Parks, wo ein kleines, reinliches und sehr hübsches Wirthshaus steht, das wohl alle Fremden bei der An- oder Abfahrt besuchen. Von hier betritt man die weitläufigen Parkanlagen, geht aber immer noch eine starke Viertelstunde einen geschlungenen Wiesenpfad aufwärts, bis man oben, bei einer Gruppe prachtvoller Buchen und Ulmen angekommen, in ein reizendes Thal hinabblickt, durch das sich ein klarer Fluß schlängelt, dessen ausgedehnte Wiesen zu beiden Seiten zahlreiches Edel- und Dammwild zeigen, und an dessen gegenüberliegender sanft ansteigender Wand Chatsworth Castle, welches, im edelsten italienischen Styl erbaut, mit seinen figurenbesetzten Terrassen, seinen ausgedehnten Mauern und der reichen Krönung seiner Dächer mit Vasen und Statuen, Alles aus hellgelbem Steine, uns prachtvoll entgegenleuchtet und sich lebendig abhebt von der grünen Bergwand, die hinter dem Schlosse hoch und ziemlich steil emporsteigt. An ihr sehen wir schon von Weitem den berühmten künstlichen Wasserfall, wo ein Theil des Wassers viele hundert Fuß hoch von Treppenstufe zu Treppenstufe hinabrauscht, während ein anderer Theil durch zwei Fuß im Durchmesser haltende

Röhren gleitend, unten in der Tiefe seine Strahlen bis zu 280 Fuß hoch emporschleudert. Man bleibt bei diesem Anblick überrascht stehen, und es ist beinahe unmöglich, die Großartigkeit des Schlosses und des Wasserfalls, wie sie uns, einsam gelegen, in der gewaltigen, sie rings umgebenden Natur so mächtig vor das Auge tritt, zu fassen. Chatsworth ist das echteste Bild eines reichen fürstlichen Landsitzes. Langsam steigen wir gegen das Flußthal hinab, überschreiten dort eine Brücke und befinden uns in Kurzem vor dem reichen Gitterthor des Schlosses aus kunstvoller, größtentheils vergoldeter Schmiedearbeit. Da der Besitzer nicht anwesend ist (er befand sich in Schottland auf der Jagd), so ist der Eintritt in Schloß und Park augenblicklich bewilligt. Ein alter Diener führte uns durch weitläufige Höfe an den Eingang des Hauptgebäudes und übergab uns dort der Kastellanin, einer freundlichen, nicht mehr ganz jungen Frau, die uns auf's Umständlichste alle Schätze des Schlosses zeigte.

So wie Chatsworth schon von außen so ganz verschieden ist von fast all' den Schlössern, die wir in England gesehen, durchaus in einem edlen, modernen Styl erbaut, so ist doch der neueren Zeit in allen ihren Einrichtungen und dem Ameublement Rechnung getragen. Leider war unsere Zeit zu beschränkt, um lange bei der Besichtigung des Schlosses verweilen zu können; auch zog uns jeder Blick durch das Fenster mehr und mehr nach dem berühmten reizenden Parke, der rückwärts an das Schloß stößt und allmälig gegen die Bergwand zu aufsteigt.

An Bildern besitzt Chatsworth große Schätze, besonders aber an Handzeichnungen alter, namentlich italienischer Meister, welche die Wände einer ungeheuren Gallerie bedecken. Für Skulpturen ist hier ein eigener, prachtvoller Raum, würdig der seltenen Kunstwerke, die man hier in weißem Marmor aufgestellt sieht, von denen ich nur Canova's Achilles und sterbenden Herkules nenne. Die Fußböden aller Zimmer des Schlosses sind von einfachen, ganz seltenen Eichenparquets, spiegelblank gewichst, was einen äußerst freundlichen und angenehmen Eindruck macht.

Du weißt, daß der Park und die Gärten von Chatsworth durch Paxton angelegt wurden, und hat derselbe hiebei sein ganzes großes Talent zur Geltung gebracht. Es ist nicht meine Absicht, Dir unsern

stundenlangen Spaziergang nur allein durch den Theil des Gartens, welcher unmittelbar an das Schloß stößt, ausführlich zu beschreiben, — oder nur den Versuch zu machen, Dich durch achtzehn Glashäuser von verschiedener Länge und Größe zu führen, worin die seltensten Pflanzen beider Amerikas und aller Gebiete Asiens nur durch eine dünne Glaswand von den Pflanzen unserer Klimate getrennt freudig leben; auch haben wir Aehnliches, was uns verschiedene Partieen dieser Gärten zeigen, in den letzten Tagen schon gesehen: saftgrüne Rasen mit prächtigen, immergrünen Bäumen, Cedern und dergleichen, die unsern Neid rege machen; Gruppen von Kirsch- und portugiesischem Lorbeer, die hier im freien Lande und bei dem milden Klima zu ungeheuren Büschen heranwachsen; Azaleen und Rhododendren, welche hier nie erfrieren, Springbrunnen sowie Seen verschiedener Art, von Nymphäen überwuchert. Doch sind hier zwei Sachen, die man wohl in der ganzen Welt nicht wiederfindet: das ist eine künstliche Felspartie, man könnte sagen ein förmlicher Felsgarten, wo Hohlwege, deren Wände 30—40 Fuß Höhe haben, und von denen die seltsamsten Schlingpflanzen festonartig herabhängen, von einem Theile zum andern führen; überall siehst Du etwas Neues, etwas überraschend Schönes; hier die reichste Sammlung unbehülflich aussehender Steinpflanzen mit ihren fetten Blättern in hell- sowie in bläulich grüner Farben, dort Koniferen fast aller Zonen in den prachtvollsten Exemplaren. Bald steigt der Weg und führt Dich auf eine kleine Anhöhe, von der man Blumenparterres erblickt von den lieblichsten Formen, die mit dem farbigen Kiesgrunde ihrer Wege und ihren Hunderten von Blüten wie eine riesenhafte Stickerei aussehen, bald senkt er sich und bringt Dich in kleine, abgesonderte Thäler, wovon mir eines von ovaler Form unvergeßlich sein wird: auf den künstlichen Felsen rings umher waren Immergrün, Lorbeeren, Rhododendren und Steinpflanzen aller Art undurchdringlich dicht gepflanzt, während rankende Gewächse theils über die Felsen hinabkletterten, theils sich emporschlangen an den Stämmen hoher Fichten und Eichen, welche mit ihren im Winde wehenden Wipfeln dahinter standen. Hier war auch eine artige Spielerei: der Ausgang des kleinen Thales war nämlich durch einen kolossalen Felsblock gesperrt, welcher sich aber bei einer Berührung von der Hand des uns begleitenden Gartengehülfen langsam

drehte und alsdann hinter uns geräuschlos seinen alten Platz wieder einnahm. Einer andern Neckerei kann ich hier auch nicht unerwähnt lassen: es ist dieß ein Baum von so eigenthümlicher Form des Stammes, namentlich aber der Blätter, daß er die Neugierde der Besucher auf sich zieht, und man in seine Nähe geht, um ihn genauer zu betrachten. Kaum befindet man sich aber unter seinen Zweigen, so fangen die Blätter an nach allen Richtungen Wasserstrahlen auszuspritzen, so daß man kaum Zeit findet, ungenäßt wieder zu entkommen.

Die andere Merkwürdigkeit der Gärten von Chatsworth ist das berühmte große Palmenhaus von so riesenhaften Dimensionen, daß man durch die Hauptallee desselben von Norden nach Süden bequem mit dem Wagen fahren kann. Es hat eine Länge von 279 Fuß auf 135 Fuß Breite, bei einer Höhe von 60 Fuß, und bedeckt einen Flächenraum von 36,000 Quadratfuß. Es ist durchgängig von Glas und Nordfichtenholz erbaut, von dem jedes einzelne Stück durch einen Anstrich von Wasserglas dem Einfluß der Luft unzugänglich gemacht ist, wie dieß bei Telegraphenpfosten, Eisenbahnschwellen ꝛc. üblich. Die Heizung geschieht durch heißes Wasser, welches in eisernen Röhren durch das ganze Haus läuft. Unten ist ein großes Tunnel mit acht kolossalen Oefen, zu denen das Brennmaterial auf einer kleinen Eisenbahn geführt wird; die Lüftung geschieht durch Klappen, die in der Stützmauer und auf dem First angebracht sind, wo sich auch Kupferröhren befinden, aus welchen nach Bedürfniß ein feiner warmer Regen über alle Pflanzen des Hauses sprüht. Oben rings um das Glashaus läuft eine elegante Gallerie, zu der man auf einem Fußsteige gelangt, der sich auf's Malerischste durch eine 30 Fuß hohe Felsenmasse emporschlängelt, auf welchem Wege man in der That glauben kann, sich in einem tropischen Urwalde zu befinden; denn ein paarmal bei den Windungen dieses Pfades ist man von Steinen und Felsblöcken eingeschlossen, aus deren Spalten seltsame Farren wachsen, und über welche hereinwehende Büschel von Palmblättern ragen, während kolossale, breitblättrige Bananen auf der Seite gegen das Haus zu Alles verdecken, was von Menschenhand gemacht ist. Hier fehlen nur noch schreiende Papageien, wie leicht funkelnde, in allen Farben schillernde Kolibris und herabringelnde Schlangen.

Bei Bepflanzung dieses Wundergartens herrschte ein äußerst verständiger und sinnreicher Geschmack: alle Pflanzen stehen so vertheilt, daß sie nicht nur reizende Gruppen bilden, sondern auch, je nachdem sie mehr oder weniger Licht und Wärme verlangen. Denke Dir undurchdringliche Bananenbüsche von 30 und 40 Fuß Höhe, so daß üppig wachsende Orangen wie Zwergbäume daneben aussehen, und Agaven mit riesenhaften Blättern wie kleine Kaktuspflanzen erscheinen. Doch ist dieses Alles mit dem verschiedenen Grün der seltsam geformten Blätter Unterholz zu nennen, über dem sich Palmenstämme bis zu 50 und 60 Fuß erheben, so z. B. eine prachtvolle Kokospalme von 65 Fuß und eine Corypha australis von 55 Fuß Höhe. Erstere ist mit ihrem Gipfel durch das Dach gewachsen, und sieht man sie schon von Weitem wie einen grünen Federbusch. Einer der Gärtner des Hauses sagte, daß die Wärmeausströmung während der Wintermonate oben in der Höhe so stark wäre, daß die Palme auch unbedeckt vom Frost nicht litte.

Nebst vielen andern der seltensten Palmarten sieht man auch Tannen, Baumfarren und sonstige Baumarten von außergewöhnlicher Stärke und Höhe, die, meistens den Tropen angehörend, nicht nur vortrefflich gruppirt, sondern auch in einer solchen Entfernung von einander gepflanzt sind, daß sie sich naturgemäß entfalten können und durch ihre Größe, ihre eigenthümlichen Umrisse und Formen, durch die gelungensten Kontraste unserem Auge wohlthun. Alle hier befindlichen Bäume und sonstigen Gewächse sind in's freie Land gepflanzt, woher sich auch ihre außerordentlich kräftige und schöne Entwicklung schreibt, die man am besten von der Gallerie aus übersieht. Ich erinnere mich nie eines reizenderen Anblicks als des so hoch von der Höhe auf diese üppige Laubmasse, auf die wogenden Palmenbüsche und die eigenthümlich geformten Blätter all' dieser seltsamen Gewächse. Dazwischen ranken Schlingpflanzen auf und nieder, winden sich hier um die schlanken Stämme, verdecken dort die Glaswand des Hauses, und wenn Du Deinen Blick tief hinabsenkst auf den mit schmarotzenden Pflanzen bedeckten Boden, wo Dir der Wasserspiegel eines kleinen Sees entgegenleuchtet, der mit Stalaktiten eingefaßt ist, auf dem sich seltsame Nymphäen wiegen, und an dessen Ufern Papyrus, Cannae und andere

Wasserpflanzen emporwachsen, so kann man sich wirklich für einige Augenblicke in einen jener Urwälder der tropischen Zone hinübergezaubert glauben.

Nachdem ich Dir dieses feenhafte Wunderhaus so gut als möglich beschrieben und vor Augen geführt, bin ich nicht im Stande, Dir Schöneres von Chatsworth am heutigen Tage mitzutheilen, der damit endigte, daß wir spät Abends glücklich nach London zurückkamen, von wo ich morgen früh unsere Heimreise anzutreten gedenke.

Hackländer, Friedrich Wilhelm,

Vom Haidehaus

Stuttgart 1865